MASTER NEGATIVE NO. 93-81441-3

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

DUBOC, JULIUS

TITLE:

DIE PSYCHOLOGIE DER LIEBE

PLACE:

HAMBURG

DATE:

1883

Master Negative #
93-81441-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

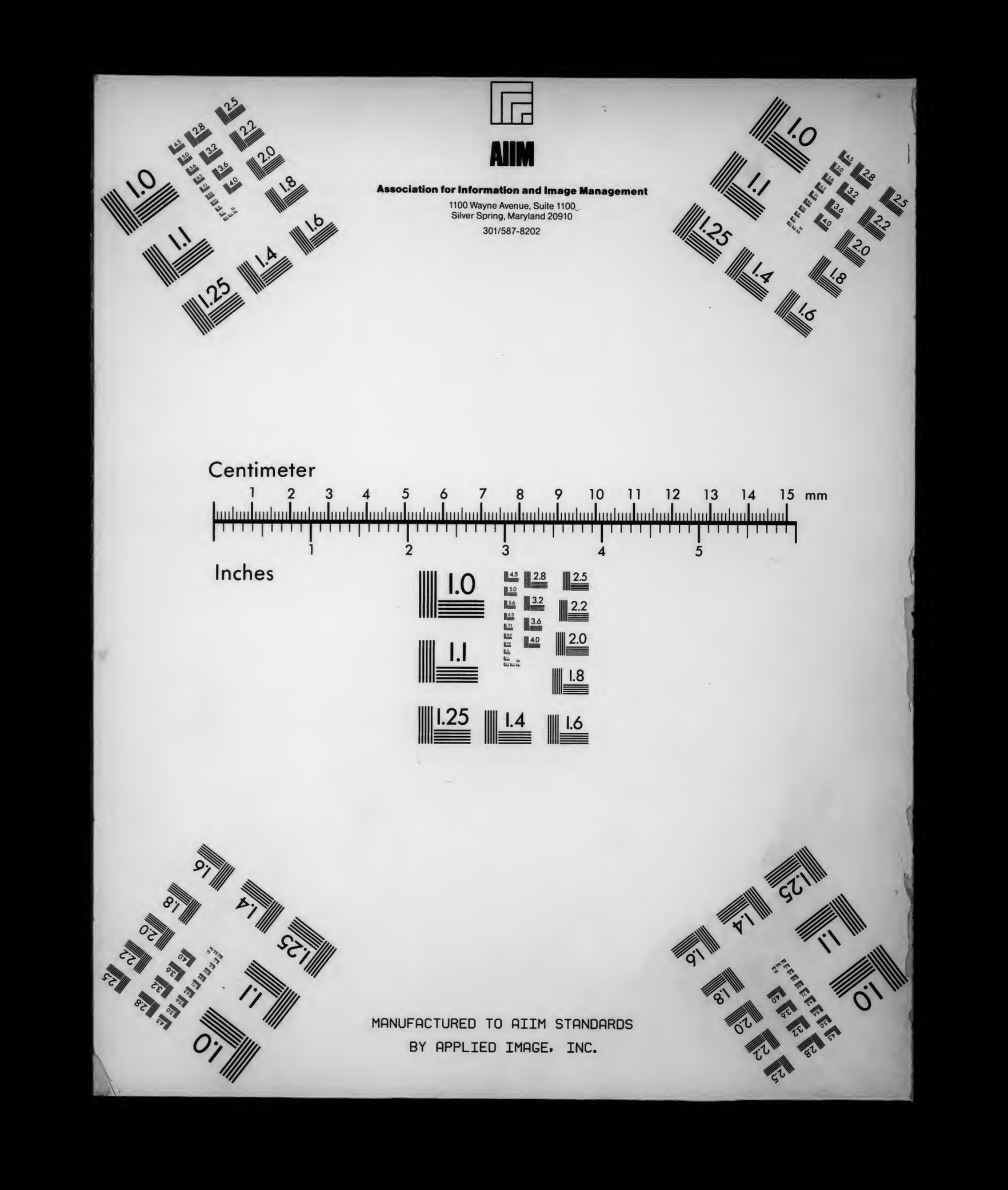
193D845 Duboc, Karl Julius. 1829-
P Die psychologie der liebe. 2te
vermh. aufl. 2te ausgabe...
Hamburg 1883. D. 16 + 299 p. 1 por.

96788

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7/1/93 INITIALS BAP
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

193D845 - P

(4.-)

193 D845 P

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1898
Given anonymously

.80

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Y. Duboc.

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Y. Duboc.

Die

Psychologie der Liebe.

Von

Julius Duboc,
Dr. phil.

Zweite ergänzte und vermehrte Auflage.

Zweite Ausgabe.

Dum nos fata sinunt, oculos satiemus amore
Nox tibi longa venit nec reditura dies.
Properz.

Die Liebe ist ein unendlicher Gegenstand für die Reflexion und so soll auch in's Unendliche darüber nachgedacht werden.
Schleiermacher.

Hamburg.
Verlag von Hermann Grüning.
1883.

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Die

Psychologie der Liebe.

Von

Julius Duboc,
Dr. phil.

Zweite ergänzte und vermehrte Auflage.

Zweite Ausgabe.

Dum nos fata sinunt, oculos satiemus amore
Nox tibi longa venit nec reditura dies.
Properz.

Die Liebe ist ein unendlicher Gegenstand für die Reflexion und so soll auch in's Unendliche darüber nachgedacht werden.
Schleiermacher.

Hamburg.
Verlag von Hermann Grüning.
1883.

25 Mar 99 HDB

Meinem Freunde

Dr. Carl Abel

als Zeichen herzlichster Zuneigung

gewidmet.

261537

FEB 7 1899 Harrassowitz. 48

Ich bringe Dir, mein lieber Freund, zum zweitenmal dies kleine Buch dar, dessen erster Leser oder vielmehr Hörer Du gewesen bist. Du erinnerst Dich wohl noch, wie ich vor etlichen Jahren in Pillnitz Dir eines Sommerabends einen Abschnitt aus dem noch unfertigen Manuscript vorlas und an Deinem Kennerurtheil, Deinem Beifall mich wie an einem günstigen Vorzeichen erbaute. Dennoch glaubte ich kaum auf viele Leser, kaum auf die Gelegenheit rechnen zu dürfen, einige mehr andeutungsweise behandelte Partien bei einem wiederholten Anlaß etwas genauer ausarbeiten zu dürfen. Nun hat sich diese Gelegenheit dennoch geboten und Du findest daher das neue Buch in seinem Grundgedanken zwar unverändert, den Grundgedanken selbst aber sowohl in der Einleitung wie in den ersten Abschnitten etwas schärfer formulirt. Der weitere Ausbau in den darauf folgenden Abschnitten ist, mit Ausnahme einer neu

hinzugekommenen Ausführung über die Eifersucht, unverändert geblieben.

Das große Gebiet der Liebe als ein *menschliches* genau abzustecken, war das Princip dieses ersten Theils meiner Arbeit und ist es geblieben. Ich kann mich mit der, sowohl in der Richtung der neueren naturwissenschaftlichen Forschung als mancher philosophischen Theoreme gelegenen Tendenz, Thier und Mensch auch hinsichtlich der gesammten Geschlechtssphäre unter einen und denselben Gesichtswinkel der Betrachtung zu stellen, nicht aussöhnen. Es erscheint mir als ein Fehler, die Analogien nachdrücklich hervorzuheben, die wesentlichen Unterschiede dagegen nebensächlich zu behandeln und uns fortwährend gewissermaßen ein Familienportrait einer Thier-Menschenwelt, in welchem die Züge ziemlich unterschiedslos durcheinanderfließen, vorzuhalten. Und eben das Uebermaß in dieser einseitigen Behandlung hat mich veranlaßt, schärfer suchend, als es sonst vielleicht geschehen wäre, meine Blicke nach der entgegengesetzten Seite zu richten und ohne das Fundament der Beobachtung Preis zu geben, derselben namentlich in den abzuleitenden Schlüssen eine weitere Ausdehnung zu geben. Daß

dadurch bei der Schwierigkeit des Gegenstandes manche Mißverständnisse entstehen, manche Widersprüche geweckt werden können, denen ich hätte ausweichen können, verhehle ich mir nicht, ohne deshalb die Entwicklung, wie ich sie versucht, für weniger wünschenswerth zu halten.

Gewisse Momente in der Zeitrichtung scheinen mir das Wünschenswerthe in dieser Beziehung noch zu verstärken. Die Klagen über Entartung des Kunstgeschmacks, über die Bevorzugung des Prickelnden, Sensationellen, Aufregenden, über die Entstellung des Ideals in der Literatur wie auf der Bühne sind ziemlich allgemein. Viele gehen soweit sich in unmuthiger Entrüstung von vielen gepriesensten Erzeugnissen der Kunst abzuwenden, weil die raffinirteste, verwegenste Ausbildung des Talents, die sie zugeben, sie in ihren Augen nicht für den rohen Materialismus im inneren Gehalt entschädigt. Die Vertheidiger andererseits berufen sich vor Allem auf das Naturrecht der Sinnlichkeit, Beschränkung gilt als Zwang, Verhüllung als Heuchelei, und sie finden mit dieser Berufung meistens vor einem sehr großen, bewundernden Auditorium Gehör. Nicht unmittelbar, aber doch

mittelbar berührt sich diese Debatte mit einer Psychologie der Liebe, die den menschlichen Gehalt im Empfindungsbereich der Liebe in scharfer Sonderung von Allem, was ihm nicht angehört, festzuhalten bemüht ist. Was sonst eigentlich nur ein entrüsteter Ausbruch eines sittlich indignirten Gefühls ist, kann auf diese Weise wissenschaftliche Beweisführung werden, die aber eben darin auch das Maß findet sich vor Uebertreibungen zu hüten. Es ist sehr leicht auf ethischem Gebiet von „reiner Menschlichkeit" und einem äußersten Gegensatz derselben zu reden, es ist sehr schwierig, damit einen exacten Begriff zu verbinden und den Nachweis zu erbringen. Ich habe das in Bezug auf die Geschlechtsempfindung zu formuliren versucht — mit wie viel Geschick muß ich dahin gestellt sein lassen, jedenfalls mit dem Bemühen in der ganzen Auseinandersetzung, die in dem über die Begier Gesagten ihre Zuspitzung erreicht, einen Gesichtspunkt durchweg festzuhalten.

Aber bei dieser ganzen Betrachtung ist nicht ohne einige geduldige Gedankenarbeit über schwierige Probleme wie über den Begriff des Wahren, über das Verhältniß des Individuellen zum Allgemeinen

auszukommen und ich will daher dem Leser, der dergleichen nicht liebt, gleich hier zum Troste sagen, daß er die Einleitung ohne Schaden für das Verständniß des Uebrigen zur Noth auch überschlagen kann.

Du, mein arbeitsgewohnter Freund, wirst nichts überschlagen. Mögest Du nach beendigter Lectüre Dir und mir sagen können, daß ich Deine Zeit nicht ganz umsonst in Anspruch genommen habe.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die vorliegende Schrift unternimmt zu den vielen vorhandenen Betrachtungen über das große Gebiet der Liebe in einer meines Erachtens zu wenig angebauten Richtung einen Beitrag zu liefern. Es ist die Psychologie der Liebe als *Naturgeschichte* des Gefühls, welches die Geschlechter zusammenführt, der die nachfolgende Darstellung gewidmet ist: den natürlichen Verlauf desselben einzusehen und in seinem sich bedingenden und bis zum Gipfelpunkt steigernden Verlauf darzustellen, alle mystischen Formeln zu streichen und an die Stelle poetisch-philosophischer Unbestimmtheit und abstracter Unverständlichkeit profane Verständlichkeit und Naturwahrheit zu setzen, auf diese Naturwahrheit alsdann einen ethischen Inhalt zu gründen, die Berechtigung desselben durch diese Uebereinstimmung zu erweisen und die psychologischen und logischen Folgerungen zu ziehen; das ist der wesentlichste Theil der Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Wenn ich die Grundzüge derselben wenigstens nicht ganz verfehlt und innerhalb der selbstgesteckten Grenzen eine gewisse Vollständigkeit erreicht habe, so hoffe ich auch in dieser Beschränkung des Thema's nicht ganz unnütz gearbeitet zu haben*).

*) Allerdings verbinde ich auf diese Weise mit einer „Psychologie der Liebe" einen anderen Begriff als es z. B. Dr. G. *Brandes* thut, wenn er in seinen von Strodtmann übersetzten Vorlesungen („Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts", Berlin 1872) über Constant's Adolphe sagt: „Erst jetzt begann man die Liebe als etwas Zusammengesetztes zu betrachten und den Versuch zu machen sie in ihre Elemente aufzulösen. In „Adolphe" und in der ganzen Literatur, welche sich an dies Buch anschließt, wird genau darauf gemerkt, wie viel Theile, wie viel Gran Freundschaft, Hingebung, Eitelkeit, Ehrgeiz, Bewunderung, Achtung, sinnlicher Anziehung, Illusion, Einbildung, Täuschung, Haß, Ueberdruß, Enthusiasmus, verständiger Berechnung u. s. w. bei jedem der beiden Betreffenden in dem mixtum compositum, das sie ihre Liebe nennen, enthalten sind. Durch eine solche Analyse verlor sie ihren übernatürlichen Charakter und hörte auf vergöttert zu werden. Statt ihrer Poesie erhielt man ihre *Psychologie*. Es ging, wie wenn man das Fernrohr auf einen Stern richtet, seine Strahlen verschwinden, man sieht nur den astronomischen Körper, aber wo man früher im Mondenlicht nur eine helle und glänzende Scheibe mit stets veränderter Fläche sah, da gewahrt man jetzt eine Mannigfaltigkeit von Bergen und Thälern."

Dieser letzte Vergleich paßt in der That sehr schlecht. Der Mond ist eine einheitliche Größe, deren Beschaffenheit mir durch das Fernrohr lediglich näher vor das Auge und also vor das Erkenntnißvermögen gerückt wird, die *Begrenzung* desselben als Object der Beobachtung ist aber von vornherein gegeben. Bei der Liebe soll diese durch die Untersuchung erst hergestellt werden, denn wie kann von einer Psychologie der Liebe die Rede sein, wenn man nicht die Psyche, das was ihr unterscheidendes Wesen ausmacht, zu fixiren versucht hat. Dieser wichtigsten Anforderung, der bei mir der zweite Abschnitt „über die Grenzen der Liebe" gewidmet ist, wird aber durch eine auch noch so genaue und geistreiche Analyse eines „mixtum compositum" von beliebigen Gefühlen in keiner Weise entsprochen und von einer auf diesem Wege gewonnenen Psychologie der Liebe kann nur in einer völlig ungenauen Begriffsanwendung geredet werden.

Ich habe mich bemüht über die Liebe *nüchtern* d. h. vor allen Dingen so zu reden, daß der Leser veranlaßt ist

beim Lesen keine halbfertigen, unklaren Vorstellungen zu nähren. Von vornherein mußte ich also auf eine so reizvolle Darstellung, wie sie etwa in Schleiermachers „Vertrauten Briefen über Lucinde“ und ähnlichen Schriften enthalten ist, Verzicht leisten. Ich gestehe, daß jenes halb verschollene Büchlein mich noch immer eben so sehr anzieht, als es mir auf der anderen Seite widerstrebt. So wenig festen Kern es dem Gedanken überliefert, so reich ist die poetische Fülle der Empfindung und feinsinnige Betrachtungsweise in ihm vertreten. Schleiermacher's „sanfte Rede und seine heilige Unverständlichkeit“ (wie Gutzkow im Vorwort sagt) muthet den Leser ungefähr wie fernes Glockenläuten an. Es überkommt den Hörer eine milde, weihevolle Stimmung und Allerlei geht ihm dabei durch den Sinn, ohne daß er in den Bann des Gedankens geräth, ohne daß er sich die Anstrengung zuzumuthen braucht jenen anmuthvollen, sanft dahin wallenden Fluß der Rede immer bis auf den Grund und Boden zu erforschen und zu durchmessen.

Wenn die nachfolgenden Aufzeichnungen auf solchen poetischen Reiz keinen Anspruch erheben, so liegt es ihnen noch ferner mit gewissen glänzenden Musterleistungen geistsprühender Reflexionen im höheren Feuilletonstyl in die Schranken treten zu wollen. Die „Psychologie der Liebe“ ist keine „brillante Leistung“ noch weniger eine „pikante“ Schrift und sie *will* es nicht sein. Die Nachrede, die sie sich am liebsten erwürbe, wäre gewissenhaft erwogen, gründlich durchdacht und frei von der bestechenden und bestochenen Phrase zu sein. In letzterer Beziehung wenigstens glaube ich mir selbst das Zeugniß ausstellen zu dürfen keiner Versuchung unterlegen zu sein. Ich bin

ängstlich bemüht gewesen selbst jeden rednerischen Schmuck, jede bildliche Ausdrucksweise zu vermeiden, die mir einen phrasenhaften Klang zu haben oder unklare Vorstellungen zu begünstigen schienen*). Mein einziges Bestreben war, alle Beziehungen, die mir für die Beurtheilung und Begründung meiner Anschauungen erheblich erschienen, zu umfassen, sie nach ihrem wahren Werth und Wesen zu erkennen und ihren inneren Zusammenhang dem Leser verständlich darzulegen. Und das einzige Lob, nach dem ich geize, ist, wenn mir zugestanden wird, daß ich meinen Zweck, den Zweck aller Forschung: „Seiendes in Gewußtes umzusetzen“, gleich entfernt von abstracter Speculation wie von unklarer Gefühlsschwärmerei, überall im Auge behalten und ausschließlich ihm gedient habe.

Die geistige Cultur unserer Tage leidet bei allen Vortheilen, die ihr eigenthümlich, bei allem Reichthum

*) Zu solcher von der philosophischen Darstellung am besten zu vermeidender Ausdrucksweise rechne ich es auch, wenn Herr von Hartmann (Philosophie des Unbewußten. Abschnitt B. Capitel II) Freundschaft und Liebe in folgender Weise unterscheidet: „Die eine ein schöner, milder Herbstabend von gesättigtem Colorit, die andere ein schaurig entzückendes Frühlingsgewitter, die eine die leichthin lebenden Götter des Olymps, die andere die himmelstürmenden Titanen; die eine selbstgewiß und selbstzufrieden, die andere hangend und bangend in schwebender Pein; die eine klar im Bewußtsein ihre Endlichkeit erkennend, die andere immer nur nach dem Unendlichen strebend in Sehnsucht, Lust und Leid, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt; die eine eine klare und reine Harmonie, die andere das geisterhafte Klingen und Rauschen der Aeolsharfe, das ewig Unfaßbare, Unsagbare, Unaussprechliche, weil nie mit dem Bewußtsein zu Fassende, der geheimnißvolle aus ferner, ferner Heimath herübertönende Klang; die eine ein lichter Tempel, die andere ein ewig verhülltes Mysterium.“

des verfügbaren Materials, bei aller Schnelligkeit, mit der, was der Eine erworben, dem Anderen zu Gute kommt, an einem sehr ernsthaften Uebelstand: der Flüchtigkeit. Flüchtige Eindrücke, die sich gegenseitig rasch ablösen, flüchtiges Aufnehmen und Verarbeiten, flüchtiges Denken. Der Neigung flüchtig zu denken, sich beim Denken möglichst wenig Zeit zu gönnen, kommt die denkflüchtige Schriftstellerei, die mit allen Hülfsmitteln des Talents zur Virtuosität ausgebildet wird, bereitwilligst entgegen. Eins hebt und trägt das Andere, wie es sich gegenseitig bedingt und hervorruft. Die schwierigsten ethischen und psychologischen Verhältnisse und Fragen finden wir häufig, leider viel zu häufig, in spielender Weise behandelt, mit einigen Paradeausdrücken erörtert, mit Witzworten illustrirt, in epigrammatischer Kürze abgefertigt. Bei der Verehrung, welche der bekannte französische Ausspruch, daß jede Gattung außer der langweiligen gut sei, findet, vergißt man nur, daß dem überreizten Geschmack jede einfache Kost schließlich fade und langweilig erscheint und daß nicht minder einem Publicum, das nur noch erheitert, angeregt, aufgeregt und rasch orientirt sein will, jede Zumuthung des Denkens zur unerträglichen Langeweile wird. Der Maßstab der Langeweile kann also tief sinken und er sinkt um so tiefer, je mehr geistige Kräfte dienstwillig bemüht sind, sich den so entworfenen Normen anzupassen. Ich für mein Theil will bei der Behandlung eines so hervorragend anthropologischen Gegenstandes wie es die Geschlechtsliebe ist, lieber für schwerfällig als für flüchtig gelten und wünsche mir ebenso schwerfällige Leser. Gehen wir alsdann in der Beurtheilung auseinander, kommen

wir in den Resultaten nicht zusammen, so besteht doch eine Uebereinstimmung des Strebens. Und einem solchen Streben sind vielleicht meine Auseinandersetzungen, selbst wo sie nicht überzeugen konnten, dadurch förderlich gewesen, daß sie das Für und Wider unparteiisch und faßlich darzulegen versuchten und die Uebersicht in einigen wesentlichen Punkten zu erleichtern sich bemühten.

Nach zwei Seiten namentlich lag es nahe, den Betrachtungen über die Liebe eine größere Ausdehnung zu geben und warum dies nicht geschehen, mag am Schluß dieser Vorbemerkungen noch kurz erwähnt werden. Die eine Seite geht das religiöse Wesen an und die Thatsache, daß in demselben auch dem geschlechtlichen Empfinden eine gar nicht wegzuleugnende, sehr erhebliche Bedeutung zukommt*). Ich habe Anstand genommen, dies Gebiet in meinen Auseinandersetzungen zu betreten, obwohl sich daraus manche interessante Ergänzung ergeben hätte, weil ich alsdann unvermeidlich mit jenen krankhaften Mysterien einer unsinnlich-sinnlichen Geschlechtsempfindung zu thun bekommen hätte, die mehr zur Nosologie als zur Psychologie der Liebe gehören. Gegenüber dem Nachtheil mit meiner Darstellung unreine und ungesunde Elemente, die irgend entbehrlich waren, zu verweben, glaubte ich den Vortheil einer größeren Vollständigkeit nicht allzu hoch anschlagen zu sollen.

Die andere Seite betrifft die sogenannte Frauenfrage, die sich mit einer Untersuchung über das Wesen der Liebe nothwendig in einigen Punkten berührt, wenig-

*) Ich verweise den Leser, der sich für dies Gebiet interessirt, beispielsweise auf den Aufsatz von L. Feuerbach: „Ueber die Glorie der heiligen Jungfrau Maria." (Gesamm. Werke, Band I.)

stens insoweit als beide die Natur des Weibes zu berücksichtigen und darin von bestimmten Anschauungen auszugehen haben. Indessen ist die Frauenfrage, deren ernsten Kern ich natürlich vollständig anerkenne, mit so vielen anderen Beziehungen verzweigt, daß sie ein selbstständig für sich bestehendes Ganze bildet und ihre Erörterung innerhalb einer „Psychologie der Liebe“ nicht am Platz gewesen wäre. Ich habe mich daher auf einige Bemerkungen, welche sich bei Berührung der Mutterliebe ungezwungen ergaben, einschränken zu sollen geglaubt. Einiges andere Hierhergehörige findet der Leser in den meiner Schrift angehängten Anmerkungen. Dieselben enthalten überhaupt, wie ich hier noch bemerken möchte, kein Citatenmaterial, sondern Ausführungen, die durchaus mit dem Gegenstande derselben in engster Verbindung stehen. Nur weil sie sich formell nicht ganz in den Gang der systematischen Entwicklung des Thema's einfügten, wurden sie an den Schluß verwiesen. Sie bilden aber gleichwohl Ergänzungsglieder zu dem Vorgetragenen, dem sie weitere Begründung zu leihen versuchen und bitten um die gleiche Gunst der Beachtung, welche der Leser diesem etwa zu Theil werden lassen will.

GRADUATE LIBRARY

Einleitung.

Daß es eine „Psychologie der Liebe“ *) geben *kann*, — was vielfältig bestritten worden ist — eine Psychologie nicht in dem geläufigen, unwissenschaftlichen Sinn einer feinsinnigen, eindringlichen Seelen- und Gefühlsmalerei, sondern in dem wissenschaftlichen einer Fixirung des Grundwesens der Liebe, auch nicht eine Psychologie der deutschen, französischen ꝛc. kurz der *nationell-individualisirten*, sondern der Liebe schlechtweg, daß es möglich ist einer solchen ein *thatsächliches* Verhältniß im Leben der *Menschheit* zu Grunde zu legen, das wird schon dadurch bezeugt, daß der Mensch von einer „*wahren, ächten* Liebe“ spricht, daß ihn das Gefühl, der Gedanke einer solchen *nothwendig* erfaßt. Denn indem er dies thut, indem er von „ächt, wahr“ spricht, nimmt er ja im Princip eine Scheidung zwischen ächt und unächt vor, stellt er den Begriff der Zugehörigkeit und Ungehörigkeit auf, geht er also auf ein *Wesen* der Liebe zurück und damit ist die Berechtigung einer allgemein menschlichen Psychologie der Liebe bereits zugestanden. Was dem unwissenschaftlichen

*) Unter Liebe ist hier und im ganzen Verlauf der Schrift stets nur die Liebe von Geschlecht zu Geschlecht verstanden. Inwiefern diese als etwas durchaus Eigenartiges zu behandeln ist, wird sich weiterhin ergeben.

Bewußtsein hierbei vorschwebt, das versucht der Psychologe festzubannen und logisch so zu entwickeln, daß es eine bestimmte, für die Helle des Bewußtseins erfaßbare Gestalt gewinnt. Hiergegen giebt es eigentlich nur einen einigermaßen beachtenswerthen Einwand. Meint der Mensch nicht, indem er von einer „wahren" Liebe spricht, eigentlich stets seine eigne wahre Liebe, sodaß er — nur emphatischer und daher unwillkürlich über sich selbst hinausgreifend — doch nichts weiter ausdrücken will, als die grade ihn vorzugsweise befriedigende Richtung und Weise seiner Empfindung? Gewiß nicht. Prüfen wir uns doch nur selbst auf unsere Meinung. Der formelle Charakter der Wahrheit — ganz abgesehen von ihrem Inhalt — ist die Allgemeingültigkeit d. h. indem der Mensch ein Verhältniß als wahr bezeichnet, meint er allemal nicht das für ihn allein, sondern das allgemein Gültige. Wie stark auch die subjective Gewißheit, also auch der rein subjective Ursprung seiner Fürwahrhaltung sei, mit der Bezeichnung: wahr verbindet er die Meinung einer Signatur, die für Alle gleich verbindlich ist. Das von ihm ausgesprochene wahre Beschaffensein eines Objects ist eben wahr, weil und insofern es für Alle gültig ist. Die Wahrheit besteht zwar für das erkennende Subject unabhängig von der Erkennung und Anerkennung dieser Gültigkeit Seitens der Uebrigen, aber nicht unabhängig von der Ueberzeugung, daß dasselbe trotzdem Gültigkeit für sie besitzt, daß sie es erkennen müßten, wenn nicht gewisse Hindernisse bestünden und daß sie es daher erkennen werden, wenn diese Hindernisse überwunden sind. Daher die Gewißheit, welche die meisten, und namentlich die muthigeren, von der Befreiung von Irrung wie von einer inneren Nothwendigkeit durchdrungenen Geister beseelt, daß die Wahrheit dereinst siegen wird, auch die nur von dem Einzelnen gefundene und einstweilen erkannte Wahrheit. Diese Gewißheit, dies Vertrauen hat nur darin seinen Grund, daß der Mensch, sobald er etwas Wahres ausspricht, etwas Allgemeingültiges ausgesprochen zu haben vermeint, welches daher nicht bloß ihm, sondern auch den Anderen zugehört. Allerdings spricht man wohl gelegentlich auch von „subjectiv wahr", meint aber in einem solchen Fall nichts Anderes, als daß für das Subject gewisse, in seiner besonderen Lage und Verfassung begründete und ihn gewissermaßen entschuldigende Gründe vorhanden seien, welche bewirken, daß ihm etwas nicht Allgemeingültiges, etwas nicht Wahres als wahr erscheine. Indem der Mensch etwas als wahr bezeichnet und in diesem wahren Beschaffensein die Allgemeingültigkeit desselben behauptet, rückt er das Object daher in eine gewisse bestimmte Stellung zu sich wie zu allen Uebrigen. An dieser Beziehung wird auch dann nichts geändert, wenn das Object, der Sinnenwelt entnommen, an dem inneren Menschen selbst haftet, einen Zubehör desselben in irgend einem Sinne darstellt, wie es also z. B. bei der Liebesempfindung der Fall ist. Was geändert wird und die Sache in diesem Fall so unendlich viel complicirter und schwieriger gestaltet, ist nur, daß das als wahr behauptete Verhältniß nun nicht bloß für alle Menschen existirt, sondern auch an ihnen und zwar in ihrer Beseelung existirend nachgewiesen werden muß, es ist die Herstellung der Evidenz in diesem Punkt. Mit beneidenswerther Sicherheit darf der Naturforscher auf dem Gebiet der sinnlichen Erscheinungswelt sich an die Aufgabe machen, seine Beobachtungen

im Einzelnen zu verzeichnen und dieselben schließlich in ein Gesammtbild zu vereinigen. Das Object der Untersuchung ist in seiner Hand, Jedem sichtbar und — was die Hauptsache — Jedem auf dieselbe Weise sichtbar, sobald die sinnliche Wahrnehmung auf den bisher unbeobachtet gebliebenen Punkt einmal gelenkt worden ist. Sein Verdienst als kühner und glücklicher Forscher besteht vor Allem darin, dies gethan, das Reich der Beobachtung erweitert zu haben. Er hat Unsichtbares sichtbar gemacht, indem er schärfer wie die Andern sah. Dies schärfere Sehen kann das Resultat lediglich des Zufalls oder glücklicher Naturanlage, es kann aber auch das Ergebniß bewußter geistiger Vermittlung sein. Der Naturforscher in diesem Sinn richtet sein Augenmerk auf Punkte, an denen die flache Beobachtung bisher achtlos vorüber ging und die, durch ihn erkannt und festgestellt, nunmehr weite Gebiete mit neuem Lichte erhellen. Gegenüber seinen weniger begabten Mitarbeitern auf den gleichen Gebieten befand er sich von vornherein auf einem erhöhten Standort der Beobachtung, er blickte durch ein geistiges Fernrohr. Diese Unterlage seiner hervorragenden Thätigkeit macht seine mehr oder minder geniale Bedeutung als Naturforscher aus, sie unterscheidet ihn von dem geistlosen Empiriker. Es handelt sich nicht mehr um ein einfaches schärferes Sehen des sinnlichen Auges oder der unmittelbar durch dasselbe bewerkstelligten Beobachtung, sondern um einen bedeutend geistigeren, an entferntere Bedingungen einer ungewöhnlichen Begabung anknüpfenden Prozeß. Aber gleichwohl ist das letzte Resultat der Beobachtung schließlich auf rein sinnlichem Wege erkenntlich und nachweislich zu machen und der Naturforscher

bleibt in der glücklichen Lage, das, was sich ihm aus den entferntesten Combinationen erschlossen, was ein gedankenheller Blitz seines Geistes aus dem Dunkel des Mißverstandes oder der Verborgenheit erlöst, auch dem beschränkten Erkenntnißvermögen handgreiflich demonstriren, für das gewonnene Resultat vor Aller Augen den Beweis führen zu können, ohne für diese mittheilende Vermittlung mehr als ein aufmerksames Sehen zu beanspruchen.

Der Naturforscher auf geistigem Gebiet hat auf diesen großen Vortheil und die Befriedigung, die für sein Wirken daraus fließt, zu verzichten. Sein Object entbehrt derjenigen Sinnfälligkeit, die Jedem einleuchtend zu machen ist. Indessen, wenn sein Weg schwieriger, so ist er deshalb nicht ungangbar. Es kommt nur darauf an, jeden Schritt in der Untersuchung doppelt vorsichtig zu prüfen und da wir der Sinnenhelle in der Beschaffenheit des Objectes entbehren, es um so genauer mit der Helle und Schärfe der Begriffsbestimmungen, und der zu dem ins Auge gefaßten Ziel führenden Gedanken-Operationen zu nehmen.

Ich habe bisher behauptet, daß schon indem der Mensch den Gedanken einer „wahren" Liebe erfasse und ausbilde, er ein allgemein menschliches Grundwesen der Liebe behaupte, indem „wahr" stets über das Einzelwesen hinausgreife und eine Allgemeingültigkeit in Anspruch nehme. Diese Behauptung eines allgemein menschlichen Grundwesens der Liebe — des Substrats jeder wahren Psychologie der Liebe, heißt, logisch auseinandergefaltet, nun nichts Anderes als: es giebt im *Wesen des Menschen*, d. h. in dem, was dessen bindende organische Gesetzeskraft ausmacht, in dem, was der individuellen

Entfaltung des Menschengeschlechts als dessen vorwiegender Gattungscharakter gegenübersteht, eine Organisationsweise, welche zur nothwendigen Folge hat, daß die Geschlechts-Empfindung sich stets in derselben Weise aus- und aufbaut und zwar bis zu ihrer höchsten Höhe hinauf, welche demnach ebenso wie die vorhergehenden Stadien in diesem Empfindungsbereich dem Menschenwesen als solchem in derselben Weise angehören wie ihm die Vernunft z. B. angehört. Und wie wir diese letztere dem Menschenwesen als eigenthümlich zurechnen, als Organisationsbeschaffenheit, die in einzelnen Individuen eine außerordentliche Entfaltung nimmt, bei anderen auf einer niederen Stufe verharrt, bei allen aber sich in derselben Weise entfaltet, mit einem gleichartigen Inhalt erfüllt, so auch mit der menschlichen Geschlechts- oder Liebes-Empfindung. Die Consequenz hiervon ist, daß wir einen nachweisbaren, wahren d. h. in dem Grundplan des Menschen mindestens als Keimanlage enthaltenen Modus des Liebesempfindens behaupten, — ohne zu vergessen, daß dieser Keim in ganzen Generationen, Zeitperioden, Völkern und Volksschichten nicht mehr als die dürftigsten Ansätze treibt und getrieben hat, zu anderen Zeiten und bei anderen Völkern der Entartung verfällt, ohne aber auch zuzugeben, daß man diese Behauptung je anders widerlegen und umstoßen kann, als indem man die Einheit des Menschengeschlechts selbst in seinen vitalen Beziehungen — die geschlechtliche Liebesempfindung drückt gewiß eine solche aus — verneint, was ein Ungedanke sein würde*).

*) Ich treibe den Vergleich zwischen Liebesvermögen und Vernunftvermögen nicht weiter als er reicht, aber er reicht nach meiner

Nehmen wir nun einmal an, es ließe sich auf irgend eine Weise — wie? bleibe einstweilen dahin gestellt — dies allgemein gültige Grundwesen der Liebe, also die ächte, wahre Liebe fixiren, so gewinnen wir dadurch einen Typus des Allgemeinen, eine Psyche, zu der sich

Auffassung grade so weit, daß er eine Coordination beider Richtungen im Grundplan des Menschenwesens zuläßt, insofern beide eine durchaus vitale Beziehung desselben ausdrücken. Wir können den Begriff des Vitalen doch nicht so einschränken, daß wir darunter nur diejenigen Beschaffenheiten des Menschenwesens verstehen, die nicht fehlen oder unterdrückt werden können, ohne in unmittelbarer Folge den Lebensbestand selbst aufzuheben, wo dann für eine so enge Begriffsbestimmung nur etwa das Athmen und die Blutbewegung übrig bleiben würden. Erweitern wir den Begriff des Vitalen aber darüber hinaus, so giebt es wieder nichts, was eine tiefer reichende Beziehung in der menschlichen Daseinsform ausdrückt, als was einerseits sein Vernehmen und seine Vernehmbarkeit (Vernunft, Sprache), anderseits seine Fortpflanzung und den damit verknüpften Empfindungsbereich angeht. In diesem Empfindungsbereich aber auch die sittlich-ästhetische Seite desselben unverlierbar festzuhalten, sie auf den einfachsten Ausdruck zu reduciren und in dieser simpelsten Ausgangs- oder Keimform für den Menschen schlechtweg in Anspruch zu nehmen, ergiebt sich als eine einfache logische Consequenz, da grade in dieser, in der sittlich-ästhetischen Seite der Geschlechtsempfindung, dasjenige enthalten ist, was das Thier nicht aufzuweisen hat, was also, insofern man überhaupt in den Geschlechtsbeziehungen eine spezifisch menschliche Bedeutung anerkennen will, auch in dem Grundplan desselben enthalten sein muß. Wenn der Nachweis für den menschlichen Gattungscharacter der Liebe so viel schwieriger zu erbringen ist wie für den der Vernunft, so liegt dies hauptsächlich in der Vielfältigkeit und Vielseitigkeit der auf dieselbe wirkenden, den ganzen Bereich der Gemüthsbeziehungen umfassenden Einflüsse, da sich daraus die Folge ergiebt, daß die Liebe viel leichter der Entartung verfällt und selbst ihre Grundcontouren ins Unkenntliche zerfließen.

die individuellen Zuthaten (der Zeiten, Völker und Einzelwesen) verschiedenartig verhalten können, entweder *indifferent* oder *widerstrebend* oder die Psyche *energievoll erhöhend*. Das Erste umfaßt eine ganze Reihe äußerlicher Beziehungen: Länder- und Völkersitten im weiteren Umfang, gewisse Momente in der Culturentwicklung, klimatische Einflüsse, soweit sie nicht lähmend einwirken, sondern den Ausdruck der Lebenskraft nur verschiedenartig nüanciren ꝛc. Man hat auch dies und zwar grade dies als Psychologie der Liebe bezeichnen wollen, während es doch viel eher als eine *Ethnographie* derselben zu bezeichnen wäre. Diese beschreibt — so zu sagen — sämmtliche *Costümformen* der Liebe durch alle Länder und Jahrhunderte hindurch, während eine Psychologie vielmehr darauf ausgehen muß diese selbst, erlöst von allen Costümirungen, in nackter Ursprünglichkeit zu erfassen und festzuhalten. Diejenigen individuellen Zuthaten ferner, welche durch ihre Einwirkung der ächten Liebe entweder Abbruch thun, sie entstellen oder ganz aufheben oder andererseits, welche dieselbe vielmehr energievoll erhöhen, gehören den Gemüthskräften und der Sinnlichkeit an. Auf die ihnen zukommende Bedeutung kann erst im Verlauf der ganzen Entwicklung näher eingegangen werden.

Aber die Fixirung des Grundwesens der Liebesempfindung, so daß dabei etwas mehr herauskommt als die bloße eine Vereinigung bezweckende Begehrung? Diese wird leicht auch von Denjenigen als allgemeine Basis zugestanden, die im Uebrigen Alles dem Individuum Preis geben und der Ansicht sind, daß Jeder *seine* wahre Liebe besitze und daß sich darüber hinaus nichts weiter ausmachen

lasse. Aber mit dieser allgemeinsten Basis, mit diesem Grundwesen einer Liebe, läßt sich, da in demselben nichts weiter enthalten ist als was die ganze Thierwelt, ja noch darüber hinaus, in einem etwas gewaltsam erweiterten Sinn, schließlich die ganze belebte Schöpfung bewegt, für eine *menschliche* Psychologie der Liebe nichts anfangen. Sie ist unfruchtbar und sie ist nicht in dem Sinn desjenigen Zeugnisses, das ich im Eingang angerufen habe, welches der Mensch über sich selbst abgiebt, wenn er von einer ächten, wahren Liebe als einem inneren Erlebniß spricht. Hier greift er in ein Bereich des Empfindungslebens, in eine Region von sittlichen und Gemüthsbeziehungen hinein, die auszumessen hier nicht der Ort ist, die aber jedenfalls weit über das bloße Begehren einer Vereinigung hinausreicht. Für diesen weiteren Inhalt fehlt es nun anscheinend an jedem sicheren Anhalt, der über die subjective Empfindung hinaus der Untersuchung die Hand bieten könnte. Wie ganz anders stellt sich, um hierauf noch einmal zurück zu kommen, die Bewahrheitung eines der sinnlichen Erscheinungswelt angehörenden Objects oder Verhältnisses! Abgesehen von der hier zur Geltung kommenden *directen* Bezeugung durch den Augenschein, der auch dann noch einen wichtigen Factor bildet, wenn die Bewahrheitung nicht unmittelbar dem Gegenstand, sondern einer abgeleiteten Schlußfolgerung gilt, so tritt in allen diesen Fällen auch noch die Möglichkeit des *Experiments* als Probe auf das Exempel hinzu. Wer sich der Behauptung widersetzt und eine als wahr aufgestellte, auf gewisse, dem sinnlichen Erscheinungsgebiet angehörende Beobachtungen gegründete These bestreitet, wird oft genug durch ein Experiment,

durch den Eintritt einer Thatsache, die sich nur unter Voraussetzung der als wahr behaupteten These zutragen konnte, überführt und eines Besseren belehrt. Was kann man dem in der psychologischen Beweisführung bei einer so verwickelten Beziehung, wie sie die Feststellung des Grundwesens der Liebe darbietet, an die Seite stellen? Es kommt schließlich doch wohl nur Alles auf ein subjectives Fürwahrhalten, geschöpft aus dem Quell des Empfindungslebens, heraus.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt.

Das Uebrige reducirt sich am Ende, näher betrachtet, auf Selbsttäuschung, gegründet auf ein gut Theil philosophischer Sophistik und ist im Grunde doch nur Spielerei. Nun, dieser Anschuldigung wird der Psychologe wohl Einiges entgegenzusetzen haben und zwar hauptsächlich das Folgende. Der Versuch, eine so und so beschaffene Liebe als die wahre, ächte d. h. dem Wesen des Menschen immanente — nur das allein bedeutet wahr — zu erweisen, greift in zwiefacher Beziehung über den subjectiven Empfindungsbesitz hinaus, der allerdings in demselben Sinn und mit derselben Berechtigung den ersten Ausgangspunkt der Untersuchung bildet, wie die Sinnesbeobachtung für eine Behauptung, die sich auf das sinnliche Erscheinungsgebiet beschränkt. Zunächst kommt dabei die Stellung der Dichtung und ihre Bedeutung für die Liebe, die ihren größten und bedeutsamsten Stoff ausmacht, in Betracht. Die berufenen Dichter, diejenigen, die über Zeit und Wechsel hinausreichen, eben weil sie den tiefsten, rein menschlichen Impulsen den wahrsten Ausdruck geliehen, sind Herzenskündiger,

sie sind es vor Allem, insofern sie dem bedeutungsschwersten Geheimniß des Menschenherzens, der Liebe, die Siegel lösen.

Daher ihre Wichtigkeit grade für den hier eingeschlagenen Weg der Betrachtung. Denn die Liebesdichtungen sind unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, Herzenskundmachungen nicht des Einzelnen, sondern der Menschheit. In dem hervorragenden Dichter kommt das Allgemeinempfinden zu einem erhöheten, Dumpfheit und Schwere abstreifenden Ausdruck, ihm ist es gegeben die geschlossenen Pforten des Herzens zu öffnen, er löst das gebannte Wort, im eigentlichsten Sinn wird er — wenn man den Ausdruck nicht mißverstehen will, — zum Erlöser der Menschheit oder vielmehr die Menschheit erlöst sich in und durch den Dichter.

Versetzen wir uns einen Augenblick in ein Theater vor die Bühne, auf welcher irgend ein tragischer Verlauf menschlicher Begebenheiten, dem die Liebe zu Grunde liegt, uns durch die vereinte Kunst des Dichters und Schauspielers vorgeführt wird. Regt es nicht zu Betrachtungen an, wenn unser Blick das volle Haus durchfliegt und in den Gesichtszügen lesend, die verschiedensten Bildungsstufen, die durchgebildete, feinsinnige Intelligenz des Gelehrten nicht minder wie die einfachere Auffassung der Handarbeiterin und zwischen diesen, wie viele Nüancirungen der am weitesten getrennten Bildungsgrade vertreten findet? Alle zusammengeführt in demselben Kunsttempel und Alle sich vereinigend in der Rührung, durch die sie ohne Unterschied, wenn auch Jeder in verschiedenen Ideenverbindungen von der Dichtung d. h. von der im Spiegel der Kunst erhöht angeschauten Natur-

wahrheit im Geschick der Liebe ergriffen sind? Versetzt dieselbe Menge in eine Gemäldegalerie, in eine Ausstellung plastischer Kunstwerke, führt ihr ein feineres Lustspiel vor, bereitet ihr sonst irgend einen ausgewählten Kunstgenuß und den unentwickelten Intelligenzen versagt das Verständniß. Der angeschlagene Ton klingt nicht weiter, der Widerhall aus der Seele fehlt, es besteht kein Gemeinsames mehr zwischen den verschiedenen Bildungsgraden, aus dem eine gemeinsame Erbauung Allen zufließen könnte. Auch in dem zuerst angeführten Beispiel würde dasselbe negative Ergebniß eintreten, wenn nicht eine wesentliche Uebereinstimmung zu Grunde läge, die darin besteht, daß Alle sich sehr leicht in einem gleichen Gefühl hinsichtlich dessen, was zur echten Liebe gehört, was von ihr auszuscheiden ist, was ihrem Wesen entspricht, was ihm widerspricht, begegnen.

Alle Wirkung des Dichters ist ohne diese vorausgesetzte Uebereinstimmung unmöglich. Wo ihm dafür kein Verständniß entgegengetragen wird, kann er sich keins verschaffen. Er ist dann in der Lage des Künstlers, der auch mit dem kunstvollsten Anschlag sich vergebens müht einer lahmen Taste einen Ton zu entlocken. Aber dem Dichter, der Liebesglück und Leid besingt, ist diese Lage meistens erspart. Für die Liebe, die das Aeußerste wagt, trägt, duldet, die Schmach und Verfolgung auf sich nimmt und sich selbst bis zu dem ihr Sittlich-Widerstrebenden fortreißen läßt, die zu entsagen versucht, wenn sie dem Geliebten dadurch ein Leid ersparen zu können glaubt und die doch auch wieder diese Entsagung nicht zu überdauern vermag — für diese Züge der Liebe trifft er überall auf ein entgegenkommendes Verständniß. Alle,

denen die Liebe je geleuchtet, ja denen sie auch nur im Vorüberfluge einen Strahl aus wolkenloser Höhe zusandte, fühlen eine sympathisch berührte Saite ihres Innern erzittern. Sie wissen, ohne im Geringsten den Gegenstand systematisch zu durchdenken oder seine sittlichen Consequenzen bis an die Grenze zu verfolgen, daß es so ungefähr im Innern des Herzens aussieht, daß solches Loos dem Menschen zubeschieden sein kann. War ihnen nicht selbst einmal ähnlich zu Muthe, hörten sie nicht selbst, wenn auch nur von ferne die gleiche Brandung einst an sich heranbrausen, lebt nicht auch in ihrer Erinnerung das Andenken an ein paar Sterne, die mit unwiderstehlich verführerischem Glanze brannten? Und wie dies gleiche Gefühl die Vertreter der verschiedensten Bildungsgrade in einer Versammlung bewegen und einheitlich zusammenfassen kann, so gilt das gleiche Gesetz auch für weitgetrennte Zeiträume und räumlich getrennte Glieder der großen Menschheitsfamilie. Ein Zwischenraum von Jahrhunderten, eine tiefgreifende Scheidung nach Climaten und Zonen, nach Bergen und Thälern hindert nicht, daß ein Volk das andere in diesem Punkte verstehen, eins sich von den Dichtungen des andern bewegen und ergreifen lassen kann.

Wir stoßen hier also auf einen consensus gentium hinsichtlich gewisser Züge in dem, was für wahre Liebe allgemein angesehen wird, einen consensus, der nicht als bedeutungsleer angesehen werden darf, da er über den subjectiven Empfindungsbesitz des Einzelnen hinausreicht und gewissermaßen das ersetzt, was in der Sphäre der sinnlichen Beobachtung das Experiment darstellt. Die Beobachtung und Behauptung des Einzelnen wird für

um so bestätigter angesehen werden dürfen, je mehr sie sich mit dem Inhalt des consensus gentium deckt. Nur vor einem groben Mißverständniß hat die Untersuchung sich hier sofort zu verwahren. Dies würde vorhanden sein, wenn man aus dem Bisherigen oder aus dem Nachweis, der hier vermittelst der Dichtung für den Inhalt ächter Liebe erbracht wird, folgern wollte: nur da solle ächtes Liebeswesen als vorhanden behauptet werden, wo sie in der Fülle der ihr vom Dichter geliehenen Glorie auftrete. Das ist natürlich nicht im Entferntesten meine Meinung. Wenn das grade an dieser Stelle gewissermaßen so erscheinen könnte, weil dem Menschen da das Urbild der Liebe am ehesten aufgeht, wo ihm die vollendetste Blüthe derselben, die ihm der Dichter bietet, entgegentritt und er nun von dieser als von der ächten, wahren Liebe sich ergriffen fühlt, so geht doch eben schon hieraus hervor, daß es sich in Wahrheit dabei nur um die wahre Liebe in ihrer vollendeten Ausgestaltung handelt, während ich bei wahrer Liebe gleichzeitig das lebenskräftige Princip, das diese Vollendung, diese Ausgestaltung in sich birgt und eventuell — deo favente — zur Reife gelangen lassen kann, ins Auge fasse.

Beschränkt aber der consensus gentium sich schließlich nicht doch nur auf eine Elite, die grade, wo es sich um einen allgemeinen Menschheitsbesitz handeln soll, wenig ausschlaggebend ins Gewicht fällt? Wie Viele sind denn im Stande sich von einem Dichtungswerk überhaupt ergreifen und tragen zu lassen? Es sind schließlich doch immer nur Wenige. Und wo bleiben dann die Unzähligen, die, wie der Dichter singt,

Des Eros heiliges Feuer
Stets nur als Flamme des Heerdes gekannt.

Sie haben gar keinen Begriff von einer idealen Liebe. Wie Viele oder vielmehr wie Wenige verwirklichen denn überhaupt eine solche im Leben?

Wer so raisonnirt, greift, was den ersten Theil seines Einwandes anlangt, ohne Noth zu hoch. Wenn die großen Meisterwerke der Dichtung ihrem vollen Gehalt nach auch nur verhältnißmäßig Wenigen zugänglich sind, so schließt das doch nicht aus, daß sie grade in Bezug auf die Seite, auf die es hier ankommt, den weitesten Kreisen verständlich sind. Oder bewährt sich das etwa nicht selbst bei so hochgemutheten Liebespaaren wie Max und Thekla und Romeo und Julie? Ihrem Wesen und Schicksal wird leicht selbst in den weitesten Kreisen Sympathie und Verständniß entgegengebracht. Aber selbst abgesehen davon, es giebt ja gar nichts Populäreres auf dem Gebiet der Dichtung als grade die Liebespoesie. Welchen großen Antheil hierzu stellt nicht allein das Volkslied, die Ballade, die Sage, und in allen diesen, in denen das Volk seine eigenste Seele ausathmet und denen daher kein erschwerendes fremdartiges Element beigemischt ist, stoßen wir auf dieselben die Liebe als ächt beglaubigenden Wesenszüge. Wenn dann ferner gesagt wird, es verwirklichten doch nur Wenige eine solche Liebe, so liegt darin ja keine Einschränkung der Anerkennung. Natürlich giebt es viele Menschen, welche das heilige Feuer des Eros nur als Flamme des Heerdes verbrauchen, zumal zur Verwirklichung der Liebe ja immer zwei Menschen gehören, der Einzelne mit seinem Empfinden also für die Verwirklichung im Leben nicht immer

ausreicht — aber das hindert ja nicht, daß derselbe Mensch trotzdem dem ächten Gehalt der Liebe seine Anerkennung und sein Zeugniß nicht verweigert. Ja, ich möchte aus einem besonderen Gesichtspunkt diese Anerkennung, diesen consensus gentium noch für weitergehend halten, als er auf den ersten Blick zu sein scheinen könnte. Dieser Gesichtspunkt bezieht sich auf dem der Liebe als dem höchsten Glück des Lebens beigelegten Character. Es würde mehr in das System einer eudämonistischen Ethik als an diese Stelle gehören, sollte dieser Gegenstand in seiner ganzen Bedeutung hier erörtert werden. Soweit derselbe in eine Psychologie der Liebe fällt, wird er in dem Abschnitt „die ethischen Beziehungen der Liebe" berührt werden. Hier nur soviel, daß eben als Glück die wahre Liebe einen sanften Zwang der Ueberzeugung ausübt, der selbst verhärteten und entarteten Gemüthern gegenüber nicht stumm ist. Denn das Glück ist die Heimath des Herzens und wie Einer, der der Heimath den Rücken kehrte und den Weg verlor, falls er nur nicht allzuweit sich verirrte, noch aus der Ferne das Glockengeläute seines Heimathortes mit leisem vertrautem Ton sein Ohr berühren hört, so auch im Moralischen auf dem hier betrachteten Gebiet. Daher denn auch wenigstens ein Theil derjenigen, denen die Liebe im Genußleben oder in Entartung längst unterging, oder die es gegen ein Scheinglück vertauschten, gleichwohl das Urbild derselben, wo es ihnen kenntlich entgegentritt, nicht verleugnen, weil die Sehnsucht nach dem Glück und der Instinct für dasselbe dem Herzen, wenn auch verdunkelt, doch nur selten ganz ertödtet wird. Der consensus reicht also insofern weiter, als man ursprünglich

anzunehmen vielleicht geneigt sein dürfte. Er umschließt auch widerstrebende Elemente. Aber auch für die Fixirung des Grundwesens der Liebesempfindung — unsere Hauptaufgabe — hat die Eigenthümlichkeit, daß die Liebe ein so besonders großes Glück im Leben darstellt, insofern Werth, als dadurch abermals ein objectiver Anhaltepunkt entsteht, der von dem subjectiven Dafürhalten unabhängig besteht. Die psychologische Entwicklung hat nun darauf Bedacht zu nehmen, wie ich dies namentlich an der zweiten Stufe der Liebe in dem folgenden Abschnitt zu zeigen versucht habe, die einzelnen Momente, welche dies Glück bedingen, sowie die, welche demgemäß auszuschließen sind, klar hervortreten zu lassen und sie wird für um so richtiger angesehen werden dürfen, je mehr ihr dies gelingt, je mehr aus der sich selbst von Stufe zu Stufe steigernden Entwicklung einleuchtend erscheint, wie grade so und nur so ein so hoch gepriesenes Maaß des Glückes zu Stande kommt.

Aber wer auf diese Weise die Liebesempfindung in den Grundplan des Menschenwesens aufnimmt und zwar dergestalt, daß sie als Eine für Alle Geltung hat und das Individuelle stets nur die Nüancirung resp. die Vollendung oder umgekehrt Zerstörung an dem zu Grunde liegenden Typus ausdrückt, der muß dies ja auch für die ganz rückständigen Volks-Individualitäten behaupten wollen, also z. B. für die Neger Australiens. Denn derartige Stämme kann man nicht gut als entartet bezeichnen, da es ihnen vielmehr an jeder tieferen, culturhaften Ausbildung, der die Entartung erst folgen kann, gebricht. Sie tragen ihren menschlichen Grundplan, so gut oder schlecht er eben geworden ist, mit sich herum

und doch erheben sie sich in der Sphäre der Geschlechtsbeziehungen, in dem dadurch beeinflußten Begehren und Verhalten wohl kaum über das Thier. Gewiß thun sie das und zwar in der allerwesentlichsten, unterscheidendsten Weise, auf die ich hier übrigens nur ganz kurz hindeuten kann, dem eigenen Nachdenken des Lesers das Weitere überlassend. Kein Thier wird je anstehen, den Gegenstand seines Gefallens und Begehrens zu vergewaltigen, es ist dies sein erster, unmittelbarer, natürlichster Impuls — der Mensch, auch auf der primitivsten Stufe seines Daseins, auf der wir gegenwärtig von ihm wissen, besinnt sich wenigstens darüber und sucht erst nach anderen Mitteln und Wegen.. Es geht also vom ersten Anbeginn etwas Anderes in ihm vor wie in dem Thier und dies Andere gehört eben schon als erste Regung zu dem Typus der ächten menschlichen Liebe. Deutlicher wird der tiefere Sinn dieses Vorgangs noch da werden, wo die Untersuchung sich im zweiten Abschnitt der Bestimmung einer Grenzscheide zwischen Liebe und Begier zuwendet. Uebrigens sei, um mich vor Mißauslegung zu schützen, hier noch die folgende Bemerkung angeschlossen. Betrachte ich die Liebe auch als einen für alle Völker und Zeiten wesentlich gleichartigen Besitz und gerade insofern als ein Naturphänomen, in dem immer wieder ein Ursprünglichstes der Menschennatur in derselben Form noch heute durchbricht, in der es schon vor undenklichen Zeiten durchbrach und sich Geltung verschaffte, so wird doch nicht geläugnet werden sollen, daß das Menschenwesen einen gewissen Grad culturhafter Ausbildung sich zu eigen gemacht haben mußte, um Besitz von der Liebe zu ergreifen. Wie es in der Vorgeschichte der Menschheit damit

bestellt gewesen sein mag, das liegt außerhalb dieser Betrachtung und der aus derselben abgeleiteten Grundsätze. Die ersten rohen Stufen thierischen Daseins mußten jedenfalls schon zurückgelegt sein, ehe ein innerlicher Vorgang Boden gewinnen konnte, der auch in seinem ersten Anfang schon das Bereich der bloßen Sinnesempfindung überschreitet. Die Liebe kann daher ein in seinen Grundzügen gleichartiger Besitz aller Menschen zu den verschiedensten Zeiten nur in sofern genannt werden, als wir uns dieselben nach Erlangung eines gewissen Grades von Cultur als eine gemeinsame Familie vorstellen dürfen, aber diese Einschränkung läßt doch immer noch ein außerordentliches weites Gebiet übrig, welches, wenn es auch nicht mehr das Ganze der Menschheit umfaßt, von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart hindurchreicht.

Die Stufen der Liebe.

Wenn in dem nachfolgenden Abschnitt die Liebe stufenmäßig behandelt und jeder einzelnen Stufe ein bestimmter Inhalt zugewiesen wird, so ist darin keine lediglich zum Zwecke der Untersuchung vorgenommene Gliederung zu erblicken. Vielmehr glaube ich damit ein gewisses organisches Verhältniß im Bildungsproceß des Liebesgefühls anzudeuten, vergleichbar etwa der Eintheilung von Wurzel, Stamm und Krone, die wir mit den entwickelteren pflanzlichen Organismen vornehmen. Auch diese Eintheilung beruht ja nicht lediglich auf der Willkür desjenigen, der mittelst derselben ein genaueres Bild der Pflanze für sein Vorstellungsvermögen zu gewinnen sucht, sondern sie lehnt an gewisse organische Grundverhältnisse im Ernährungsleben und in der Entwicklungsgeschichte der Pflanze an. Ein ähnliches Verhältniß waltet, wie mir scheint, bei der stufenmäßigen Eintheilung des Liebesgefühls ob, welches in seinem Entstehen, in seinem Auf- und Ausbau und in seiner Vollendung stets denselben gesetzmäßigen Kreis beschreibt, keine Stufe verrückend, keine überspringend. Wenn insofern diese Stufen-Abschnitte als einzelne, aufeinanderfolgende Entwicklungs-Phasen zu betrachten sind, so sind dieselben doch durch den Zusammenhang des Ganzen einander sehr nahe gerückt. Ein Mehr oder Minder in

diesem Verhalten ist von Bedingungen der inviduellen Entwicklung abhängig und namentlich die erste und zweite Stufe treten häufig so eng verbunden auf, daß sie sich für das Gefühl ganz zu vereinigen scheinen. Gleichwohl ist ihre gesonderte Behandlung für die Entwicklung festzuhalten, da die grundlegende Bedeutung der ersten Stufe auch durch die engste Verbindung mit der zweiten nicht aufgehoben wird. Das Weitere hierüber muß der ferneren Darlegung in den folgenden Abschnitten vorbehalten bleiben.

I. Die erste Stufe umfaßt das innerliche Ergreifen eines Menschen als eines Gegenstandes des höchsten Gefallens und Wunsches. Es entsteht in der Seele ein Ideal, welches entweder frei entworfen sein kann und dessen Urbild in der umgebenden Welt nun erst gesucht wird, oder welches durch zufällige Begegnung erst geweckt und zum Bewußtsein gebracht, sofort den Boden der lebendigen Wirklichkeit unter sich hat.

Bei dem Ausdruck: „Ideal" darf man an der etwas vornehmen Schattirung, die demselben eigen zu sein pflegt, keinen Anstoß nehmen. Derselbe bezeichnet hier nichts als den Gegenstand des höchsten Gefallens der Seele oder der Sinne oder vielmehr des seelisch-sinnlichen Princips im Menschen — aber allerdings des ganzen Menschen, nicht einer einseitigen Richtung in demselben — und er kann deshalb ebenso gut für den auserwählten Gegenstand einer mehr vergeistigten Empfindung, als für ein gröber geartetes Gefühl gelten. Die Liebesempfindung, sei sie diese oder jene, sofern sie überhaupt eine echte ist, besitzt immer das innere Feuer der Erregung, welches vor Allem erforderlich ist, um ein Ideal — einen Gegenstand des höchsten Wunsches und Gefallens — erstehen zu lassen.

Der Ausdruck ist daher auch hier vollkommen am Platz, weil er sich in diesem Sinn dem einfachsten wie dem complicirtesten Empfinden anpaßt. Im gewöhnlichen Leben pflegen wir häufig über die Ideale anderer Naturen zu lächeln und dieselben, wenn sie unseren Vorstellungen und Voraussetzungen wunderlich erscheinen, zu bezweifeln oder zu bestreiten. Beim philosophischen Denken müssen wir uns diese Unart abgewöhnen und von einem andren, logisch entworfenen Maßstab ausgehend, jedes Ideal zulassen, welches diesem entspricht. Wo immer des Menschen Seele etwas für *schön* erklärt und in Folge dessen an dem Gegenstand desselben ein Gefallen findet, wo immer sie im freien Spiel ihrer Kräfte mit einer gewissen Lebhaftigkeit begehrt, verlangt und in Folge dessen sich für etwas erwärmt, da besitzt sie in diesen Strebungen und Regungen auch die Baustoffe für die Erschaffung eines Ideals, das genau nach den jedesmaligen individuellen Bedürfnissen und Verhältnissen entworfen wird. Der Hirtenjunge kann und wird sich dasselbe so gut bilden, wie der stolzeste Sproß edler Geschlechter, die derbe „Schwaigerin" so gut, wie die feinsinnige, verwöhnte Tochter des Luxus. — Wie die Liebe das eigenste Geschenk der Götter an die Jugend, an den Frühling des Lebens, darstellt und insofern — denn der Frühling ist eben etwas Sinnlich-Organisches — durchaus auf einer bestimmten sinnlichen Grundlage, aus der sie emporkeimt, wurzelt, so gilt dies Verhältniß ganz besonders rein für den ersten Anfang derselben. In der primitiven Liebesempfindung, auch wo dies weder zugestanden noch gewußt wird, überwiegt daher immer die sinnliche Seite. Sie bezweckt in ihrem letzten Grundgedanken, aber allerdings nicht in ihrem *Ausgangspunkt*, immer nur die Nähe des Geliebten d. h. eben die *geschlechtliche Annäherung* resp. Vereinigung als deren Vollendung. Worin im Unterschiede hiervon das Wesen der bloßen *Begier*, welche das gleiche Ziel vor Augen hat, zu setzen ist, wird im nächsten Abschnitt weiter erörtert werden.

II. Hat ein Ideal und zwar, wie in der Liebesempfindung, ein Menschenwesen als Ideal von der Seele einmal Besitz ergriffen, ist das höchste Gefallen, dessen wir fähig sind, nach einer bestimmten Seite hin gelenkt worden, so ist die nächste Folge die, daß wir unserm Ideal wieder das höchste Gefallen zu erregen, uns dadurch mit ihm in die intimste Berührung zu setzen, uns zu ihm emporzuheben trachten. Oder — wenn sich dazu der bescheidene Sinn etwa nicht versteigt — so tritt doch wenigstens die Folge ein, daß es uns mit der höchsten Glücksempfindung erfüllt, wenn unverhofft und ungeahnt dieser Stern an unserm Liebeshimmel zu leuchten beginnt. Hoffen und Wünschen, Hangen und Bangen, Freude und Entzücken liegen in diesem Stadium durchaus in dieser Richtung. „Du bist sein höchstes Glück und zwar bist gerade Du es (vor allen Anderen)," — in diesen Worten, bei denen der Nachdruck auf dem Nachsatz liegt, drängt die Seele auf der zweiten Stufe der Liebesempfindung ihren jubelnden Inhalt zusammen, oder sie birgt ihn, wenn die Erfüllung noch nicht gewährt ist, in das sehnsüchtige Verlangen Alles hingeben zu dürfen für die Wonne von ihm, der ihr unvergleichlich erscheint, bevorzugt zu werden.

Was diesen Jubelschrei ausstößt, ist das berauschende Gefühl der im tiefsten Grunde befriedigten, unvergleichlich emporgehobenen *Selbstliebe*. Und ebenso ist das Sehn-

suchtsverlangen bei unerwiderter Liebe, welches ja durchaus demselben seelischen Princip entspringt, auf dieser Stufe nichts weiter, als das glühende Verlangen der Selbstliebe nach dieser ihrer Befriedigung. Es giebt keine inhaltvollere und triumphirendere Beseligung der eignen Selbstliebe als von dem über alle Anderen emporgetragen zu werden, den wir selbst höher wie alle Anderen erblicken, als von dem ausgezeichnet zu werden, der uns selbst mit allen Auszeichnungen geschmückt erscheint, als dem Alles bedeuten zu dürfen, der selbst als Gegenstand unseres höchsten Gefallens und Verlangens unvergleichlich an Bedeutung über unsere ganze Umgebung emporragt. Es handelt sich dabei nicht um den Kitzel einer dürftigen Eitelkeit. Die Eitelkeit ist allerdings mit der Selbstliebe verwandt, aber auch von ihr geschieden; ihr beiderseitiges Verhältniß zur Liebe wird an einer anderen Stelle dieser Schrift, in dem Abschnitt: „vom wahren und falschen Ideal" eine genauere Feststellung erfahren. Sondern es handelt sich um das alte Grundgesetz der Natur, welche will, daß Alles, was lebt, sich auch des Lebens freue und welche folgerichtig das höchste Maß der Lebensfreude dem Zeitabschnitt des Lebens zugewandt hat, welcher über die frischeste und reichste Lebensfülle in sich verfügt. Die Selbstliebe ist der berechtigte Ausdruck des Gesetzes, daß Alles, was lebt, sich auch des Lebens d. h. zunächst seines *eignen* Lebens freue, denn es giebt keine Freude am eignen Leben, ohne daß ich meinem Wesen, d. h. mir selbst gut bin, ohne daß ich mich selbst liebe.

Die Selbstliebe in diesem Sinn als Daseinsfreude ist ein der Jugendzeit vorzugsweise eigenthümlicher Besitz. Sie verkündet sich schon in dem gehobeneren Gefühl der

Jugend, in dem Obenhinauswollen, das sich leicht mit ein wenig Selbstgefälligkeit und Anmaßlichkeit paart und das trotzdem so viel erträglicher und so viel *sittlicher* ist, als die Demuth des ältlichen Weltmenschen, die — eine häufig zu beobachtende Erscheinung! — sich der bloßen Hoffart unterordnet, um im Reflex ihres falschen Schimmers zu erglänzen. Diese jugendliche Selbstliebe nun erfährt in der Liebe gerade das höchste Maß ihrer Steigerung, den reinsten und unvergleichlichsten Aufschwung. Auch im spätern Leben dauert die Selbstliebe ja fort, wenn sie auch ihren dem Totalgefühl des Lebens in der Jugend angehörigen Charakter allmählich einbüßt, sie dauert fort, in dem einen lebhafter, in dem andern schwächer und sie erlebt ja auch ihre Befriedigungen. Aber wie viel Dämpfendes, Herabstimmendes ergeben dann nicht schon die veränderten Lebensumstände, wie schnell mischt die kühler gewordene Reflexion den Beigeschmack kritischen Zweifels in den berauschenden Trunk. Wie unvermeidlich ist es für den von der Tagesstimmung gefeierten, zu Macht und Ansehen gelangten Politiker sich des Unbestandes der aura popularis, die ihm den Lorbeerkranz überreicht, zu erinnern, wie leicht vergällt sich der Gedanke des mit den höchsten Ehrenauszeichnungen bedachten Mannes von Verdienst bei der Erwägung, wie dieselben Auszeichnungen häufig den Verdienstlosesten zu Theil werden, von wie zweifelhafter Beschaffenheit also die Gesellschaft ist, der er sich auf diese Weise beigesellt findet. Oder, nehmen wir ein anderes Verhältniß an, bei dem es sich ebenso gut um Selbstliebe handelt, nehmen wir die Befriedigung der Selbstliebe eines tüchtigen Mannes, der seiner Ueberzeugung unter allen Umständen treu geblieben, der sein Gewissen sich rein erhalten hat, wie resignirt ge-

staltet sich trotzdem das Ergebniß dieser Befriedigung für ihn, wenn er, was unvermeidlich, der Opfer und Entsagungen gedenkt, die er sich auferlegen mußte, um in Uebereinstimmung mit sich selbst bleiben zu können*). Ueberall im spätern Leben sind, wie diese Beispiele zeigen, dem Gefühl tiefinnerster Befriedigung starke Einschränkungen auferlegt, überall handelt es sich um mehr oder minder beigemischte Trübungen. Das gehobenste Gefühl der Selbstbefriedigung besteht nicht ohne diese Spur menschlicher Unvollkommenheit und irdischer Ungenüge, auf dem Gipfel seiner Erhöhung fällt der Blick auf verwelkte farblose Kränze und der feine Aschenstaub der Vergänglichkeit sprüht ihm entgegen: Alles ist eitel.

Ich verweile bei diesem Punkt etwas länger, um die großen Unterschiede, auf die es hier ankommt, möglichst eindringlich zum Bewußtsein zu bringen. Denn man muß, um das innere Walten der Liebe im Menschen zu verstehen, entweder sehr genau aus der eigenen Rückerinnerung zu schöpfen vermögen oder sich die verschiedenen Wirkungen durch Analyse der Elemente verstandesmäßig klar zu machen suchen. Am sichersten vollzieht sich die Rechnung natürlich, wenn man Eins durch das Andere zu ergänzen im Stande ist. Ich wiederhole also: Die Selbstliebe wird auf der zweiten Stufe der Liebesempfindung

*) Der Zusammenhang mit der Selbstliebe in diesem Verhältniß, der Manchem zweifelhaft erscheinen mag, ergiebt sich einfach daraus, daß eine Person von moralischem Zartgefühl ohne diese bewahrte Uebereinstimmung mit ihrer Ueberzeugung sich selbst nicht mehr liebewürdig erscheint, daß also allerdings die Selbstliebe, welche Selbstachtung und Selbstgefühl in sich schließt, bei ihrem Verhalten stark betheiligt ist.

hauptsächlich aus zwei Gründen in so unvergleichlicher Weise emporgehoben, daß sich ihr nichts im spätern Leben mehr an die Seite stellen läßt, 1. weil das höchst gesteigerte Gefühl stolzen Glückes durch die Vorstellung entsteht, daß ich einzig und allein dem Alles bedeute, der für mich — als mein Ideal — unvergleichlich hoch über alle Andern dasteht. Die mir durch ihn ertheilte Auszeichnung ist eben aus diesem Grunde von so glänzend reinem, strahlendem Werth, daß sie das Höchste bedeutet, das der Mensch überhaupt erfassen kann. Jeder Abzug an dem Werth des Gebers, jede ernüchternde Erwägung, wie sie an den oben angeführten Beispielen erläutert wurde, ist von vornherein durch die Natur des Ideals, von dem die Auszeichnung ausgeht, ausgeschlossen. 2. Die auf diese Weise unvergleichlich gesteigerte Selbstliebe, die sich als jubelnde Daseinsfreude bethätigt, könnte einen Eintrag erfahren durch den dem spätern Lebensalter so natürlichen Hinblick auf Unbestand und Vergänglichkeit oder — wie in dem dritten angeführten Beispiel — eine Dämpfung durch das Gefühl eines opfervollen Erfolges. Aber auch diese beiden Einschränkungen bleiben der Liebe völlig fremd, die weder Unbestand noch Vergänglichkeit kennt, sondern nur hingegebenen Glauben an die Ewigkeit ihres Gefühls und die andererseits ohne mühevolles Sorgen, nur weil es ihr der Himmel zubeschied, die goldene Frucht vom Baum des Lebens brechen durfte.

So kommt denn ein Unvergleichliches zu Stande und die Seele, in dem empfindlichsten Punkt ihres Seins vom Strahl des Glücks getroffen, schauert im Gefühl unendlicher Wohllust in sich zusammen. Ebenbürtig in dem Wonnemaß und dem hohen Schwung der berauschenden

Empfindung tritt dies Gefühl dem rein sinnlichen Glück, welches in der physischen Annäherung an den geliebten Gegenstand oder schon in der bloßen Vorstellung einer solchen liegt, dasselbe ergänzend und erhöhend zur Seite. Beide lodern in eine Liebesgluth zusammen und diese eine, gemeinsame, eine Gluth athmende, an einem Gegenstand genährte Lustempfindung durchdringt die Seele d. h. den ganzen empfindenden Menschen mit jener Extase innigster Beseligung, welche die Liebesempfindung dem Menschen wie eine Offenbarung aus anderen Welten, wie der höchste Aufschwung der menschlichen Natur erscheinen läßt. Diese Beseligung, diese höchste Stufe des Glücks, welche die Liebesempfindung den Menschen ersteigen läßt, leitet nun im weiteren Verlauf die letzte Metamorphose derselben ein, diejenige, in welcher der seelische Antheil sich über die erste Form seines Inhaltes hinaus erweitert und den Begriff der vollen Liebe darstellt.

III. Das Du, der mir gegenüberstehende Mensch, hat durch eine besondere Vereinigung von Eigenschaften, durch seine äußere und innere Ausstattung, zunächst mein höchstes Gefallen erweckt, und dadurch mir eine beglückte Empfindung verschafft, gleichzeitig aber Sehnen und Verlangen angeregt und ganz in eine Richtung gedrängt; es hat ferner, indem es Gegenliebe gewährte, meiner Selbstliebe den höchsten Grad beseligender Genugthuung verschafft und hierdurch in Verbindung mit dem überschäumenden Wonnemaß der sinnlichen Vereinigung einen Zustand höchsten irdischen Glücks — Jedem allerdings zugemessen nach seiner Natur, aber Jedem auch für seine Natur das Aeußerste leistend — gewährt, — das Du ist mir in Folge dessen der Quell meines ganzen Glückes, der Inbegriff einer Beseligung geworden, welche meinen ganzen Lebensinhalt in sich aufgenommen hat, es hat weit über seine erste Stellung (als Gegenstand meines höchsten Gefallens) eine Steigerung erfahren, die mein Ich nur noch als einen verschwindenden Punkt erscheinen läßt. Das Ich erscheint sich dem Du gegenüber eines Eigenwerthes fast entkleidet, es athmet und lebt in dem Geliebten, nur das Du, der Gegenstand der Vergötterung, der „Abgott der Seele", scheint ihm noch Werth, Geltung, Bedeutung zu besitzen. Die Selbstliebe, auf ihrem Gipfel angelangt, schlägt in ihr Gegentheil um. Von da ab, auf dieser dritten Stufe, sind alle Mysterien der Liebe, ihre duftigsten Blüthen, der niemals ausgesungene Stoff aller Liebespoesie und ihrer Tragik: seliges Vergessen der ganzen Welt, völlige Dahingabe und Entäußerung des eignen Selbst, Aufopferung bis zur freiwilligen Selbstvernichtung u. s. w. möglich und — je nach den Umständen — nothwendig. Hier treten nun auch vor Allem diejenigen Wesenszüge als regelmäßig wiederkehrend auf, die ich schon in der Einleitung berührt habe und die eben dadurch, durch ihre regelmäßige Wiederkehr in allen anerkanntesten Liebesgemälden die Contouren des Grundwesens des Liebegefühls sehr wesentlich mitbestimmen helfen. Sie sind die energischsten Lebensäußerungen der Liebe, Blüthen vergleichbar, die den vollsten Duft des Gefühls ausströmen und bilden das allgemein packende Motiv in allen Liebesgemälden und Liebespaaren, heißen dieselben nun Max und Thekla oder Romeo und Julia, von Shakespeare oder von Keller, Hero und Leander, oder Adrienne Lecouvreur, Philine und Wilhelm oder Tasso und Leonore, während alles Andere nur Zu-

that von Seiten der Individualität des Einzelnen ist, die daher auch immer nur von Einzelnen begriffen und angenommen wird. Als solcher energischsten Lebensäußerungen der Liebe habe ich drei angeführt; nämlich, daß sie (die Liebe) für den geliebten Gegenstand das Aeußerste wagt und trägt, daß sie, gilt es die Vereinigung mit dem Geliebten durchzusetzen, sich selbst bis zu dem ihr Sittlich-Widerstrebenden fortreißen läßt und daß sie zu entsagen mindestens *versucht*, wenn sie dem Geliebten dadurch schweres Leid ersparen zu können glaubt, während sie doch auch von dieser Entsagung wieder unheilbar geschädigt wird. Die besondere Wichtigkeit dieser Bestimmung wird sich aus dem nächsten Abschnitt ergeben.

In einer bekannten Aeußerung Lessings (in einem Brief an Herrn Eschenburg vom October 1774) über Göthe's Werther hat derselbe sich auch in einer meines Erachtens einigermaßen gewagten Weise über *antikes Liebesgefühl* ausgelassen. Nachdem er vorausgeschickt, daß er, wenn Jerusalems Geist völlig in der Lage Werthers gewesen wäre, er ihn fast — verachten müßte, fährt er fort: „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich *so* und *darum* das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τὶ τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt*), nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Orginale hervorzubringen war nur der christlichen

*) Liebesverzückung, welche etwas gegen die Natur zu unternehmen antreibt.

Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß (!) so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." Hätte Lessing nur verneint, daß ein Jüngling des Alterthums sich je *so* (wie Werther) d. h. so in Schwärmerei und Thränen aufgelöst, so überwältigt von musikalischen und Natureindrücken, die seinen Untergang beschleunigen helfen, das Leben genommen haben würde, so wäre wenig dagegen zu erinnern, denn wir wissen, daß namentlich das Schmachten über Musik und Naturschönheit dem Alterthum widerstand. Wenn er aber dem „so" das „*darum*" hinzufügt, wenn er also zu verneinen scheint, daß ein Jüngling des Alterthums sich je aus dem Grunde das Leben genommen haben könne, weil ihm die Vereinigung mit seiner Geliebten unmöglich wurde, wenn er dem den etwas cynisch klingenden Beisatz zufügt: „die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern", so hat er mehr behauptet, als wir über das Alterthum mit Sicherheit wissen und jedenfalls mehr als wie aus allgemeinen Gründen überhaupt irgend wahrscheinlich ist. Schon der allgemeine Grund, daß gerade in den von Cultureinflüssen am wenigsten berührten, primitiv gestimmtesten, unsentimentalsten Volksklassen die Selbstmorde aus Liebesgram sehr häufig vorkommen, zeigt deutlich, wie sehr ein solcher Act unter Umständen dem naturwüchsigsten Empfinden entstammt und läßt es wenig wahrscheinlich erscheinen, daß es in den Culturstämmen der Menschheit damit zu irgend einer Zeit je wesentlich anders bestellt gewesen sein sollte. Und gibt sich etwa Hämon in der Antigone nicht den Tod, weil ihm seine Braut durch des Vaters grausamen Beschluß entrissen worden ist — theilweise wohl allerdings durch das Gefühl der Kränkung

seiner Ehre fortgerissen, theilweise aber doch auch dem Liebesgram erliegend.

Und wie der Herrscher zagend uns geboten, gehn
Wir hin zu spähen und im Hintergrunde tief
Sehn wir die Jungfrau schweben, die den Hals sich fest
Zum Tod umschlungen mit des Schleiers zartem Band,
Und sehn den Jüngling, der die Braut umfangen hielt,
Ihr Loos bejammernd, die hinab geschwunden ihm,
Die That des Vaters und den unheilvollen Bund.

Noch wie er sich das Schwert eindrückt in seine Seite
. . . . . umschlingt
Er, noch bei Sinnen, seine Braut mit mattem Arm
Und tiefer athmend strömt er einen scharfen Hauch
Blutrother Tropfen auf die bleichen Wangen aus.

Bezeugt das nicht einige „Schwärmerei der Liebe"? Oder tönt sie uns nicht, wenn wir uns nach Rom wenden, aus den (von Wilbrandt verdeutschten) Herzensergüssen der Sulpicia und des Cerinthus, eines Liebespaares aus dem alten Rom, entgegen, wenn der Jüngling ausruft:

Ja, wie wär' ich zufrieden in heimlichen Wäldern zu leben
Wo kein menschlicher Fuß je einen Weg sich ertrat.
Du, meine Sorgenruhe Du mir! in schwärzester Nacht Du
Licht, am einsamen Ort Fülle der Menschen Du mir!
Wohl, was immer Du willst, ich thu's. Dein bleib ich auf immer,
Weigre mich nicht, Dein Sklav', trauteste Herrin, zu sein.

und die Geliebte ihm antwortet:

Denkst Du denn auch mit bekümmerter Brust an Dein Mädchen, Cerinthus,
Da nun die Glieder so heiß zehrendes Fieber mir quält?
Ach! ich wünsche mir nicht vom traurigen Bett zu genesen,
Wenn ich nicht glaub', auch Du willst es und wünschest es Dir.
Denn was nützt es mir auch, vom traurigen Bett zu genesen,
Wenn mit gelassener Brust Du meine Leiden erträgst?

Und doch wird der vornehm zurückhaltende, erwägende Charakter grade des Römers auch in seiner Liebe nicht ganz verdrängt, wie dies namentlich auch die sprachliche Untersuchung bezeugt, die aber gleichwohl einräumt, daß auch im Lateinischen die Liebe ein verzehrendes Gefühl bedeuten könne, welches alle Güter des Lebens wegwirft, um den geliebten Gegenstand zu besitzen*).

*) Ueber alles Hierhergehörige ist zu vergleichen die werthvolle Schrift von Dr. Carl Abel: Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neueren Sprachen. Berlin 1872.

Die Grenzen der Liebe.

Eine Vollendungsstufe der Liebe, wie sie in dem vorhergehenden Abschnitt im Umriß entworfen worden ist, hat für die Grenzbestimmung, der wir uns jetzt zunächst zuzuwenden haben, die Bedeutung eines Richtscheides. Wenn es sich darum handelt, das echte Gepräge dieser Empfindung und ihren wahren Gehalt von Nachbildungen und Pseudo-Entwicklungen erkenntlich zu unterscheiden, so läßt sich dabei, um nach zwei Seiten, der des überwiegend Sinnlichen und der des überwiegend Geistigen, eine Grenzscheide zu gewinnen, auf einem Grundsatz fußen, der kein abstractes Princip repräsentirt, sondern vielmehr die Anwendung eines Naturgesetzes ausdrückt. Der alte Spruch der biblischen Weisheit: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", ist ja nur die Anwendung eines solchen Naturgesetzes auf ethische Verhältnisse, ihm zu Grunde liegt die Naturanschauung, daß alles Organische sich durch seine höchste Leistung, Blüthe und Frucht, als echt auszuweisen pflegt. Wenn aber Blüthe und Frucht nicht zur Entwicklung kamen, wenn sie vielleicht schon im Keim, durch ungünstige Einflüsse gehemmt, verkümmerten und entarteten? Für diesen Fall tritt die Folge ein, daß eine entartete Empfindung, in welcher nachweisbar die Vollendungsstufe der Liebe im Princip aufgehoben ist, auch als keine Liebe mehr

betrachtet werden darf, während, wo die Möglichkeit der Entwicklung zur Vollendung, der Anlage nach, gewahrt bleibt, auch die Qualität der Liebesempfindung als echt anzuerkennen ist.

Hiervon wird zunächst die Anwendung auf die Begier zu machen sein. Ich nehme hier ein beliebiges Beispiel (aus einem Roman von Vacano), um an der dort vorgeführten Situation die Unterschiede, auf die es hier ankommt, zu erörtern. Es handelt sich, wie ich vorausschicken will, dabei um ein Stück walachischen Lebens. Die beiden vorgeführten Personen, Fürst Paolovic und Gräfin Zarebianka, sind mit anderen adligen Genossen zum Besuch auf einem Schloß versammelt. Die Gräfin ist von einer heftigen Leidenschaft für den Fürsten und Haß gegen dessen Gemahlin erfüllt. Nachdem sie sich in den Besitz eines Giftfläschchens zu setzen gewußt, entwickelt sich die nachfolgende Scene:

Das Diner war vorüber und die ganze Gesellschaft hatte sich in den verschiedenen Zimmern zerstreut und schlief und gähnte oder spielte oder las.

Das Bibliothekzimmer war wie alle andern groß und ungemüthlich und widerhallend und die nassen Blätter der Bäume schlugen an die Fenster und der Schatten derselben spielte auf den Blättern des Buches, in welchem Fürst Paolovic las.

„Sie sind bewundrungswirdig, Sidzo. Seit vier Stunden schon vernachlässigen Sie mich. Und da ich Sie aus Langeweile aufsuche, finde ich Sie hier bei einer Abhandlung über Wildpret dämmernd."

Er fuhr auf und lächelte dem schönen Weibe zu, welches auf ihn herabsah. Und er umfaßte sie.

„Wenn ich Sie vernachlässigte, geschah es, weil ich Sie nie allein treffen kann. Alle diese Gänse und alle diese Affen haben sich ja den ganzen Vormittag an Sie geklammert wie Spinnen.

Wissen Sie Lubczo, daß ich Sie nun schon drei Tage lang nicht allein sprechen konnte? Drei Tage! Dieser Regen, der uns hier Alle auf einen Haufen zusammendrängt, macht mich noch rasend. O unsere schönen Spazierritte!"

„Scherz bei Seite." Sie neigt sich zurück.

„Spielen Sie doch nicht ewig diese Komödie! Sie lieben mich ja doch nicht!"

„Ich Sie nicht lieben, Lubczo! Sind Sie närrisch?"

„Und thun Sie denn Etwas für diese Liebe? Eine einzige frische, freie, männliche, kräftige, entscheidende That? Thun Sie Etwas, um mir allein huldigen zu können? Sie wagten es diese ganzen Tage hindurch kaum mir die Hand zu geben, das Wort an mich zu richten, denn Sie fürchten sich vor Ihrer Frau. Der Herbst wird kommen, ich werde nach Rom reisen und Sie werden aus Furcht zurückbleiben und unser Plan wird zu Wasser. Oder Sie werden die Eifersüchtige mit sich schleppen müssen wie eine Kette. Denn Sie fürchten sich vor Ihrer Frau! . . Wenn Sie mich liebten, würden Sie muthig sein. Denn die Liebe ist nie feig! Lassen Sie mich."

Er schaute sie mit einem seltsamen Blicke an und hält sie fest. „Sie hassen die Arme entsetzlich!" sagte er.

„Hassen? Dazu müßte ich sie fürchten."

„Oder mich lieben," sagte er, indem er sie an sich zieht. „Oder eifersüchtig sein, Lubczo! Aber Sie sind natürlich zu stolz, um das zu gestehen?"

Ihr Auge flammt in dem seinigen.

„Und wenn ich's dennoch wäre?"

Er lächelt.

„Und wenn ich Dir sagen würde, daß ich Dich mehr liebe als mein Leben, und daß ich Dich noch hundertmal mehr lieben würde, wenn dies Gespenst nicht immer und ewig zwischen uns stände, wenn Du . . ."

Sie weint. Das schöne, leidenschaftliche, bizarre Weib wirft ihre Arme um seinen Nacken und weint.

Wie ihre Lippen sich in einem Kusse finden, prasselt der Regen doppelt laut auf die Steinterrasse vor dem Fenster und die Blätter bewegen sich wie drohende, warnende Hände. Wenn Schande und

Sünde Boten haben, wo sind sie jetzt? Wenn Tod und Verderben Ahnungen haben, was fühlt das Weib, welches in diesem Augenblicke bedroht ist?

„Du hast mich nie geliebt! — Vereint mit Dir in die weite Welt reisen, wie in einen schönen Traum hinein! Allein ein Recht haben an Deine Gegenwart, auf Deine Liebe, Sidzo! Mir bricht das Herz, und Du bist nicht werth, so geliebt zu werden, wie ich Dich liebe!"

Er war sehr roth und hielt sie sehr fest an sich gepreßt und schaute sie sehr ernst, beinahe drohend an. „Lubczo, Lubczo, bedenke was Du sprichst! Ich liebe Dich wahnsinnig. Du hast mich verhext. Du weißt, daß ich Dir zu Liebe vor nichts zurückschrecke . . . Hast Du also bedacht, was daraus entstehen kann, wenn Du so zu mir sprichst, wenn Du mich so aufreizest . . ."

„Ich denke nichts als Dich! Ich denke Nichts als daß Du nicht mir gehörst, ich denke nichts, als daß ich sterben will!"

Er lacht.

„Ja, sterben! sterben!" — Sie steht vor ihm und in ihrer raschen Hand blitzt ein Flacon. „Traust Du mir nicht den Muth zu, mich zu tödten, um dem Anblick Deiner feigen, energielosen Liebe zu entgehen? Ist's nicht besser zu sterben, als Dich verachten zu müssen?"

Er hält ihre beiden Hände. „Was hast Du da?"

„Laß mich, oder ich thue Dir ein Leides."

„Was hast Du da?" — Er hält das Flacon in seiner Hand und sie stiert ihn wild an und er wiederholt: „Was ist das?"

„Gieb mir's zurück." — Sie lachte beinahe.

„Es ist mein Gewinn vom gestrigen Spiel mit Plaza . . ."

Ein schrecklicher Blitz zuckt über sein Gesicht und er wird blutroth. Die Beiden starren sich stumm an. Er verbirgt das eroberte Fläschchen und sie steht noch immer mit dem brennenden Blicke regungslos vor ihm. Schrecklich schön wie ein gefallener Engel.

Wie sollen wir dies nun beurtheilen? Ist die Empfindung dieses Weibes als Liebe aufzufassen? „Gott bewahre," lautet das Urtheil der einen Seite, „das wäre ja eine unmoralische Liebe. Die Liebe darf mich nur

zu Allem, was edel und schön ist, befeuern. Wer dem Verbrechen die Hand bietet, befleckt seine Seele, und raubt ihr dadurch die Schönheit und Reinheit, welche die Liebe für den Tempel fordert, in dem sie ihr heiliges Feuer entzünden soll!" „Keineswegs," wird von der anderen Seite entgegnet, „welche unbestimmten Begriffe sind nicht edel und schön. Der Eine erklärt für schön, was dem Andern als das grade Gegentheil erscheint. Danach dürfen wir gar keinen Maßstab entwerfen. Das einzig Entscheidende ist, daß das Weib ihr Alles an den einzigen Mann setzt und grade, daß sie vor einem Verbrechen nicht zurückscheut, beweist am besten, wie sehr sie dies thut. Dies eben ist der empfindlichste Prüfstein ihrer Liebe, die wir unzweifelhaft anzuerkennen haben. Natürlich ist dieselbe, sittlich betrachtet, eine Verblendung, aber wer sich nicht der Gefahr, verblendet zu werden, aussetzen will, darf sich eben nicht verlieben."

Ich glaube, daß ich diese Discussion nicht weiter fortzuführen brauche, denn sie würde voraussichtlich nie einen Schluß erleben, sondern sich ziel- und zwecklos ins Blaue verlaufen. In diesem Stil aber werden erstaunlich oft die Erörterungen über das große Kapitel der Liebe gepflogen. Unbewiesene Voraussetzungen, über deren Beweiskraft nachzudenken Niemand sich die Mühe nimmt, da Jeder sie als ganz unzweifelhaft zu „fühlen" glaubt, liegen den schwungvollsten Deklamationen und grade ihnen am meisten zu Grunde. Versuchen wir einen anderen Weg und prüfen wir zunächst, indem wir die ethischen Fragen, denen der nächste Abschnitt gewidmet ist, einstweilen bei Seite lassen, was sich als besonders charakteristisch an der Gefühlsäußerung des vorgeführten

Weibes hervorheben läßt und welche Ausbeute eine Untersuchung des Thatbestandes gewährt. Ihre Unterhaltung mit dem Fürsten glüht von Leidenschaftlichkeit und innerem Verlangen. Offenbar ist der Mann, dem sie ihr Geständniß macht, ein Gegenstand ihres höchsten Gefallens und Verlangens, er ist ein Ideal in ihren Augen, wenn sie auch über seine Energielosigkeit, die sie aber zu überwinden hofft, schmähende Reden führt. Aber sie scheut gleichwohl nicht vor dem Gedanken zurück, ihn zum Giftmörder zu machen, ihn also zu entehren und ihn gleichzeitig der schwersten Gefahr (die immer über dem Mörder schwebt) Preis zu geben. Und warum nicht? Weil sie der Vereinigung mit ihm weder entsagen kann noch will und dieselbe nur auf diese Weise zu bewerkstelligen weiß. Das Charakteristische ist also vor allen Dingen die *Entsagungsunfähigkeit*. Wie hängt dies nun aber psychologisch zusammen und was ergeben sich daraus für Folgerungen?

Auch die echte Liebe bewährt eine Entsagungsunfähigkeit in *dem* Sinne, daß sie dem Geliebten zwar zu entsagen *versucht*, wenn ihm ein Leid aus der Liebesvereinigung zu erwachsen droht, daß sie aber bei diesem Versuch entweder völlig zu Grunde geht, oder sich unheilbar schädigt. Sie kann also nicht entsagen, ihr Nichtkönnen tritt in der Folge des ihr Vermögen übersteigenden Versuchs deutlich zu Tage, aber sie macht gleichwohl den Versuch und sie *muß* ihn machen. Denn indem der geliebte Gegenstand für sie schließlich diejenige Bedeutung erlangt, die ich als charakteristisch für die dritte Stufe der Liebesempfindung angegeben habe, indem er ihr Alles bedeutet und Alles neben ihm von

der Fluth des Vergessens hinweggespült ist, kann sie nimmer den Gedanken ertragen, ihm ein Leid zufügen zu sollen. Von allen Gedanken ist ihr dies der furchtbarste, derjenige, den sie mit aller Kraft ihrer Seele von sich stößt, weil er vollkommen unvereinbar mit dem Charakter ihres Gefühls ist, weil er ein Backenstreich in das geliebte Antlitz ihres Ideals wäre. Dieser Zug — der rührende Versuch des Entsagens, um den Geliebten zu schützen und das Erliegen unter der Schwere dieses Verhängnisses — ist daher auch einer der regelmäßigsten und anerkanntesten in den uns überlieferten Gemälden der Liebesleidenschaft. In dem hier vorgeführten Bilde fehlt dieser Zug, das von begehrendem Verlangen leidenschaftlich erregte Weib weiß, daß sie die Vereinigung mit ihrem walachischen Ritter nur durchsetzen kann, indem sie ihm ein schweres Leid zufügt (dadurch, daß sie ihm eine Mordthat aufbürdet), der Gedanke der Entsagung, um ein solches Aeußerstes abzuwehren, erwacht aber gleichwohl nicht in ihrer Seele. Woher dieser Unterschied und wie ist derselbe in seinem letzten Princip aufzufassen?

Streifen wir alle Hüllen, so ist der Unterschied folgender. Die Begier — denn es handelt sich lediglich um diese in dem zu untersuchenden Fall — geht von dem sinnlichen Genuß, den ihr die Geschlechtsempfindung verspricht, als idealischer Vorstellung und Phantasieobject aus. Wer ihr diesen vollendet zu gewähren verspricht, erscheint ihr — als Repräsentant dieses Genusses — ebenfalls als Ideal, er wird Gegenstand höchsten Wunsches und Verlangens. Aber sobald er diesen Charakter, diese Bedeutung — Symbol der geschlechtlichen Vereinigung zu sein — einbüßt, verliert er auch seinen idealischen Charakter. Die Begier kann daher unmöglich entsagen, sie kann auch gar nicht einen solchen Gedanken, der ihr vielmehr wie Aberwitz erscheint, fassen, weil mit dem Entsagen, mit dem Verzicht auf die geschlechtliche Vereinigung auch sofort die Entthronung des Ideals beginnt — die Entthronung, die eben darin besteht, daß derselbe nun nicht mehr als Symbol derselben angesehen werden kann. Die Begier kann also gewissermaßen aus Liebe — wenigstens aus der, die sie empfindet — nicht entsagen, während sie eben im Entsagen doch die Echtheit ihrer Liebe oder die Liebe als Liebe erst erweisen müßte. Sie kann nicht entsagen weil mit dem Entsagen auch die Entthronung des Ideals beginnt, das doch auf seinem Thron angeschaut werden müßte, um soviel Liebe zu veranlassen, daß ihm zu Liebe entsagt werden könnte — ein circulus vitiosus, aus dem nicht heraus zu kommen ist. Dies gilt für die Begier und es ist namentlich der Punkt festzuhalten, daß dieselbe ihren ausschließlichen Ausgangspunkt von dem ihr durch die Geschlechtsempfindung versprochenen, in der Vorstellung fixirten sinnlichen Genuß nimmt, während diese Vorstellung sich dem Empfinden der Liebe erst zugesellt, nachdem sie ein Ideal erschaut und ihr durch dasselbe die Sehnsucht zur Vereinigung mit demselben zugeführt worden ist. Hier scheiden sich die Wege und sie gehen schließlich weit auseinander, so nahe sie sich auch an der Ursprungsstelle begegneten.

Ich wende mich, hier angelangt, noch einmal zu dem in der Einleitung weiter ausgeführten Satz zurück, daß schon in dem Grundplan des Menschen ein nachweisbar

enthaltener, und eben deswegen allgemein gültiger, wahrer Modus des Liebesempfindens liege, da sich die Bedeutung desselben hier bereits schärfer bestimmen läßt. Der Grundplan des Menschen als dasjenige, was in allen Individuen wirkend, den Gattungscharakter, das Gemeinsame der Menschheit erschafft, bildet als solcher gleichzeitig die Grenzscheide gegen das Nachbarreich der Thierwelt. Kein Thier kann Vernunftbegriffe wie der Mensch entwickeln, kein Thier ein auch nur entfernt der menschlichen Sprache vergleichbares System produciren, kein Thier kann — und hier lenken wir auf den vorliegenden Gegenstand ein — etwas schön finden, sondern woran es ein Gefallen empfindet, das dient unmittelbar seinem Bedürfniß, seiner Nothdurft. Nun hat eine tiefere Prüfung des Wesens der Begier in dem Vorstehenden uns, wie ich hoffe, gezeigt, daß eben darin ihr Eigenthümliches besteht, daß ihr das wahre interesselose Gefallen an dem Gegenstand, das Ergriffenwerden von seiner eigenthümlichen körperlichen, resp. geistigen Ausstattung als einer schönen ohne Beziehung auf die Befriedigung einer Nothdurft überhaupt abgeht, daß ihre Charakteristik vor Allem darin besteht, daß sie schon im Ausgangspunkt ihres Empfindens ihr Ideal, ihren Gegenstand des höchsten Wunsches und Verlangens, unter dem Gesichtswinkel eines zu befriedigenden Bedürfnisses anschaut und daß sie davon nicht loskommen kann (ebensowenig wie das Thier), daß sie also, um dies Alles mit einem Wort zu decken, nicht ästhetisch empfindet.*)

*) Es wird hier auch noch an das zurückzuerinnern sein, was ich oben in der Einleitung hinsichtlich der Vergewaltigung als einen mit dem Charakter des Thieres unmittelbar gegebenen Zug im geschlechtlichen Verhalten andeutete. Denn auch der Begier wohnt das gleiche Princip der Vergewaltigung inne, das dem schärferen Auge in seinem Wesen wohl erkenntlich bleibt, wenn es auch die Form wechselt, zur versteckten Verstellung greift und sein Ziel auf Umwegen zu erreichen sucht.

Da nun nur der Mensch im Gegensatz zum Thiere etwas schön finden kann, da dies ein kennzeichnendes Charakteristikum seiner Unterscheidung von der Thierwelt (wie die Sprache) also auch ein kennzeichnendes Charakteristikum seiner Menschlichkeit, seines „Grundplans“ ist, so ist also auch die Liebe, die in ihrem ersten Beginn nichts ist als das aus der Geschlechtsempfindung als organischer Frucht der Geschlechtsreife emporquellende ächte Gefallen an einem Menschenwesen — und nur diese kann, wie nachgewiesen, in die Vollendung der Liebe eingehen — als in dem Grundplan des Menschen gelegen nachgewiesen. Meine Meinung ist daher, daß derjenige Mensch, der einen anderen im Sinn des geschlechtlichen Empfindens, unter dem Einfluß jener erhöhten Nervenspannung, welche die Geschlechtsreife begleitet, schön findet, damit schon den ersten Schritt in der ächten Liebesempfindung gethan hat und den Keim zu diesem ersten Schritt sehe ich als in dem Grundplan des Menschen gelegen an, schließe ihn also auch von den niedersten Stufen desselben nicht aus. Daß sich der Keim zart und reich und voll entfalte, so daß schon auf jener ersten Stufe jenes Gefühl sehnenden Suchens nach der Schönheit entsteht, das der Dichter in den Worten ausspricht:

Oftmals mein ich, durch die weiten
Wälder müßt' es grüßend schreiten,
Heilige Schönheit, enthülle dich mir
Ach, du entfliehst und ich lechze nach dir.

— das freilich ist Sache der individuellen Beschaffenheit der Volks- oder Stammesseele, der Begabung des Einzelnen und der begleitenden Lebensumstände ebenso wie es auf ihre Rechnung zu setzen ist wenn statt dessen das Gefühl nur unklar, schwach und dumpf sich äußert, nur als Rudiment in die Erscheinung tritt, aber das Princip in dieser ganzen hier entwickelten Beziehung wird dadurch nicht angetastet.

Zu einer irrthümlichen Auslegung, vor der ich mich an dieser Stelle noch verwahren möchte, kann vielleicht der von mir oben der Kürze wegen gebrauchte Ausdruck einer Grenzscheide nach Seiten „des überwiegend Sinnlichen" Veranlassung geben. Flüchtige Leser, bei denen ein Ausdruck manchmal mehr wiegt als die Erläuterung seiner Meinung, können dadurch einen Eindruck erhalten, als ob meine Entwicklung des Wesens ächter Liebe in irgend einer Weise dem, was die sinnliche Seite des Gefühls ausmacht, Abbruch zu thun bezweckte. Nichts kann irrthümlicher sein, nichts auch läßt sich weniger aus der von mir gegebenen Entwicklung ableiten. Denn wenn man die oben als die energievollsten Lebensäußerungen des Liebesgefühls angeführten Wesenszüge genauer ins Auge faßt, so wird man zuzugeben haben, daß dieselben ebensogut Jemandem, der durch die vollste Kraft leidenschaftlicher Sinnlichkeit in der Liebe befeuert wird, eigen sein können als Jemandem, dem eine ruhigere Blutwelle zubeschieden ist. Dies Gebiet ist bei mir vielmehr mit gutem Bedacht vollständig freigegeben. Ich rechne es zu denjenigen individuellen Zuthaten, die das Wesen der Liebe nur nüanciren, nicht ausmachen und lasse innerhalb der Liebe Jeden mit so

viel oder so wenig Sinnlichkeit selig werden als in seiner Facon liegt. Nur die eine Grenze, die aus der bisherigen Erläuterung sich von selbst ergiebt, besteht, daß die sinnliche Begier nicht die ästhetische Empfindung in dem oben gedachten Sinn, nicht die Möglichkeit des reinen Gefallens aufhebt. Nur dies bedeutet bei mir „das überwiegend Sinnliche". Ich habe zu dieser Verwahrung eine besondere Veranlassung, weil eine falsche Auslegung dieses Punktes meine Definition der Liebe leicht mit einer gewissen Schwächlichkeit behaftet erscheinen läßt, die ihr nicht zukommt und weil auch die französische Kritik, die vor der deutschen Psychologie der Liebe sonst ehrenvoll salutirt hat, sie hierin mißverstanden hat. So meinte der Kritiker der Revue Scientifique (October 1875), daß ich das, was Stendhal die sinnliche Liebe nannte, ausschließe, daß ich mehr oder weniger den instinct sexuel von der Liebe, wie ich sie definire, sondere und ihn derselben antagonistisch entgegensetze, was auf einem wesentlichen Mißverständniß meines Gedankenganges beruht. Und wird das Resultat desselben etwa durch die französische Literatur ernsthaft widerlegt, einer Literatur, die, ein getreuer Abdruck der nationellen Eigenthümlichkeit, in ihren Liebesschilderungen den Sinnengenuß von jeher in den höchsten Tönen gefeiert, mit den glühendsten Farben geschildert hat? Keineswegs, denn mitten aus diesem Flammenmeer der Sinnlichkeit, umlodert von derselben, aber unversehrt, steigen überall, Lichtsäulen gleich, dieselben Wesenszüge strahlend empor, die ich als Zeugen eines consensus gentium anrufe. Das gilt für alle hervorragenden Werke der französischen Dichtung. Auf Stücke wie die Rosa Dominos und Romane wie Made-

moiselle Giraud, ma femme, die jetzt eine so große Rolle spielen, läßt sich der consensus freilich nicht gründen.

Es gilt nun den Blick nach der entgegengesetzten Seite zu richten, und zu untersuchen, wie es da mit der Liebe steht, wo das Gefühl einen Ueberschuß des Geistigen aufweist. Man spricht so häufig von „rein geistiger Liebe“ und so wenig ein solcher Ausdruck jedesmal mit einer klaren Vorstellung seines Inhaltes gebraucht wird, so liegt ihm doch eine ungefähr gleichartige Auffassung dessen, was gemeint ist, zu Grunde. Es handelt sich dann jedesmal um Verhältnisse von zarterer, geistigerer Textur, in denen das Sinnliche nur gedämpft erklingt, nur zu einer gewissermaßen verschämten Geltung gelangt, oder auch ganz zurücktritt, in denen dasselbe für den, überwiegend auf geistige Berührung angelegten Mittelpunkt der Beziehungen nur ein gleichgültiges Geleite abgiebt oder wohl gar — was die extremste Entwicklung nach dieser Richtung hin darstellt — als Widerspruch mit der eignen Keuschheit der Gefühle empfunden wird. Dabei denke ich nicht an gewisse Carrikaturen des Liebesgefühls, deren theils belustigender, theils ärgerlicher Anblick uns auf der Lebensreise wohl auch einmal vorüberzieht — Carrikaturen etwa im Stil der „Bekenntnisse einer Mannesseele“ oder ähnlicher Ergüsse. Mit diesen und ähnlichen Fällen, wo die Liebe überhaupt im Sande der Phrase verläuft, wo der winzige Inhalt des Gefühls sich mit majestätischem Pathos aufbläht, um das weite Prachtgewand der Liebe ausfüllen zu können und bei jeder Verschiebung der Falten statt der in Schönheit verklärten Jugendfülle die magere Blöße einer dürftigen Sinnlichkeit zu Tage tritt — mit diesen Fällen, die namenlos und unberufen zu bleiben verdienten, glaube ich unsere Untersuchung nicht behelligen zu sollen. Ich denke vielmehr an eine sogenannte geistige Liebe im besten Sinn des Wortes, die mit voller, warmer Empfindung den geliebten Gegenstand umfaßt, wohl fähig der Hingebung, des Opfermuthes und eines leidenschaftlichen Erglühens, bei dem auch einmal „der harmonischen Ruhe“ und „dem schönen Ebenmaß“ Valet gegeben wird, wenn sie auch den Freund der Seele hauptsächlich nur auf geistigem Wege und für geistige Interessen sich zu eigen zu erwerben sucht. Solche Liebe findet sich natürlich immer nur bei Personen von geistigem Schwung, höherer Bildung und idealem Strebensgehalt, namentlich auch bei edlen Frauennaturen, welche für die Verehrung für alles Schöne und Gute, von der sie sich ergriffen fühlen, in der sympathischen Berührung mit einem Seelenfreund eine höhere Weihe zu gewinnen suchen. In dem gemeinsamen Dienst für Wahrheit, Freiheit, Schönheit vereinigen sich die harmonisch gestimmten Herzen zu inniger Verbrüderung. Indem ein Princip sie beseelt, ein Streben sie verbindet, baut sich ihnen eine Welt auf, durchleuchtet vom Strahl des Geistes und erfüllt vom Sphärenklang eines gemeinsamen Seelenaccordes und diese umgiebt sie mit unsichtbarer Hülle und scheidet sie von ihrer sonstigen Umgebung ab. Auf dem Geliebten ruht der volle Abglanz des Ideals, welches hier immer im Sinne des höchsten geistigen Princips, welches der Seele überhaupt aufgegangen ist, zu verstehen ist. In der That, der Geliebte ist zum Priester des Ideals geworden, welches im Dom des Geistes von der gläubigen

Seele verehrt wird und daß ihn die priesterliche Binde schmückt, das vor Allem umgiebt ihn mit einem Glanz der Verklärung.

Wer möchte verkennen, daß in der geistigen Liebe, deren Wesen hier in kurzen Zügen zu zeichnen versucht wurde und deren Bild in mehr oder minder lebhaften Farben in allen ähnlichen Liebesverhältnissen mit überwiegend geistigem Antheil wiederkehrt, ein reines und — im guten Sinn des Wortes gebraucht — vornehmes Princip vertreten ist. Ebensowenig läßt sich verkennen, daß Elemente der Liebe in diese Seelenbeziehungen hineinspielen, — aber erklingt das Ganze wohl aus dem vollen Grundton der Liebe, haben wir hier statt Liebe nicht vielmehr etwas Anderes vor uns, das sich etwa, wenn es sich einmal um einen Namen handelt, am füglichsten als *geschlechtlich angehauchte Sympathie-Verhältnisse* bezeichnen ließe?

Ich gebe zu, daß hier die Unterschiede sehr zarter Natur sind und daß es an dieser Stelle noch viel schwieriger wie nach der Seite der überwiegenden Sinnlichkeit ist, die Grenzen genau zu sondern. Es handelt sich ohnehin um ein Mehr oder Minder dessen, was in genügendem Maße vorhanden sein muß, wenn das Wesen nicht entarten soll — um ein Mehr oder Minder, das erheblichen Schwankungen unterworfen sein kann und daß seinem Volumen nach unmöglich bis auf Gran und Scrupel zu bestimmen ist. Portionsweise zumessen läßt sich die Sinnlichkeit nicht, obwohl ihre Verflüchtigung schließlich die Liebe aufhebt. Indessen ist doch auf einen Punkt hinzuweisen, der im nächsten Abschnitt, im Zusammenhang mit der Betrachtung der ethischen Momente eine genauere Würdigung noch

zu erfahren hat und es läßt sich an dieser Stelle etwa Folgendes über das allgemeine Verhältniß von Sinnlichkeit und Geistigkeit innerhalb der Liebe bemerken. Dem, der in der Liebe steht, kann durch sie eine neue Welt des Verständnisses aufgehen; fruchtbringende Erkenntniß zu bringen ist ihr sicher unverwehrt und es liegt theilweise ganz in der Natur der Beziehungen, die sich zwischen zwei Liebenden entspinnen, daß solches geschieht. Der Geliebte ist meistens um mehrere Jahre älter, mit größerem Bildungsvorrath versehen, weiterer Umblicke fähig. Ihm ist es ein natürliches Bedürfniß der Seele der Geliebten mitzutheilen, wie es für sie eine Lust ist, ihm zuzuhören, sei es auch, daß sie mehr dem Klang der lieben Stimme und dem musikalischen Tonfall seiner Worte lauscht, als daß sie von dem Gegenstand des Vortrags gefesselt wird. Denn für alle diese Beziehungen gilt doch im letzten Grunde immer das schöne Liebesbekenntniß Faust's:

„Ein Wort von Dir, ein Blick mehr unterhält
Als alle Weisheit dieser Welt!"

und nur wo dies Grundgefühl bleibend ist, mag auch der Flug in die weiten Regionen des Geisteslebens ohne Gefahr unternommen werden. Daß das geschehen kann, ist, wie gesagt, natürlich genug. Schon der höhere Schwung des Lebens, welcher mit dem gemeinsam errungenen Besitz und der tief innerlichen Befriedigung des Wesens durch die Liebe den Menschen ergreift, schon die frisch sprudelnde Lust innerlichsten Wohlgefühls führt auch dem Erkenntnißtrieb tausendfältige Anregungen zu. Je nach Naturanlage und innerlicher Beschaffenheit ist die Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen — und kein Moment der Liebe bedingt den Ausschluß, — daß die Liebenden ihr Gefühlsleben

mit tausend dem Reich des Erkennens entnommenen Beziehungen durchweben, daß das Licht der Liebe, welches ihnen leuchtet, sie auch gleichzeitig für die höchsten geistigen Interessen erwärmt, ihnen neue Gedankenbahnen eröffnet, ihnen freiere und klarere Ueberzeugungen, als sie bisher sich vielleicht erworben hatten, zuführt. Aber wo erst durch diese Welt intelligenter, idealer Beziehungen der Geliebte gewissermaßen erschaffen wird, da gestaltet sich das Verhältniß ganz anders. Erwirbt ihm *das* vor allem und in erster Linie die Sympathie, — wenn auch vielleicht die allerinnigste — daß er als verklärter Mittelpunkt solcher Beziehungen erscheint, weil er sie am reinsten verkörpert, weil sein Streben, sein Ueberzeugen, seine Ergüsse alle in derselben geistigen Richtung liegen, so wird er als Geliebter wohl nie die Stellung einnehmen, die ihm das Liebesempfinden als Geschlechtsempfindung zuweist. Seine Bedeutung ist dann nur eine abgeleitete, secundäre. Er ist nur die Nebensonne einer größeren Sonne, die strahlend am Firmament des Individuums steht, von ihr erhält er Beleuchtung, Glanz und Bedeutung. Schon dieser Umstand erweist, daß hier ein Wesensunterschied vorhanden ist, der sich nicht aufheben läßt. Die Vollendungsstufe der Liebe, in welcher der geliebte Gegenstand eine Alles überragende Bedeutung erlangt, läßt sich von diesem Standpunkt aus, auf einer so beschaffenen Gefühlsunterlage nicht erreichen. Die geistige Liebe in diesem Sinn — aber dieser Sinn ist eben nur ihr aufgeschlossenes Wesen — bildet nach der Seite der überwiegenden Geistigkeit ebenso die Grenzscheide der Liebe wie die Begier nach der Seite der überwiegenden Sinnlichkeit.

Was hier noch eine besondere Aufmerksamkeit verdient, ist das Verhältniß derjenigen Gefühlsrichtung, die ich hier besprochen und die ich nur als geschlechtlich angehauchtes Sympathie-Verhältniß nicht aber als echte Liebe gelten lassen möchte, zu der *Tragik der Liebe*. Alle Tragik der Liebe beruht im letzten Grunde auf dem Conflictsfall zwischen zwei gleich mächtig wirkenden Potenzen im Innern des Menschen und zwar gestaltet sich dies des Näheren so. Wenn die Liebe im Begriff sich zu realisiren d. h. ihr innerstes Princip, die sinnlich-seelische Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand im Leben durchzusetzen, auf Widerstände trifft, so ist zunächst zu unterscheiden, von welcher Art diese Hindernisse sind. Es läßt sich eine Scheidungslinie ziehen zwischen *gehaltlosen* und *gehaltvollen* Widerständen. Die ersteren begreifen in sich alle brutalen, launenhaften, materiellen Gewalten, welche sich, da ihnen die Macht einmal verliehen und weil ihr Interesse es so erheischt, der Vereinigung der Geliebten in den Weg stellen, hierher gehören auch Rangunterschiede, Standesrücksichten, Vorurtheile der verschiedensten Art, insofern sie von den Liebenden selbst nicht getheilt werden. Der gegen diese Hindernisse entbrennende Kampf verläuft und endet je nach der den entgegengesetzten Gewalten zu Gebote stehenden Kraftsumme glücklich oder unglücklich für die Liebenden, ohne daß auch in letzterem Fall der traurige und häufig in seinen Einzelheiten erschütternde Ausgang Folge eines tragischen Conflicts wäre. Zu letzterem gehört als *äußere* Bedingung das Eingreifen eines gehaltvollen Widerstandes. Die Liebenden können sich innerlich gebunden fühlen durch *Gefühle der Pietät* (Eltern, Verwandten und sonstigen Pietätspersonen gegenüber, welche auf solche Gefühle erworbene und anerkannte Rechte

besitzen) oder durch für heilig gehaltene Vorstellungen oder durch Pflichtbewußtsein. Hier sind, indem die Widerstände mit ihren Wurzeln in das Seelenleben der Liebenden selbst hineinreichen, die Elemente zu einem tragischen Conflict gegeben, der mit den zwei Modificationen eines und desselben zerstörenden Ausgangs eintreten kann: entweder die Liebe setzt ihre Realisirung, die sinnlich-seelische Vereinigung mit dem Geliebten durch, indem sie die gehaltvollen Widerstände zeitweilig gewaltsam niederzwingt, dann wendet sich das in diesen vertretene Princip, der wahre Lebensgehalt derselben, nachträglich zerstörend gegen den Beleidiger oder die Liebe verzichtet auf ihr Heiligthum, um den andern Göttern treu zu bleiben, dann empfängt der Liebende wieder aus diesem Verzicht die tödtliche Wunde, die den zerstörenden Ausgang herbeiführt. Wie dieser eintritt, ob jäh den Lebensfaden zerschneidend, ob durch allmälige Verblutung tödtend, ob durch geistige Umnachtung aus dem Conflict erlösend, ist an sich gleichgültig und Sache des Temperaments und der Umstände. Selbst wenn, wie man sagt, „die gute Natur siegt" und der schwer Getroffene einer allmäligen Genesung entgegengeführt wird, kann im Wesentlichen derselbe Verlauf obgewaltet haben. Anders stellt sich die Sache aber für die „geistige Liebe" und hier, wo bei dem entscheidenden Uebergewicht der einen, der geistigen Seite, der Kampf eigentlich im Voraus schon entschieden war, wo er vielmehr im Ernst gar nicht entbrennen konnte, kann von tödtlichen Kampfeswunden und von einem tragischen Conflict überhaupt nicht die Rede sein. Aber dies erfordert noch eine nähere Erwägung im Zusammenhang mit den ethischen Beziehungen der Liebe.

Die ethischen Beziehungen der Liebe.

Wenn wir einen Gegenstand, ein Verhältniß, kurz irgend ein Object eine große Macht über eine Person ausüben sehen, ohne daß diese Macht auf physischem Zwang beruht, wenn demnach die Seele in ein Abhängigkeitsverhältniß geräth und der Mensch in diesem Zustand Handlungen begeht, welche er sonst, durch andere Einflüsse zurückgehalten, vermeiden würde, so kann diese Erscheinung nach zwei verschiedenen Seiten ins Auge gefaßt werden. Entweder wir haben die Ursache vorzugsweise zu suchen in der absolut starken Wirkung des Objects, dem sich überhaupt schwer Widerstand leisten läßt, oder vorzugsweise in der Schwäche des Subjects, in einer sogenannten „sittlichen Schwäche" bei relativer Bedeutungslosigkeit des wirkenden Einflusses. Bei relativer Bedeutungslosigkeit — für die betreffende Person kann natürlich der Einfluß von größter Kraftwirkung und absolut hoher Bedeutung sein, — wir erklären ihn aber gleichwohl für einen relativ bedeutungslosen, je mehr er der Qualität entbehrt, welche ihn geeignet und würdig erscheinen ließe an tiefere Beziehungen der Menschennatur anzuknüpfen, das Wesen des Menschen zu durchdringen und von einem gegebenen Punkte sich ausbreitend ganz zu erfüllen. Der Einfluß des gewohnheitsmäßigen Verbrauchs narkotischer Genüsse, z. B. des Tabaks

kann bekanntlich eine vollkommene Herrschaft im Menschen ausüben, die äußerst schwer zu brechen ist. Als der verstorbene Augenarzt v. Gräfe einst einem seiner Patienten, einem russischen höhern Militair, den Gebrauch des Tabaks vollkommen untersagt hatte unter Hinzufügung, daß der Patient, wenn er diesem Gebote zuwider handle, sein Augenlicht unfehlbar einbüßen werde, machte der also Bedrohte wohl einen Versuch, seinem Lieblingsgenuß zu entsagen, kehrte aber sehr bald zu demselben zurück, indem er seiner bekümmerten Familie, welche ihn an die Vorhersage des Arztes erinnerte, erklärte, er wolle lieber erblinden, als beständig nach einem ihm zum Lebensbedürfniß gewordenen Genusse schmachten. Der bekannte geistvolle englische Schriftsteller Coleridge hatte sich in spätern Jahren dem Opiumgenuß ergeben und rang mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, aber immer vergebens gegen diese Leidenschaft. In einem Briefe an seinen Freund, Mr. Cottle vom Jahre 1814 schildert er, wie seit 10 Jahren die Angst seines Geistes unbeschreiblich, das Gefühl der ihn anstarrenden Gefahr erdrückend und das Bewußtsein seiner Schuld schlimmer als Alles gewesen sei. „Ich habe gebetet," fügt er hinzu, „mit blutigem Angstschweiß auf der Stirn. Ueberwältigt, wie ich es bin, durch das Gefühl meines grauenhaften Gebrechens habe ich niemals einen Versuch gemacht die Ursachen desselben zu verbergen." (Vgl. meine „Geschichte der englischen Presse." Hannover, Rümpler, 1873, p. 91.) Wir reden in einem solchen Fall von „sittlicher Schwäche", da der Tabak, das Opium, obwohl im höchsten Grade befähigt durch eine diesen Stoffen specifisch eigenthümliche, erregende Wirkung auf das Nervensystem dem Menschen

so gut wie unentbehrlich zu werden, gleichwohl der Qualität entbehren, welche sie geeignet erscheinen lassen könnte, wie oben bemerkt, an tiefere Beziehungen der Menschennatur anzuknüpfen, das Wesen des Menschen zu durchdringen und schließlich ganz zu erfüllen. Diese sittliche Schwäche erscheint uns natürlich noch um so ausgemachter, je Wesentlicheres, je höhere Pflichten gegen Andere sowohl, wie gegen uns selbst, in Folge eines solchen unwiderstehlich gewordenen Einflusses außer Augen gesetzt werden, je lebhafter also bei einer sittlich angelegten Natur die innere Aufforderung demselben zu widerstehen sein müßte. Aber es handelt sich nicht blos um Sinnenreize, obwohl man bei dem gar nicht zu sondernden Ineinandergreifen der geistigen und sinnlichen Sphären, bei dem steten Hinüberspielen der auf beiden Gebieten thätigen Kräfte und Einflüsse auch das Opium und den Tabak nicht als bloße Sinnenreize betrachten und beurtheilen darf, sondern die ganz analogen Verhältnisse wiederholen sich auch in andern Lebensbeziehungen, in denen von materiell sinnlichen Erregungen als Grundlage des Thatbestandes auch nicht entfernt die Rede sein kann. Der Eine erliegt einer Schwärmerei für Kunstgegenstände, indem er eine seinen Verhältnissen unangemessene Summe für dieselben verausgabt und andere berechtigte Ansprüche unbefriedigt läßt, ein Anderer, ganz gelehrten Studien und Forschungen hingegeben lebend, vermag dem Wunsch, einige werthvolle Manuscripte oder Drucke, die er in einer öffentlichen Bibliothek findet zu besitzen, nicht zu widerstehen und wird zum Dieb, indem er noch dazu das öffentliche Vertrauen täuscht und also in doppelter Weise ein schimpfliches Vergehen sich zu Schulden

kommen läßt — derartige Fälle sind bekanntlich mehrfach vorgekommen, — ein Dritter endlich, Künstler mit Leib und Seele, setzt in dem Drange seines künstlerischen Berufs die Rücksichten auf das Wohl seiner Familie hintenan, oder er opfert seine religiöse Ueberzeugung oder seine politische Ansicht, mit einem Wort, das was er gleichwohl für wahr und heilsam erachtet, um sich eine Lebensstellung zu verschaffen und dem vornehmsten Bedürfniß seiner Natur, seinem „Beruf" volles Genüge verschaffen zu können. Das Verdict der öffentlichen Meinung lautet in all' diesen Fällen auf sittliche Schwäche, auf Mangel an Charakter, indem sie das Mehr oder Weniger abmißt nach dem Grade des außer Augen gesetzten Pflichtmaßes und der Stärke und dem inneren Gehalt des wirkenden Einflusses. In dem letzten Fall gewinnt dieser Factor so sehr an Bedeutung, daß das Urtheil schon eine bedeutende Milderung erfährt. Denn indem wir zuzugeben geneigt sind, daß ein Künstler nur dann wahrer Künstler ist, wenn er ganz „in seinem Beruf aufgeht," wenn er demselben „mit Leib und Seele ergeben ist," wenn er „nichts Höheres als sein Kunstideal kennt," werden wir leicht zu dem Schluß gedrängt, daß er in Conflictsfällen mit innerer Nothwendigkeit sich *für* dies und *gegen* alle entgegenstehenden Rücksichten entscheiden müsse. Gleichwohl aber werden wir ihn, wenn die außer Acht gesetzten Rücksichten von der gewichtigsten und bindendsten Art sind, nicht ganz lossprechen, wir meinen dann, daß er sich dieser so heiligen Verpflichtungen doch nicht hätte entschlagen dürfen, das Urtheil pflegt in solchem Fall einen Mittelweg einzuschlagen und sich dahin zusammenzufassen, daß der Mann weniger

zu tadeln, als zu beklagen sei — kurz, es bleibt ein Rest übrig, der nicht ganz in die Berechnung aufgeht und der sich eben in dem Schwanken bei der Beurtheilung ausprägt. Diesem Rest, der nicht in die Berechnung aufgeht, liegt das richtige Gefühl zu Grunde, daß ein *Einseitiges* — und jedes Talent, jede Begabung, jede einzelne auch noch so scharf ausgeprägte Richtung bleibt schließlich gegenüber dem *ganzen* Wesen des Menschen ein Einseitiges — nie so vollständig den Menschen absorbiren darf, um alles Andere außerhalb dieser einseitigen Richtung Gelegene zu überwuchern und zum Absterben zu zwingen. Obwohl wir z. B. zugeben dürfen, daß ein gewisses höchstes Maß der Durchbildung, namentlich im Technischen, sehr viel leichter erlangt wird, wenn ein verzehrender Eifer, der Alles Andere rücksichtslos bei Seite schiebt, den Kunstjünger vorwärts drängt, so halten wir doch auf der andern Seite fest, daß ein großes künstlerisches Genie nur um so größer auch als ausübender Künstler dastehen wird, je mehr er *Mensch* ist, je mehr er den vollen Lebensinhalt in sich aufgenommen hat und diesem nach allen Seiten hin gerecht wird, je mehr ihm aus diesem Erfassen des Lebens Motive und Anregungen nicht allein, sondern der Gehalt der Gesinnung, der Adel der persönlichen Würde, der in der Bewährung des Charakters durch das Leben wurzelt, zuströmen. Wir vermögen also, sobald wir zu dieser Annahme gelangt sind, den Künstler, den wir von seinen menschlichen Aufgaben und Bestimmungszwecken abirren sehen, um seinen Kunstzwecken dadurch Vorschub zu leisten, auch nicht einmal als Künstler, auch nicht einmal unter der Einschränkung, daß er sonst eben „kein richtiger Künstler"

wäre, bedingungsweise loszusprechen. Das Verdict bleibt vielmehr auf Mangel an Charakter lautend, — wenn auch wegen der Größe und dem Gehalt des wirkenden Einflusses in sehr gemildertem Maße — bestehen, es ergiebt sich, um es ganz allgemein auszudrücken, daß auch das reinste Ergriffensein von einem einzelnen Lebenszweck kein Heiligthum errichten kann, welches sich dem Heiligthum der Pflicht, des sittlichen Ideals mit einem gleich mächtigen Anspruch auf des Menschen Inneres an die Seite stellen ließe. Dem Heiligthum der Pflicht verbleibt in allen untersuchten Fällen der höchste Rechtsanspruch. Diesem Genüge zu leisten erfordert aber Charakterstärke, sittlich kräftiges Wollen, ihn sich streitig machen lassen, aus dem Heiligthum der Pflicht, dessen Rechtsanspruch wir zugeben, sich verdrängen lassen ist daher nicht möglich ohne einen mehr oder minder hohen Grad von sittlicher Schwäche. Für die Beurtheilung ergiebt sich, wie gleich Eingangs angegeben wurde, ein Unterschied nur in der Art daß wir das Resultat entweder vorzugsweise der sittlichen Schwäche, oder vorzugsweise dem wirkenden Einfluß zuzurechnen haben.

Gilt nun ganz das Gleiche für die Liebe oder ist hier ein anderes Verhältniß anzuerkennen und auf welches Princip läßt sich dasselbe zurückführen? Schafft die Liebe etwa wirklich ein Heiligthum für den Menschen, welches sich gleichwerthig dem Heiligthum der Pflicht an die Seite stellen ließe? Begründet die Liebe für den Liebenden einen eximirten Gerichtsstand? Oder kommt die Untersuchung auch hier zu dem Ergebniß, daß die Uebertretung des Sittengesetzes, das Zuwiderhandeln wider das sittliche Ideal, wie in allen andern Fällen, so auch in

dem Fall der echten Liebe, einen gültigen Rückschluß auf sittliche Schwäche, also einen Makel begründe? In dieser Weise etwa scheint mir Geibel zu urtheilen, wenn er in dem Vorwort zu der deutschen Uebertragung von Tennyson's Aylmer's Feld*) (aus dem Englischen übertragen von Dr. H. A. Feldmann. Hamburg, H. Grüning. 1870) bemerkt: „Ein ergreifenderer Protest wider die Unnatur erstarrter Menschensatzung ist wohl kaum aus der Feder eines Dichters geflossen. Der einzige Punkt, der unser sittliches Gefühl disharmonisch berührt, der Selbstmord Leolins, erklärt und entschuldigt sich dadurch, daß der Autor die Handlung in jene Tage verlegte, in welcher fast alle Gemüther von dem Hauche Werther'scher Empfindungsweise mehr oder weniger ergriffen waren." Es bedarf also einer „Erklärung und Entschuldigung," wenn ein Liebender, dem sein Heiligthum zerstört, die Realisirung seines höchsten Lebensinhalts unmöglich gemacht wurde, — gegen das Gebot

*) Aylmer's Feld ist eine der ergreifendsten Dichtungen Tennyson's. Der Stoff ist in Kürze dieser. Edith, die einzige Tochter des in Hochmuth erstarrten Baronet Sir Aylmer, und Leolin, ein jüngerer Bruder des Gutspfarrers, wachsen zusammen auf, unbewußt in Liebe für einander erglühend, bis der Machtspruch Sir Aylmers sie gewaltsam trennt. Ediths Leben, in der Blüthe geknickt, welkt dahin und Leolin giebt sich in der Verzweiflung freiwillig den Tod. Mit dem Tod dieser Beiden ist ebenso wohl für Sir Aylmers Geschlecht wie für den Gutspfarrer der letzte Sproß gestorben und dieser Umstand wird nun in der Grabpredigt auf erschütternde Weise zur Wirkung gebracht. Der Gutspfarrer, tiefgebeugt durch den Verlust, predigt über den Text: „Wüst soll Euch Euer Haus gelassen werden," und so ernste, gewaltige Töne läßt der Dichter ihn in der Grabrede anschlagen, daß dieselbe zum vernichtenden Strafgericht des in seinem Stolz niedergeschmetterten Lord wird.

des Sittengesetzes, welches ihn im Leben ausdauern heißt — aus dem Leben scheidet, und zwar ist diese Erklärung und Entschuldigung in Werther'scher Empfindungsweise zu erblicken. Mit andern Worten: Die sittliche Schwäche, welche nach Geibels Auffassung der Selbstmord Leolins unzweifelhaft verräth, berührt als solche unser sittliches Gefühl disharmonisch und dieser Eindruck wird zu Gunsten Leolins nur dadurch vermindert, daß demselben die Empfindungsweise der Zeit, der er angehörte und welche auch ihn nothwendig beeinflußte, als Entschuldigung angerechnet werden muß.

Wenn man dieser Auffassung, gegen welche wegen eines gewissen sittlichen Klanges meistens kein Widerspruch erhoben wird, nicht ohne Weiteres zustimmen will, wenn man vielmehr ihren wesentlichen Inhalt zu prüfen unternimmt, so wird man dabei an gewisse Grundverhältnisse der menschlichen Seele anzuknüpfen haben. Alles menschliche Thun und Lassen dreht sich im letzten Grunde um die Befriedigung dessen, von dem dies Thun und Lassen ausgeht. Nach einer tiefinnersten Befriedigung streben: darüber hinaus reicht alles Thun des Menschen auch in der moralischen Sphäre nicht. Der Mensch ist allezeit mit sich darüber einig, daß er sich kein Leid zufügen möchte und selbst wo er sich ein Leids anthut, geschieht dies ja nur, um größerem, unerträglich gewordenen Uebel vorzubeugen oder auszubiegen. In diesem Punkt stimmen alle Menschen mit einander (wie mit allen übrigen Geschöpfen) überein, die Selbstsucht in diesem Sinne, wie sie als Instinct, Trieb, Regung durch die ganze belebte Schöpfung geht, ist auch das einzig ausnahmslose Gefühl in des Menschen Brust. An ein solches Grundverhältniß

der menschlichen Seele lehnen sich auch weiterhin die Werthbestimmungen an, welche für den Menschen in Bezug auf Alles, was ihn umgiebt, Gültigkeit erlangen. Wenn der Mensch von einer Verwirklichung des sittlichen Ideals, d. h. von einem Leben in Uebereinstimmung mit seinen Grundsätzen und Ueberzeugungen als einem Heiligthum spricht, so liegt der praktisch entscheidende Grund dafür in der Befriedigung, welche ihm das Ideal verschafft. Sehr schön und tiefsinnig klingt in unserer Sprache das Wort „Befriedigung" mit „Friede" zusammen. Für diejenigen, die sich überhaupt Ueberzeugungen zu bilden, ein sittliches Ideal zu erfassen vermögen*), giebt es keinen

*) Ueberzeugungen in dem hier zu Grunde gelegten Sinn ist nicht mit mehr oder minder oberflächlich gehegten Ansichten, Meinungen, Vorstellungen zu verwechseln. Der größte Theil der Menschheit wird lediglich von solchen bewegt und bezeichnet dieselben als Ueberzeugungen, sobald nur eine gewisse Lebhaftigkeit des Empfindens sich mit ihnen verbindet oder sobald er dieselben mit einer gewissen Feierlichkeit zu umgeben wünscht. Ich habe in irgend einer Angelegenheit eine Ueberzeugung gewonnen, das heißt meistens nur soviel als: ich habe mir einen bestimmten Grad von Zuverlässigkeit meiner Ansicht über dieselbe erworben. Damit verbindet sich aber sehr gut der Nachsatz: ich wechsele meine Ueberzeugung nicht, aber ich richte gleichwohl mein Verhalten nicht danach ein, weil dadurch anderen Zwecken, die ich verfolge, Eintrag gethan werden würde. In diesem höchst gebräuchlichen Sinn, wo die Ueberzeugung hauptsächlich nur eine Sache der Erkenntniß ist, wird hier nicht von derselben gesprochen, sondern in dem eingeschränkteren und genaueren, wo sie für den Menschen gleichzeitig das leitende Princip ausdrückt, welches ihn wesentlich bewegt. Der Kreis der überzeugungskräftigen Seelen in diesem Wortverstand ist naturgemäß ein nur kleiner. Weder der Mensch der glatten Oberfläche noch der Muthlose, weder der Eitele noch der Genußmensch, weder der Egoist noch der Zweckfüchtige, d. h. der, welcher sich seine Anschauungen

Frieden, keine Ruhe, daher aber auch keine dauernde Befriedigung außerhalb deſſelben. Freilich iſt dieſe Befriedigung, dieſe Ruhe manchmal die des gekrönten Märtyrerthums. Viele Stimmen, die in des Menſchen Bruſt erklingen, müſſen in Conflictsfällen zum Schweigen gebracht werden, ehe es gelingt die Seele auf *einen* herrſchenden Grundton zu ſtimmen und je tiefer, inhaltsvoller und lebhafter jene Naturlaute erklangen, deſto reſignirter geſtaltet ſich das Ergebniß, wenn denſelben Schweigen auferlegt wurde. Goethe deutet dieſe Stimmung mit den Verszeilen an:

So ſtill und ſinnig,
Es fehlt Dir was, geſteh es frei —
Zufrieden bin ich,
Aber mir iſt nicht wohl dabei.

Aber gleichwohl iſt auch dies reſignirte Ergebniß noch immer ſo friedensreich, wie es ſich unter den Umſtänden erreichen ließ. Es iſt Harmonie in der Seele vorhanden, weil ein oberſtes geiſtiges Princip das Widerſtrebende ſich unterworfen und ein einheitliches Reich aufgerichtet hat. In dieſer Harmonie hat allerdings nur ein Ton Geltung, der herrſchende Ton, die Dominante, aber er erfüllt mit mächtigem Poſaunenton die Seele, und es iſt kein Bruchtheil übrig geblieben, welches mit disharmoniſch ſtörendem Mißklang einfallen könnte.

und ſein ganzes Verhalten nach ſeinem eifrig verfolgten Lebenszweck einrichtet, kann von Ueberzeugungen im höheren Sinn als eigenem Beſitz ſprechen. Daß trotzdem oder gerade deßhalb im Leben außerordentlich viel von dieſem hohen Gut geredet, daß mit „Ueberzeugungen“ unendlich viel geprunkt wird, kann Niemanden Wunder nehmen, der einmal begriffen hat, welche Gewalt und welchen Einfluß die Selbſttäuſchung im Verhalten der Menſchen ausübt.

Wenn die Befähigung des ſittlichen Ideals dem, der ihm treu ergeben lebt, eine tiefinnerſte Befriedigung, ein Heiligthum zu ſchaffen in der hohen Stellung deſſelben, in der Suprematie des Geiſtes liegt, ſo liegt die Befähigung der Liebe das Gleiche zu thun in der *Allſeitigkeit* ihres Princips, in dem Urſprung aus der und der ſteten Zurückbeziehung auf die Totalität des Menſchenweſens. Jenes ſchafft ein einheitliches Reich und innere Uebereinſtimmung, indem es alle ſtörenden Elemente ausſchließt oder umwandelt, dieſe ſchließt alle Elemente der ſeeliſchen wie ſinnlichen Natur des Menſchen in einen allumfaſſenden, gleichberechtigten Bund zuſammen.

Auch hier iſt daher tiefe, inhaltvolle Harmonie, aber es iſt die Harmonie des Accordes, in dem jeder Ton zur vollen Geltung kommt, auch hier iſt das erreicht, daß kein Bruchtheil übrig blieb, welcher mit disharmoniſch ſtörendem Mißklang in das Concert einfallen könnte, aber nicht durch den Ausſchluß irgend welcher, ſondern durch den Zuſammenſchluß aller Elemente.

Wie in dem ſittlichen Ideal ein Heiligthum, eine Gottheit entſtand, deren Dienſt mit unzerreißbaren Banden die Seele umſpannt, ſo geſchieht das Gleiche in der Liebe, weil dieſe, indem ſie alle Momente der ſinnlich-ſeeliſchen Natur in einer Umſchlingung zuſammenfaßt, dem Menſchenweſen ebenfalls ein höchſtes Genüge, die Befriedigung, welche aus der aufs Höchſte angeſpannten Glücksempfindung quillt, verſchafft. Der Rechtsanſpruch des ſittlichen Ideals Treue und Hingebung, die nicht links noch rechts blickt, zu fordern, beruht darauf, daß daſſelbe von den oberſten Kräften unſeres Geiſtes errichtet worden iſt und emporgehalten wird. Aber den gleichen Rechts-

anspruch erwirbt sich auch die Liebe, weil sie die umfassendste Befriedigung unseres Wesens vermittelt, bei der jeder Theil, Sinnlichkeit wie Geistigkeit, Seele und Materie gleichmäßig seine Rechnung findet.

Es giebt also zu einer Zeit im Leben des Menschen zwei Heiligthümer: das eine umfaßt alle *pflichtgemäßen Beziehungen*, das andere die *Liebe*. In dem einen finde ich vertreten alle Verhältnisse, Beziehungen und Auffassungen, in denen der Mensch sich durch Pflichtgefühl ganz oder theilweise gebunden und im Handeln bestimmt fühlt. Elternliebe, Kindesliebe, Verhalten gegen den Nebenmenschen, Treue im Beruf, im Staat, in der erworbenen Ueberzeugung, auf dem Gebiet religiöser, für heilig erachteter Vorstellungen — alle diese Sphären, diese Verhaltungsarten, in denen schließlich der ganze Lebensinhalt des Menschen aufgeht, sind durchwoben von früh erworbenen Pflichtvorstellungen und Pflichtgefühlen. Sie bilden gewissermaßen die einzelnen Gottheiten im Heiligthum des sittlichen Ideals. Das andere Heiligthum baut sich auf ohne irgend welchen Antheil pflichtgemäßer Beziehungen. Reiner Neigung, reinem Wohlgefallen entstammend, aber sich bald in Wachsthum ausdehnend und das ganze Wesen des Menschen so erfüllend, daß Alles an seinem Dienste theilnimmt, in ihm zu neuem Leben erwacht, schafft die Liebe einen Tempeldienst von gleicher Hoheit und Unverbrüchlichkeit wie den des sittlichen Ideals. Wenn es für den Menschen, der dies in sich aufgenommen, keinen Frieden, keine Befriedigung außerhalb derselben d. h. bei Verletzung und Verleugnung seiner Pflichten giebt, so gilt ganz das Gleiche für den, dessen Wesen die wahre Liebe

erfaßt hat. Hier wie dort ist der tiefste Grund des Menschen berührt und mit tausendfachen Wurzelfasern durchsetzt worden, die sich nicht herausziehen lassen, ohne das ganze Erdreich aufzubrechen.

Es wird nun noch einmal auf das oben hinsichtlich des *tragischen Conflicts* in der Liebe Gesagte zurück zu verweisen sein. Der tragische Conflict wurde dort abhängig erklärt von dem Vorhandensein *gehaltvoller* Widerstände gegen die Realisirung der Liebe und diese Widerstände wurden zerlegt in Gefühle der Pietät (Pietäts-Personen und Verhältnissen gegenüber), in für heilig gehaltene Vorstellungen und in Pflichtbewußtsein. Es sind mit einem Wort nur verschiedene Ausstrahlungen des mit dem Ausdruck des sittlichen Ideals in Eins zusammengefaßten Reichs der pflichtgemäßen Beziehungen, des einen Heiligthums des Menschen. Indem sich dasselbe dem Drang der Liebe, sich zu realisiren, mit aller Autorität, die ihm eigen, entgegenstemmt, geräth das Herz in dem Zusammenstoß zweier gleich mächtiger und gleich unverbrüchlich bindender Gewalten, und nur Temperament, äußerliche Umstände und Zufälligkeiten, die das Zünglein in der Wage niederdrücken, nicht aber der wesentliche moralische Gehalt des Menschen, das, was wir die Sittlichkeit desselben nennen können, geben den Ausschlag, ob derselbe sich für die innerlich gefühlte Verpflichtung des sittlichen Ideals und gegen die Liebe oder umgekehrt für die Liebe und gegen das sittliche Ideal entscheidet. Es giebt da keinen Compromiß, der nicht einen Abfall und eine Entweihung ausdrückte. Ich für mein Theil rechne den, der um seiner Liebe treu zu bleiben d. h.

auf ihre Realisirung nicht zu verzichten, lieber alles Andere Preis giebt, um keinen Gran geringer, als den, der umgekehrt handelt. Der volle moralische Gehalt des Menschen, der wesentlich *in der Treue gegen alles* (nicht gegen ein einzelnes) *Heiliggehaltene* zu erblicken ist, tritt erst in der Endwirkung des tragischen Conflicts ans volle Tageslicht. Indem das sittliche Ideal im Triumphiren unterliegt, die Liebe, obwohl bezwungen, noch tödtlich zu verwunden weiß, d. h. indem der Liebende, mag er in dem tödtlichen Conflict Eins oder das Andere wählen, den gezwungenen Abfall mit dem verspielten Einsatz seines Lebens bezahlt, kurz, indem sich an ihm der tragische Conflict in seiner vollen Stärke vollzieht, bewährt er erst, daß das Heiligthum der Pflicht sowohl wie der Liebe in ihm eine Wahrheit und eine lebendige Kraft war. Die Treue für das sittliche Ideal beweist er dadurch, daß er seiner Liebe entsagt wie er anderseits die Treue für die Liebe wiederum dadurch bewährt, daß diese Entsagung ihn im innersten Kern seines Wesens unheilbar verwundet, oder die Entwicklung nimmt den umgekehrten Verlauf — immer hat der Mensch in solchem Fall nach beiden Seiten hin bestanden und der Ausgang des Conflicts erhärtet erst den vollen moralischen Gehalt seiner Natur. Wie aber beurtheilen wir den, an dem der tragische Conflict sich überhaupt gar nicht vollziehen konnte, weil die pflichtmäßigen Beziehungen eine unverrückbare und unüberschreitbare Grenzlinie seiner Natur abstecken, weil sie für ihn ein Höchstes darstellen, dem seine Natur kein zweites Höchstes an die Seite zu stellen im Stande ist? Nun, wir urtheilen einfach, daß seinem Wesen die volle Liebe nicht erschlossen wurde, daß

sie in der spiritualistisch verdünnten Atmosphäre seines Seelenlebens zur Entfaltung und Kraftfülle überhaupt nicht gelangte und wir urtheilen ferner, — und dies geht gewissermaßen seinen moralischen Gehalt, wenn auch in einem weiteren als dem gewöhnlichen Sinne an — daß er eben dadurch das volle Menschenwesen nach einer Richtung nur in verkümmertem und gedrücktem Maßstab darstellt, daß er weniger Mensch war, wie jener Andere, der sich ein Gotteshaus auf beiden bezeichneten Gebieten errichten konnte. *Der Monotheismus der Pflicht erschöpft eben das Wesen des Menschen nicht*; wer über diesen Monotheismus nicht hinausreicht, der verläßt im Zwiespalt der Pflicht mit der Liebe sofort seine Sommerwohnung im Heiligthum der Liebe und bezieht ein dauerndes, wenn auch kühleres Quartier im Heiligthum der Pflicht. Aber er hat eben deshalb auch das Allerheiligste der Liebe nicht betreten.

Allerdings darf bei dieser Auffassung der Begriff der *Pflicht* nicht in ungehöriger Weise über das ihm zukommende Bereich erweitert werden. Wir unterscheiden im gewöhnlichen Leben und zwar mit gutem Grunde zwischen dem, was uns bindet, weil wir seine Berechtigung zugeben und anerkennen und dem, was uns bindet, weil es Eins ist mit unserem innersten Wesen. Nur das Verhältniß, in welchem wir zu dem Ersteren stehen, bezeichnet der Sprachgebrauch als *Pflicht*. Was wir thun *sollen* (obwohl wir etwas Anderes thun könnten), nicht was wir thun *müssen* (weil wir nach unserer Natur gar nicht anders handeln *können*) verdient diesen Namen. Wenn ein Mann von Ehre das Ziel seiner Liebeswünsche dadurch erreichen könnte, daß er z. B. einen Wechsel fälschte, oder daß er fahnenflüchtig

würde, oder ein Weib durch Preisgebung ihrer Ehre an einen Andern sich den Besitz des Geliebten zu sichern im Stande wäre, so handelt es sich nicht mehr um Pflichtverletzungen. Ein solches Verhältniß ist kein Object des Pflichtbewußtseins, sondern des ganzen Menschen, weil es mit allen Begriffen, Gefühlen und Neigungen des Menschen, wie derselbe durch Erziehung und Einflüsse aller Art nun einmal geworden, in einen unauflösbaren Verband getreten ist. Es handelt sich hierbei einfach um eine Wesensverneinung, um einen moralischen Selbstmord. Enthalten aber diese und alle derartigen Fälle überhaupt keine Pflichtverletzungen, so gehören sie selbstverständlich auch nicht zu den hier verhandelten Beziehungen der Liebe zur Pflicht und wenn die Behauptung aufgestellt ist, daß dem liebenden Menschen keine Verschuldung daraus erwachse, wenn er für die Liebe seine Pflichten opfert, so sind von vornherein Fälle wie die angeführten, aus denen sich sonst leicht ein Beweis des Absurden führen ließe, ausgeschlossen. Nehmen wir an, daß Jemand sich für die Zwecke der Liebe, für die Realisirung seiner heißesten Wünsche wirklich so weit fortreißen ließe, so wäre dies doch immer nur möglich durch den äußersten Grad der Leidenschaft. Nur ein fiebernder Wahn, der im blinden Taumel nicht allein die Zügelführung vollständig verloren, sondern auch das Gefühl, das Bewußtsein alles dessen, was seinem Wesen gemäß ist, eingebüßt hat, würde für die Erklärung ausreichen. Für jeden andern Seelenzustand bleibt die phänomenartige Erscheinung, daß Jemand will und thut, wogegen sich Alles in ihm empört, unbegreiflich. Eine Paralyse des Bewußtseins, wie sie der höchste Grad der Leidenschaft herbeiführt, muß vorhergegangen sein.

Leidenschaft in diesem Sinn ist aber weder ein nothwendiges Ergebniß noch eine nothwendig immanente Eigenschaft der Liebe, sie ist auch wesentlich verschieden von der Begeisterungsfähigkeit, ohne welche diese allerdings nicht bestehen kann. Doch darüber folgen noch am Schluß dieses Abschnittes einige Bemerkungen.

Es wird an dieser Stelle und im Zusammenhang mit diesen Betrachtungen noch eines andern Verhältnisses zu gedenken sein, nämlich der Stellung, welche der Mutterliebe anzuweisen ist. Als zum Bereiche des sittlichen Ideals gehörig ist oben auch die Eltern- und Kindesliebe als eins jener Lebensverhältnisse aufgeführt worden, welche von früh erworbenen Pflichtvorstellungen und Pflichtgefühlen durchwoben sind und von ihnen wesentlich bedingt werden. In der That, dieser Antheil ist nicht auszuscheiden. Selbst wo die Kindesliebe in einem rührenden Hingegebensein für das „Mütterchen“ oder für „Väterchen“ sich die schwersten Opfer in reinem Herzensdrange auferlegt, selbst wo der Mensch bei einem Blick in sein eigen Herz nichts weiter wie Zärtlichkeit als Motiv solchen Thuns gewahr zu werden glaubt, liegt der Sachverhalt nicht ganz so. Was wir den Eltern schulden, was wir ihnen leisten sollten, wie wir sie zu betrachten haben, wie viel wir ihnen verdanken, wie häßlich der Undank ist, wie er den Menschen erniedrigt, wie leicht der Tod das Band, das uns mit den Eltern verbindet, zerschneiden kann, wie sehr wir dann bereuen müßten, ihnen ihren Lebensabend nicht nach allen unsern Kräften verschönert zu haben — alle diese Reflexionen und viele ähnlicher Art werden so früh uns zu eigen gemacht, daß sie ebenso unser Gefühl wie unser Verhalten den Eltern gegenüber

bedingen. Sie bilden den Grundstock und die Basis jener pietätsvollen Stimmung, in welcher Zärtlichkeit und Pflichtgefühl so in einander ranken, daß sie untrennbar verbunden sich gegenseitig unterstützen und halten. Jedenfalls ist der Antheil des Pflichtgefühls aber mitwirkend vorhanden, selbst wo er sich für das eigne Bewußtsein längst zu einer unwägbaren Größe verflüchtigt hat. Und ähnlich verhält es sich im Allgemeinen mit dem Empfinden der Eltern für die Kinder. Aber die Mutterliebe kann eine Ausnahmestellung beanspruchen. Die Mutterliebe stellt sich der Geschlechtsliebe in zwei ganz wesentlichen Punkten an die Seite: sie hat wie diese in sich den Stoff zur Entfaltung jenes heroischen Muthes, der, wenn es nicht anders geht, alle Schranken zu durchbrechen versucht und sie weiß wie diese nichts von Pflichtgefühl. Mindestens bildet das letztere keinen *nothwendigen* Bestandtheil der Mutterliebe. Diese entfaltet sich grade zu ihrer erhabensten Größe, lediglich kraft jenes instinctiven Naturdranges, der in dem Herzen der Mutter für das Wesen, das sie unter dem Herzen getragen, waltet. Der geheimnißvolle organische Zusammenhang, der die zwei Wesen verbunden, der unter Wonnen erstanden, unter schneidendem Weh sich gelöst hat, setzt seine magnetischen Bezüge noch lange nach dem Scheidungsact fort. Es ist, als ob das Weib, indem es sich so ganz in seinem Kinde vergißt, daß sein Wohl und Wehe ihm mehr bedeutet als das der ganzen umgebenden Welt, sein Lächeln ihm die schwersten Entbehrungen vergessen läßt, es ist als ob das Weib den verlorenen organischen Zusammenhang auch unter den veränderten Bedingungen neu wiederherzustellen und festzuhalten versuche. Es soll hier übrigens selbstverständlich keine Analyse des Muttergefühls, der Mutterliebe, die bis zu einem gewissen Grade wohl möglich wäre, versucht werden. Nur das Weib selbst könnte hier eine Lücke ausfüllen und zwar nur *das* Weib, welches selbst das Erlebniß sinnlich-seelisch in sich aufgenommen hätte und andererseits das Erlebte einer objectiven Zergliederung und Erforschung zu unterwerfen vermöchte, welches ferner diese Selbsterforschung vorzunehmen das Bedürfniß empfände und das Ergebniß klar darzustellen und mitzutheilen die Fähigkeit besäße. Die Vereinigung dieser Vorbedingungen unterliegt so vielen Hindernissen, daß sie wohl unerfüllt bleiben wird. Unsere schreibefähigen und emancipationsbedürftigen Frauen pflegen sich nicht aus den Reihen der Mütter zu ergänzen, sowie andererseits die Mütter, sofern sie es mehr als bloß dem Namen nach sind, meistens nicht aus jener Schwesternschaar hervorgehen. Hier soll nur die besondere sittliche Stellung der Mutterliebe und das Ausnahmeverhältniß, welches ihr zukommt, in Erwägung gezogen werden, weil ohne dieselbe die bisher über das sittliche Ideal und die Liebe durchgeführte Betrachtung lückenhaft erscheinen würde. Diese Betrachtung lief auf folgendes Endergebniß hinaus, welches die wesentlichen Punkte noch einmal übersichtlich zusammenzufassen bezweckt:

Daß die Liebe den Menschen in der gleichen Weise wie das sittliche Ideal binde, ohne daß aus diesem Gebundensein ein sittlicher Makel, — Mangel an Charakter, sittliche Schwäche — erwachse, daß sie ihm in gleicher Weise wie jene ein Heiligthum schaffe, hatte ich deshalb für zulässig erklärt, weil in derselben die umfassendste Befriedigung unserer *ganzen* Natur bezweckt und erreicht

wird. Diese Befriedigung der ganzen Natur, diese energische Bejahung des Lebens seinem vollen Inhalt nach, dies allen Theilen gleichmäßig gerecht werdende, keinem eine Unterdrückung auferlegende Princip schafft ein ebenso hohes und heiliges Lebensrecht, erwirbt diesem Recht einen ebenso unverbrüchlichen Anspruch bindend zu sein, als das Handeln in Uebereinstimmung mit dem sittlichen Ideal, als die Bejahung (durch die That) dessen, was ich geistig bejaht und nach dem innerlichen Grundgesetz meiner Natur als wahr, schön oder gut erklärt habe. In dieser Uebereinstimmung seines sinnlichen Thuns mit seinem geistigen Thun, in dieser Gleichmäßigkeit seines äußerlichen Verhaltens zu den Dingen wie er sich innerlich zu ihnen verhält, erhebt der Mensch sich zu jener einheitlichen Totalität seines Wesens, ohne welche das Ganze in Widersprüchen, Zwiespalt und innerer Zerfahrenheit auseinanderbröckelt. Aber auch in dem Aufschwung des Liebesgefühls, welches aus dem Ganzen der Natur hervorgegangen, die sinnliche und die seelische Seite des Menschen gleichmäßig im höchsten Maße durchdringt und mit einander ausgleicht, erhebt der Mensch sich zur einheitlichen Totalität seines Wesens und grade in diesem Punkt berühren sich die beiden verschiedenartigen Gebiete, zu gleicher Höhe emporstrebend. In dem heißglühenden Verlangen nach innerster Durchdringung beider Lebenspole, in dem von Wonneschauern durchtränkten Streben nach Herstellung einer Identification spricht die Natur gewissermaßen den einschneidendsten Protest wider den Dualismus von Leib und Seele, Fleisch und Geist aus — denselben Protest, den der Mensch auch da abgiebt und vollzieht, wo er sein Leben, sein äußeres Verhalten

im Einklang mit seinen Ueberzeugungen einzurichten bemüht ist.

Dem Liebesgefühl war also eine eximirte Gerichtsbarkeit zugestanden worden. Es konnte thun, was in allen andern Fällen mit sittlichem Makel, größerem oder geringerem, behaftet gewesen wäre und durfte nicht verurtheilt werden. Es entstand indessen die Frage, ob die gleiche Beurtheilung nicht auch da anwendbar und gerechtfertigt sei, wo ein besonders hervorragendes Talent, ein Drang der Seele in einer bestimmten Richtung so ganz des Menschen Wesen ausfülle, daß die Befriedigung desselben ebenfalls eine höchste Befriedigung des ganzen, auf diesen einen Punkt concentrirten Menschen ergebe. Diese Frage wurde verneint, weil es, wenn auch für sehr möglich, doch überhaupt für unzulässig erachtet werden mußte, daß eine einzelne Richtung, ein einzelnes Moment in des Menschen Leben alles Andere mit Beschlag belegen, sich gewissermaßen für den ganzen Menschen ausgeben dürfte. Aber ist nun auch die Mutterliebe als eine solche einzelne Richtung, ein solch einzelnes Moment im Leben des weiblichen Menschen anzusehen und zwar ebenfalls in dem Sinn, daß ihr die Berechtigung den ganzen Lebensinhalt mit Beschlag zu belegen und ein unverbrüchlich bindendes Heiligthum für den Menschen herzustellen, abzusprechen sei? Nein, der angelegte Maßstab reicht hier nicht mehr aus. Es ist nur ein folgerichtiges Ergebniß aus der Erkenntniß der grundverschiedenen Stellung der männlichen und weiblichen Abtheilung der Schöpfung, wenn wir zu der Anerkennung gedrängt werden, daß hier ein Ausnahmeverhältniß vorliegt. Der Mann erlebt und vollführt seine männliche Bestimmung

um so vollkommener, je mehr er das menschliche (besser vielleicht: männliche) Wesen nach allen Richtungen und Anlagen in sich entfaltet. Hat er nach Begabung und Befähigung auch eine lokale Sphäre, so darf er über diese doch das Allgemeine und seinen Beruf an demselben Theil zu nehmen nicht vergessen. Er muß im Zusammenhang des Ganzen und in seiner Antheilnahme an demselben den Schwerpunkt seines Lebens finden. In ganz anderer Weise hat das Weib eine lokal begrenzte Sphäre zugewiesen erhalten und je mehr sie in dieser heimisch wird und bleibt, desto mehr erfüllt sie in der ihr gemäßesten und erreichbarsten Weise das Menschliche, soweit es eben in ihren Kreis fällt*). Alle Argumentationen, welche, wie es in dem bekannten Buch von Stuart Mill: the subjection of women, geschieht, mit der künstlichsten Häufung von Scheinbeweisen die Geschlechtsdifferenz auf eine verschwindende Atomgröße zu reduciren bemüht sind und alle Deklamationen, welche dem großen Manne nachfolgend das gleiche Thema variiren, heben die eine große Thatsache nicht auf, welche allein genügen sollte, um sich von der unermeßbaren Weite des Geschlechtsunterschiedes

*) Ich möchte hier an Hippel erinnern, der in seinem bekannten Buch „über die Ehe", in welchem er im Uebrigen — lange vor Stuart Mill — die Gleichberechtigung von Mann und Weib in Bezug auf die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte vertrat, folgenden Ausspruch thut: „Ich rathe den Mädchen, wenn sie gleich nach unserer Verfassung noch keine Aktivbürger sind und sein können, sich doch als echte Passivbürger zu beweisen und in Egypten nicht zu vergessen, daß ihre Bestimmung die Bestimmung des Menschen ist und daß sie bei ihrer besonderen Bestimmung als Weiber, als Mütter, als Hausregentinnen, als Staats-Passivbürgerinnen sich zu offenbaren die häufigsten Gelegenheiten haben werden."

im Geiste durchdringen zu lassen, — die Thatsache, daß das Weib organischen Nährstoff erzeugt, bzw. erzeugen kann, der Mann aber nicht. Erwägen wir ernsthaft diesen Unterschied, der so specifischer und Mark und Bein durchdringender Art ist, daß sich ihm kein zweiter an die Seite stellen läßt! Wir werden dann davor bewahrt sein, den Riß, der Weibliches und Männliches scheidend, durch unser Geschlecht geht und der sich auch auf geistigem Gebiet so scharf ausprägt, dort für eine bloße Eingebung männlichen Hochmuthes und Eigennutzes und ein Erzeugniß der Umstände zu halten, wie Stuart Mill uns überreden möchte[1]). An diese große Thatsache lehnt sich die Mutterschaft des Weibes, im engsten Zusammenhang mit ihr stehend und in solcher Weise an, daß dadurch für sie ein völlig alleindastehendes Ausnahmeverhältniß entsteht. Die Eltern schaffen zwar gemeinsam, jedem Geschlecht ist, fassen wir nur den Vorgang, durch den einem neuen Wesen das Leben verliehen wurde, ins Auge, sein Betheiligungsantheil eingeräumt, aber nähren thut das Weib allein, willenlos und unbewußt vor der Geburt, willig und wonnig nach derselben. Sein Verhältniß zu dem Kinde, das unmittelbar von ihm gelebt und gezehrt, das es in einen Quell flüssiger Nahrung umgewandelt hat, wird dadurch eben jedem Vergleich entrückt, es wird ein Ausnahmeverhältniß. Das Weib hat als Mutter keinen Beruf, außer der Mutterschaft, es kann hierin mit seinem ganzen Wesen und Sein aufgehen. Lebt es nur in seinem Muttergefühl, denkt und sorgt es nur das Eine, vermag es keinen weiteren Gedanken zu fassen, als sein Kind, bricht es seinetwegen durch Satzungen und Gebote, so hüten wir uns wohl vor jeder mäkelnden

Kritik und Allem, was wir richten und urtheilen, liege der eine Gedanke, nicht als Entschuldigung, sondern als Maßstab zu Grunde: *sie ist Mutter*[2]).

Es bleibt, ehe ich mit der bisher angestellten Untersuchung gewisser ethischer Beziehungen in der Liebe abschließe, noch das Verhältniß der Leidenschaft zur Liebe zu erörtern übrig. Eigne ich nicht, indem ich von der echten Liebe behaupte, daß sie in sich die Fähigkeit haben müsse, sich unter Umständen auch über die Stimme der Ueberlegung, das Gebot des Pflichtbewußtseins wegzusetzen, dem Wesen der Liebe zu, was eigentlich der *Leidenschaft* zukommt. Der Leidenschaft ist es eigen, daß sie keine Götter neben sich duldet, daß sie keine untergeordnete Stellung erträgt, daß sie mit allen Mitteln ihre Oberherrschaft über des Menschen Herz festzuhalten bemüht ist. Gilt dies Symptom für jede Leidenschaft, so gilt es natürlich auch für die Liebesleidenschaft und indem ich von der Liebe aussage, daß sie den inneren Zug fühlen müsse, unbekümmert um den Rest der Welt, nur ihrem eignen Gesetz zu folgen, scheine ich weniger einen charakteristischen Zug der echten Liebe, als ein Symptom der Leidenschaft anzugeben.

Nun, das richtige Verhältniß dürfte folgendes sein. Eine Natur, unfähig der *Begeisterung*, ist auch unfähig der Liebe. Daß Jemand genügend Temperament, Feuer, Nervenstärke besitze, um, wenn ihm der tiefste Seelengrund bewegt wird, von Begeisterung erfaßt zu werden, ist ein psychisches Erforderniß, wo die volle Gluth der Liebesflamme entzündet werden soll. Der Gegensatz der Begeisterung in diesem Sinn ist entweder Stumpfheit, Gleichgültigkeit, Kälte, Nüchternheit oder unüberwindliche

Zaghaftigkeit, ängstliche Scheu, die ein außergewöhnliches Wagniß nimmermehr beginnen könnte, — und in diesen Fällen fehlen die Voraussetzungen, theils um die Liebe überhaupt aufkeimen zu lassen, theils um sie ihrer Vollendung entgegenzuführen. Bei den stumpfen, kalten, gleichgültigen, nüchternen Naturen fehlt die Wärme, die überhaupt erforderlich ist, um ein Ideal, einen Gegenstand des höchsten Gefallens, zu erschaffen, es fehlt also überhaupt das Baumaterial für die erste Stufe der Liebe, für die primitive Liebesempfindung, — bei den ängstlichen Naturen von unüberwindlicher Scheu fehlt es andererseits an dem Schwung der Seele, der in der dritten Entwicklungsstufe der Liebe, in dem Umschlag der Selbstliebe in ihren Gegensatz zum Außergewöhnlichen, Kühnen, Energischen befähigen muß. Es bleibt bei einem innigen, aber zahmen und in der Zahmheit von vornherein von der Fähigkeit sich völlig dahinzugeben, sich des Seinigen völlig zu entäußern, abgesperrten Gefühl. Eine entgegengesetzte Qualification der Seele wird also als Bedingung des Entstehens echter Liebesempfindung allerdings als erforderlich behauptet, und es wird andererseits für ein Erforderniß erklärt, daß die Liebe in sich eine Richtung trage, welche die ungetheilte Hingabe auf den einen Gegenstand ihres Wunschverlangens als an das höchste Gut ermögliche. Aber, daß ich die Liebe mit der Leidenschaft verwechsle, oder sie nur in ihrer leidenschaftlichen Form als echte Liebe anerkenne oder von letzterer aussage, was nur von ersterer Geltung hat, ist schon um deßwillen zurückzuweisen, weil ich die Liebesempfindung auch da als echt anerkenne, wo der Liebende *neben* dem Heiligthum der Liebe dem Heiligthum des sittlichen Ideals die Treue zu halten ver-

sucht, wie dies bei Gelegenheit meiner Bemerkungen über den tragischen Conflict näher ausgeführt worden ist. Die Leidenschaft duldet keine anderen Götter neben sich, für die Liebesempfindung ist dies nach meiner Auffassung keine Bedingung und kein charakteristisches Symptom, sie wird auch da in höchster Fülle und Begeisterung vorhanden sein können, wo die Seele neben ihr noch ein anderes Höchstes trägt und hegt, nur daß dies kein Supremat zu beanspruchen hat und noch weniger durchzuführen im Stande sein darf (wie dies in den Liebesverhältnissen mit überwiegend geistigem Antheil, welche den Monotheismus des sittlichen Ideals nicht überwinden, der Fall ist). Die Leidenschaft, deren Gluthhauch Alles um sich her versengt, um in einem einzigen Paradiese, sich selbst genug, leben zu können, ist Sache der körperlichen und seelischen Disposition, sie *kann* die volle Liebe in sich bergen, aber diese wird nicht nothwendig zur Leidenschaft und ist von ihr gesondert aufzufassen.

Der Don-Juanismus.

In einer sehr hübsch und treffend geschriebenen Abfertigung der „Erlebnisse einer Mannesseele" sagt Paul Lindau u. A.: „In der Liebe giebt es, wenn man radical zu Werke gehen will, eigentlich nur zwei Typen: Don Juan auf der einen Seite, Leander oder Romeo auf der andern." Ich bin mit diesem Ausspruch gar nicht einverstanden. Welches ist der charakteristische Zug des Don Juan, oder, da es sich hier um einen typischen Charakter handelt, des Don-Juanismus? Dieser, daß er immer auf's Neue ein Weib begehrt, daß er eine Schöne nach der andern verführt, daß er keiner die zugeschworene Treue hält, nebenbei dann noch, daß er immer zu siegen weiß, daß er durch Glanz, Schönheit und Keckheit es allen Weiberherzen „anthut". Jeder Don Juan, wenn man ihn nicht als bloß begehrlichen Lüstling faßt, als welcher er ohnehin außerhalb des Grenzgebietes der Liebe fallen würde, wenn man ihn in eine etwas höhere Sphäre rückt, und verallgemeinernd zum Musterbild einer virtuosenhaften Begabung im Verlieben, Erobern und Geliebtwerden erhebt, hat die besonders kennzeichnende Eigenthümlichkeit, daß seine Liebe mehr dem Geschlecht, als dem Einzelnen gilt. „Alle Sorten, alle Klassen, wie sie kommen, wie sie passen" singt Leporello, und zählt als eroberte Herzen des galanten Herrn auf „in Italien zweihundert

und Eine, in Deutschland dreihundert und Neune, in Frankreich vierhundert und zehn und in Spanien schon tausend und drei." Und auch ohne diese Ziffern zum Maßstabe zu nehmen, kann man jedenfalls behaupten, daß der kein echter Don Juan ist, der das große Liebesmaterial, welches ihm das andere Geschlecht darbietet, nicht in mehr oder minder ausgiebiger Weise in einer Reihe wechselnder und sich immer neu ablösender Verhältnisse zu verwerthen und zu gestalten weiß. Schon dies wird nun für Manchen allerdings genügen, um über die Liebe des Don Juan den Stab zu brechen. Ob man mehr als einmal wahrhaft lieben könne und dürfe ist von jeher eine der Fragen gewesen, welche immer verschieden beantwortet wurden, weil sie lediglich nach gewissen subjectiven Gefühls-Eindrücken entschieden zu werden pflegen. Verneint wird die Frage meistens von denen, welche die bindende Kraft der Liebe tief empfinden, welche sich der nach dem Maß ihrer Natur gemessenen Wahrheit innerlichst bewußt sind, daß sie den Aufschwung des Lebens, den die Liebe ihnen gab, nicht wiederholen können, welche in ihrem Gefühlsschrein daher ein Unersetzliches hüten und dieselbe Unersetzlichkeit — denn nach dem Maß unserer Leistungen pflegen wir auch unsere Forderungen zu stellen — von jedem echten Liebesgefühl beanspruchen. Allein es ist von vornherein ersichtlich, daß in dieser Abschätzung ein so stark subjectives Moment liegt, daß sie sachlich nicht sehr schwer ins Gewicht fällt. Es bleibt daher, wenn der Streit auf diesem Gebiet ausgefochten werden soll, bei Behauptungen und Gegenbehauptungen. Sollen wir den echten Gehalt des Gefühls in dem reichen Liebesleben Goethe's

anzweifeln? In der That, ist das nicht selten geschehen. Goethe gilt den Einen als Egoist selbst in der Liebe, in der er nur seine Selbstbefriedigung gesucht habe, den Anderen gilt er als vornehmster Beweis der beliebten Behauptung, daß nur das Weib mit voller Hingebung zu lieben wisse, nur für das Weib die Liebe die Bedeutung eines das Leben ausfüllenden Gefühls habe, während ihr für den Mann nur die Bedeutung einer „Episode" zukomme, andere entnehmen die Erklärung seiner überragenden Künstlernatur und Begabung, welche ihn verhindert habe, ganz in ein einzelnes Gefühl aufzugehen, sich ganz nach einer Seite zu binden. Seine „Mission" als Dichter habe ihm gewissermaßen die Verpflichtung auferlegt, nur die höchsten Zwecke der Kunst im Auge zu behalten und mit allen Verhältnissen zu brechen, welche ihn denselben hätten abwendig machen können. Auf dies Kapitel wird noch weiterhin zurückzukommen sein, — was die nächste Frage, ob man mehr als einmal wahrhaft lieben könne, angeht, so ist, meines Erachtens, kein ausreichender, vernünftiger Grund vorhanden, um dieselbe verneinend zu beantworten. Widerspricht es dem Wesen des Menschen nicht — und das thut es ja sicherlich nicht — aus einem Gefühls- und Gedankenkreis, der uns eng umschlossen hielt, unbewußt und absichtslos herauszutreten, lediglich weil die organischen und seelischen Dispositionen, auf denen derselbe auferbaut war, sich geändert haben, ist darin ein ganz normaler Verlauf anzuerkennen, der sich unzähligemal in geringfügigen Lebensäußerungen vollzieht, ohne irgend welche besondere Beachtung zu finden und Anstoß zu erregen, so ist gar nicht abzusehen, warum dasselbe Gesetz auf die Lebensäußerung angewendet, welche wir

Geschlechtsliebe nennen, plötzlich wider die innerste Natur derselben sein soll. Vielmehr wie die Liebe ungerufen kam, unbeabsichtigt aus dem tiefsten Grund des Menschenlebens emporsproß und über Nacht in Blüthe stand, ohne jeden Fleiß und Mühewaltung, so wird sie auch keine künstliche Pflege am Leben erhalten können, wenn der Zauber, der sie in's Leben rief, unmächtig wurde. Und wie es kein Verbrechen war, einmal liebefähig gewesen zu sein und diese Fähigkeit im Leben entfaltet zu haben, so ist es auch kein Verbrechen, dasselbe erneuert zu sein, wenn die Natur dem Individuum die Möglichkeit der Erneuerung gewährt. Gerade auf einem Gebiet, wo die Absichtlichkeit, das zweckbewußte Verhalten, das Wollen so ganz vor dem Naturinstinct in den Hintergrund tritt, ist diese Möglichkeit der Erneuerung aber lediglich von individuellen Eigenschaften und Verhältnissen abhängig, die dem Einen zu Gebote stehen, dem Andern nicht, ohne daß der Eine oder der Andere deshalb dem Liebescentrum näher steht. Es ist deshalb zwar innig empfunden und poetisch ausgedrückt, wenn es im Liede heißt:

„Und sprich, wie schwindet Liebe?
Die war's nicht, der's geschah,"

aber als Wahrheit ist es nur die Gewißheit des subjectiven Gefühls, es bezeichnet nur den Standpunkt, auf welchem die Liebe, im Selbstbewußtsein ihrer siegenden Gewalt, sich nimmer verlieren zu können meint und deshalb ihre Unvergänglichkeit, das niemals-Schwinden, als ihre eigne Wesenheit empfindet und ausspricht.

Aber kommt der Treue innerhalb der Liebe denn gar keine Bedeutung zu? Soll sie, die unmittelbar und eng verschwistert mit der Liebe die Herzen umschlungen

hält, ihre bindende Kraft nicht erweisen dürfen? Erschöpft die Liebe sich in einem Proceß organischen Werdens, Blühens und Verblühens und gewinnt das sittliche Wollen nicht eben an der Treue einen Anhaltepunkt und eine unverlierbare Stütze, die auch innerhalb der Liebe zur Geltung und Bewährung kommt? Diesen Fragen wird ebensowenig ein unbedingtes Ja wie ein unbedingtes Nein entgegenzusetzen sein. Für eine nüchterne Beurtheilung, scheint mir, ist Folgendes vor Allem festzuhalten. Das Gefühl der Treue, d. h. das Verlangen Treue zu empfangen und der Vorsatz, Treue zu halten, ist mit der Liebesempfindung eng verschwistert und geht unmittelbar aus dem von der Liebe geschaffenen innigen Zusammenhang hervor.

„Hand in Hand und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen, bleibe treu."

Dies Gefühl kann in die Liebe auf zweierlei Art eingreifen. Entweder es bindet den Menschen wie eine sittlich übernommene Verpflichtung, indem es zwar weder das Absterben des alten noch das Emporblühen eines neuen Liebesgefühls zu hindern vermag, wohl aber seinen ganzen Einfluß geltend macht, um das letztere nicht zur vollen Entfaltung und Verwirklichung seiner selbst kommen zu lassen. Es sind dann wieder die Bedingungen zu einem tragischen Conflict gegeben. Die frühere Liebe oder vielmehr das auf dem Boden der früheren Liebe erwachsene Gefühl einer bindenden Treue, einer übernommenen Verpflichtung kämpft gegen die Kraft einer neu erstandenen Liebe. Heiligthum steht wieder gegen Heiligthum. Aber selbst wenn das Heiligthum des sittlichen Ideals hierbei siegreich bleibt, so beschränkt sich

dieser Erfolg doch nur darauf, daß der Liebende zu einer Entsagung veranlaßt wird. Der neuen Liebe wurde nur ihr äußerer Ausbau gewehrt, ihre innerliche Vollendung vermochte nicht aufgehalten zu werden. Der Fall hat also hier, wo es sich um die Vorstellung einer einen untheilbaren Liebe handelt, eigentlich ganz außer Betracht zu bleiben. Oder: die Treue wirkt noch ein Mehreres, sie hemmt in der That den Gefühlsaufschwung nach einer andern Richtung, sie wehrt den Blicken, die vom Strahl eines neuen Glanzes getroffen sind, demselben die innerliche Huldigung darzubringen, sie setzt dem magnetischen Zug nach einem neuen Paradiese den sympathischen Zauber einer beglückten Vergangenheit entgegen — mit einem Wort, sie kämpft gegen die neue Liebe schon in ihrem Entstehen, indem sie die freie, der Aufnahme und Entfaltung neuer Eindrücke günstige Seelenstimmung zu beherrschen und zu dämpfen sucht. Aber dieser Kampf ist ein sehr ungleicher, weil er Vergangenheit gegen Gegenwart, Absterbendes oder Abgestorbenes gegen Lebendiges in die Schranken führt. Das Leben, wo es seine vollen Trümpfe ausspielen kann, ist meistens des Sieges sicher und hauptsächlich davon ist es abhängig, ob die Treue Siegerin bleibt oder ob sie nur als ein mehr oder minder wirksamer, aber schließlich von dem Gegengewicht überwundener Hemmschuh eingreift. Wo die Treue Unterstützung findet an einer seelischen oder körperlichen Disposition, welche dem Ergreifen und der Verarbeitung neuer Eindrücke ohnehin abgeneigt ist, wo außerdem die äußeren Verhältnisse ihr begünstigend zur Seite stehen, da wird sie meistens im Stande sein, die Oberhand zu behalten und das Feld zu behaupten. Ein

Anflug von Müdigkeit, ein elegischer Hauch, der erwachsen aus ursprünglicher Anlage, genährt durch sonstige Lebensschicksale durch die geistige Stimmung geht, sind die besten Bundesgenossen, die dem Treugefühl erwachsen können. Aber wo diese Bundesgenossen fehlen, wo statt dessen vielmehr im Menschen ein ausgiebig jugendlicher Seelenboden von unerschöpfter Kraft und Tragfähigkeit den neuen Liebessamen aufnimmt, den der Zufall seines Lebens ihm entgegenweht, da ist ebenso gewiß, daß die Vergangenheit sich nur machtlos gegen die Gegenwart auflehnen wird. Auch liegt in dem allen nur ein ganz natürlicher und menschlicher Verlauf der Dinge, nichts Hartes, nichts Erniedrigendes, nichts Entwürdigendes. Wenn eine gewisse Auffassung für die Liebe „die Ewigkeit des Gefühls" beansprucht und ihr die Liebe, welche dies nicht leistet, ihres Adels beraubt zu sein scheint, so muß ihr auch das ganze Leben des Individuums und sein Inhalt, in welchem Eins das Andere ablöst und Alles dem Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen ist, entadelt erscheinen. Dies entspricht einer christlichen Weltanschauung, welche stets die Ewigkeit als ein Reales im Hintergrunde ihrer Gedanken- und Gefühlswelt hat, aber es entspricht nicht einer menschlichen, welche in der Begrenzung der Erscheinungswelt zu leben, zu denken und zu fühlen gelernt hat.

Indem zwei Herzen, welche auf der echten sinnlich-seelischen Grundlage einen Liebesbund errichtet haben, sich Treue geloben, vollziehen sie übrigens einen Pact, dessen Sinn und Meinung nur ist, daß sie Allem, was sie von ihrer Liebe verlocken und an derselben irre machen könnte, mannhaft Widerstand leisten wollen.

Ein Weiteres, namentlich ein Abschwören jedes neuen echten Liebesgefühls, liegt deshalb nicht in ihrer Meinung, weil ihr dies gar nicht in den Sinn kommt. Wie sollten sie sich gegen eine Gefahr rüsten, die für sie gar nicht vorhanden ist, wie sollten sie, ganz erglühend im Feuer der Liebe, die Möglichkeit des Erlöschens desselben ins Auge fassen und kleinmüthig oder überweise an eine Vergänglichkeit denken, gegen die jeder Blutstropfen ihres innersten Seins sich empört? Ueber diese Gefahr blicken die Liebenden hinaus und selbst, wenn eine Ahnung derselben sie einmal durchschauert, so wird das Herz so sehr von diesem Widerspruch empört, daß der Liebende für einen solchen Fall nur den einen Gedanken und Wunsch hat: mit der Liebe auch das Leben einzubüßen, nicht die Bürde eines Daseins weiterschleppen zu müssen, dem der Quell seligster Gefühle versiegte. Es ist daher auch eine ganz falsche und verzerrte Auslegung, wenn man das Abwelken eines früheren, das Erstehen eines neuen Liebesgefühls als *Treubruch* bezeichnet. Anwendbar und angepaßt dem Sinn, in welchem die Treue gelobt wurde, wird diese Bezeichnung immer nur sein, wenn die Liebe äußerlichen feindlichen Mächten geopfert wurde. Vor Allem, was der Liebe *von Außen* feindlich gegenüber steht — sei dies nun, was es wolle, der Verführung im weitesten Sinn, mit einem Wort — kann die Treue sie schützen und ist sie berufen dies zu thun. Daß aber die Liebe nicht von *Innen* heraus verwelke und absterbe und daß nicht an die Stelle dessen, was *war*, etwas trete, was ist und sein wird, dagegen kann das Treugefühl keinen ausreichenden Schutz gewähren. Verbleibt ihm gleichwohl der Sieg, so ist dies, wie oben

erwähnt, nur da möglich, wo ihm äußere zufällige Lebensverhältnisse und gewisse, einem neuen Liebesaufschwung hinderliche körperliche und seelische Dispositionen zu Hülfe kommen. Der ganze Vorgang vollzieht sich alsdann auf einem Gebiet, auf welchem neben dem Liebesgefühl noch ganz andere Elemente thätig und wirksam eingreifen und dies Verhältniß ist sehr zu berücksichtigen, wenn man sich nicht zu ganz falschen Schlüssen verleiten lassen will.

Ist nach dem Vorhergehenden kein Grund ersichtlich, warum die Liebe im Leben eines Menschen sich nicht erneuert wiederholen sollte, ist dies namentlich da als durchaus möglich zuzugeben, wo das Gefühl sich auf einer starken sinnlichen Unterlage auferbaut, so ist auch von dieser Seite aus über den Don-Juanismus nicht der Stab zu brechen. Aber ein andres Moment ist in's Auge zu fassen und hat eine viel größere Bedeutung. *Die* Reflexion, die auf dem Standpunkt des Don-Juanismus, auf dem Standpunkt der mehr dem Geschlecht als dem Einzelnen zugewendeten Empfindung so nahe liegt, so unvermeidlich ist: „es giebt noch so viele begehrenswerthe Frauen, es giebt noch so viele Möglichkeiten, neu den Liebesbecher zu füllen und zu leeren" — diese Reflexion, einmal zugelassen, verwundet die Liebefähigkeit tödtlich. Der höchste Aufschwung derselben, das Versinken des Ich vor dem Du, das ihm Alles bedeutet, die Grundlage jener oben näher bezeichneten Metamorphose, ist da nicht mehr möglich, wo das Du seine Unvergleichlichkeit eingebüßt hat, wie bei jeder derartigen Reflexion. Die Treulosigkeit in diesem Sinne ist die Achillesferse des Don-Juanismus. Der Mensch kann eine Liebe, echt, tief, erschöpfend erleben und es kann ihm das Gleiche wiederholt beschieden sein, aber

er kann nicht einen Gegenstand lieben und den begehrlichen Blick schon in der Liebesumarmung weiter gleiten lassen. Ist dies im Wesen seines Gefühls enthalten wie im echten Don-Juanismus, so handelt es sich nicht mehr um wahre Liebe, sondern um die mit erborgtem Schmuck aus der Schatzkammer der Liebe glänzend costümirte Begier. *Der Don Juan ist kein Liebes-Typus.*

Die bezeichnete Gefühlsrichtung erlebt eine Modification, die wegen eines leisen Anklangs in der Empfindungsweise vielleicht als *geistiger Don-Juanismus* (im Unterschiede von dem eigentlichen sinnlichen Don-Juanismus) zu bezeichnen ist. Ich meine die Art des Empfindens, welcher weniger der Gegenstand der Liebe als die Liebe selbst zum Ideal wird. Naturen, welche dahin neigen, sind meistens solche von reicher sinnlicher und geistiger Anlage, von einer ausgesprochenen Befähigung die Liebeswonnen mit jeder Fiber ihres Wesens durchzukosten, von ihrem Begeisterungsschwung gehoben, von ihrer poetischen Seite ergriffen zu werden, Naturen, welche der ästhetischen Seite der Liebe eine lebhafte Empfänglichkeit und productive Kraft der Gestaltung entgegenbringen. Aber eben hier liegt eine Klippe verborgen. Gerade diese Befähigung den Liebeszauber tief auf sich wirken zu lassen, ihn in mancher Beziehung intensiver wie andere Naturen zu erleben, verführt leicht dazu, das Liebesgefühl in bewußter Absichtlichkeit etwa wie einen Kunstgenuß zu behandeln. Kinkel ruft den „Classikern" in einem kleinen, Fragment gebliebenen Gedichte zu:

„Ein *Kunstwerk* war für euch das Leben,
Uns war es nichts als eine *That*"

und diese Worte, die dort in einem andern Zusammenhang und Sinn gemeint sind, lassen sich annäherungsweise auch hier anwenden, um die zarten Nüancen im seelischen Verhalten, die ich hier im Auge habe, anzudeuten. Die Liebe läßt sich einer *That* vergleichen, wo ein höchstes Ergriffenwerden von einer unser ganzes Sein erfüllenden und durchdringenden Potenz ihre Grundlage ist (wie dies bei allen Thaten im höheren Sinn der Fall ist), sie läßt sich einem Kunstwerk vergleichen, wo der Mensch ihr mit frei schaltendem künstlerischen Belieben und Behagen gegenüber stehen bleibt. Wer einmal die Entdeckung gemacht hat, daß er ein bevorzugtes Sonntagskind im Punkt der Liebe ist, daß die mit ihr verbundenen wonnigen Emotionen der Sinne und des Herzens ihm reiche, goldene Früchte tragen, die der ästhetischen Seite seiner Natur tiefste Befriedigung gewähren, der hat die Fähigkeit, sich einem Gegenstand ganz hinzugeben, das Selbst zu verlieren gegenüber dem Du und damit in die Vollendung der Liebe einzutreten vielleicht schon eingebüßt oder er steht wenigstens in dringender Gefahr, es zu thun. Auch für ihn ist der Wechsel der Gefühle, die Erneuerung des Gegenstandes ein Unausbleibliches, wenn auch gewissermaßen nur nothgedrungen ein Unausbleibliches. Könnte sich aus einem und demselben Gegenstand fortwährend derselbe Schwung der Gefühle ableiten lassen, haftete der erste morgenfrische Thau des Gefühls immer an der Liebe blauen Wunderblume, so würde der geistige Don Juan demselben treu ergeben bleiben. Er verliebt sich nur immer auf's Neue, um überhaupt lieben zu können. Aber auch er geräth auf diese Weise hart an die Klippe, an der die Liebe

im sinnlichen Don-Juanismus Schiffbruch leidet, daß sein Blick schon in der Liebesumarmung des einen Gegenstandes auf den andern weiter gleitet.

Ob im Goethe'schen Lieben etwas von diesem seelischen Doppelspiel der Hingebung und der Untreue, der Gluth des Ergreifens und der versagenden Kraft am Erwählten festzuhalten enthalten gewesen ist? Und ob wir das, was in seinem Liebesleben diese Züge zu tragen scheint, richtig deuten, wenn wir die Erklärung in solchen wie den vorerwähnten Zusammenhang verlegen? Diese Frage soll hier nur aufgeworfen und weder discutirt noch beantwortet werden. Beantworten läßt sie sich meines Erachtens schwerlich mit beweiskräftiger Sicherheit und Ueberzeugtheit. Dem nachlebenden Geschlecht, so eifrig es in Goethe's wohlbekanntem und doch immer geheimnißvollem Antlitz geforscht, so unermüdlich es Zug um Zug sich eingeprägt hat, fehlt doch diejenige Vertrautheit mit seinen innersten Wesenszügen, die stets nur der Berührung von Leben zu Leben vorbehalten oder dort wenigstens ermöglicht ist. Und alles Studium aus den Acten, die sich noch dazu häufig mehr zu widersprechen als zu ergänzen scheinen, kann diesen Mangel nicht ersetzen. Vertrüge es sich mit der Beschaffenheit des in dieser Schrift behandelten Stoffs, daß ich an dieser Stelle eine kritische Uebersicht aller Goethe'schen Liebesverhältnisse einschaltete, so würde auch dadurch die Erledigung des Punktes nichts oder wenigstens nichts Erhebliches gewinnen. Die ganze Frage könnte übrigens müssig erscheinen und würde jedenfalls nur ein untergeordnetes Interesse darbieten, wenn es sich nicht grade um Goethe handelte. Nur weil es grade diesen Dichter betrifft, denjenigen,

dessen Lyrik in unübertroffener, unerreichter Weise auf deutschem Sprachgebiet den süßen Empfindungslaut der Liebe ertönen ließ, und weil daneben wieder Züge aus dem wirklichen Leben stehen, welche einem tiefen, in eine Richtung Alles ohne Vorbehalt zusammendrängenden Gefühl zu widersprechen scheinen, deshalb muthet uns das Goethe'sche Lieben wie ein interessantes Problem an. Aber dasselbe Problem — wenn es diesen Namen verdient — findet sich auch im geistigen Don-Juanismus wieder, in der Vereinigung des wärmsten, überströmenden Liebesergusses mit der kühlen Widerstandsfähigkeit da, wo die Liebe auf einer bestimmten Höhe angelangt, schließlich das ganze Selbst beansprucht, dieselbe Richtung klingt gewissermaßen zum Lebensgesetz und zur Maxime erhoben in einigen Zeilen an, in denen das freie künstlerische Genießen und sein schaffender Erwerb als das Oberste gefeiert wird:

„Die Fluth der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
An's unbezwung'ne, feste Land,
Sie wirft poet'sche Perlen an den Strand
Und das ist schon Gewinn des Lebens."

Und in Goethe's größtem und beziehungsreichsten Gedicht, im Faust, weiß der Held zwar auch mit vollen Zügen, mit innigster Antheilnahme das Glück, das ihm in Gretchens Liebe erblüht, zu genießen, aber wie bald erfaßt auch ihn das Weiterschweifen und als er zu ihr, die mittlerweile elend geworden, zurückkehrt, da reicht sein Gefühl gerade weit genug, um zu ihrer Rettung eine außergewöhnliche Anstrengung zu machen, aber nicht weit genug, um ihn zu zwingen an ihrer Seite, vereint mit ihr auszuharren und lieber Alles über sich ergehen zu lassen, als sich von ihr zu trennen. Die Liebes-Episode

ist ihrem wesentlichen Gehalt nach für ihn schon längst erschöpft und sein Geist wandelt bereits auf neuen Bahnen neuen Zielen zu.

Die Liebes-Episode — schon oben ist, ohne dort näher auf diesen Punkt einzugehen, an die oft gehörte Behauptung erinnert worden, daß die Liebe für den Mann im Gegensatz zu der Liebe des Weibes nur die Bedeutung einer Episode habe. Meiner Ansicht nach ist dieser Ausspruch im Ganzen falsch. Zur Grundlage dient ihm, daß nicht genügend zwischen den äußeren Verhältnissen, von denen die reale Gestaltung der Liebe im Leben für beide Geschlechter abhängig ist und der inneren Qualität des Liebesgefühls unterschieden wird. Und diese Unterscheidung muß doch vor Allem gemacht werden. Wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß die Liebe im Leben des Weibes eine ganz andere und zwar eine viel tiefer gehende, bedeutungsvollere Rolle spiele als im Leben des Mannes, so kann diese Behauptung richtig sein, falsch aber gleichwohl die meistens damit verbundene rasche Schlußfolgerung: „folglich ist die Qualität des Liebesgefühls im Weibe eine ganz andere, als im Manne," denn die Ursache, weshalb die Liebe im Leben des Weibes eine andere Rolle spielt, kann ja auch in äußeren Verhältnissen belegen sein. Der Mann, sagt man, gehört dem Staat, der öffentlichen Wirksamkeit, seinem Beruf, seinen Studien, hier liegt der Schwerpunkt seines Lebens, je mehr dasselbe sich entfaltet. Der Familie gehört er zwar auch, aber sie ist nur ein Ausschnitt neben den vielen anderen, die seinen Lebenskreis vollenden, während sie für das Weib — Ausnahmefälle abgerechnet — die ganze Sphäre ihres Wirkens umschließt.

Zugegeben und zugegeben auch, daß wir darin ein Normales zu erblicken haben, daß wir die Emancipationsbestrebungen, welche das Weib von seiner natürlichen Grundlage zu verrücken bemüht sind, vorläufig außer Acht lassen können, was folgt daraus für die Liebe? Auch das Wirken in der Familie, das Besorgen und Verwalten des Haushalts, die gewissenhafte Erledigung der tausendfach mit ihm verbundenen Obliegenheiten, die unabläßige Fürsorge für eine Schaar alltäglicher und doch alles Gedeihen in der Familie bedingender Pflichten — auch dies mit seiner vollen Inanspruchnahme, mit seinem sammelnden, aber doch auch zerstreuenden Inhalt ergiebt eine Reihe von Lebensbedingungen, welche der Liebe, der Geschlechtsliebe, die nur sich und den Geliebten und den Jubelton ihrer Vereinigung im Herzen hat, durchaus ungünstig ist. Und ferner, welche Ablenkung erfährt die Gefühlsrichtung des liebenden Weibes, „die stets den Hochgeliebten träumt und denkt," nicht durch die Frucht der Liebe, durch die Kinder, sie, die nicht allein despotisch alle Zeit und Thätigkeit und Muße der Mutter mit Beschlag belegen, sondern die das Herz derselben mit neuen Zauberbanden umstricken. Wohl steht dies neu erstandene Heiligthum der Mutterliebe mit der Liebe des Weibes zum Manne in innigster Verbindung, aber gleichwohl besteht es als ein Selbständiges und als ein Selbständiges von außerordentlichster Geltung und Bedeutung im Leben des Weibes, gleichwohl liegt in ihm eine solche Kraft verborgen, daß es das Weib ganz auszufüllen und der ganzen Liebesempfindung desselben eine veränderte Richtung zu geben vermag. Ich berücksichtige hier einstweilen nur den natürlichen und regelmäßigen Verlauf der Dinge, den also,

in welchem das Weib durch die Vereinigung mit dem Geliebten in den Berufskreis der Familie eintritt und Mutter — Mutter in der vollen, lebenskräftigen und gefühlswarmen Bedeutung des Wortes — wird, in welchem der Mann andererseits seine geistigen und körperlichen Kräfte ausnutzt und verwerthet für Erwerbs- und Berufszwecke und für die Aufgaben einer gemeinnützigen Wirksamkeit. Und ich behaupte, daß in diesem Fall sich gar kein wesentlicher Unterschied in Hinsicht der Rolle, welche der Liebe in dem Leben beider Geschlechter zufällt, bemerklich macht oder sichtbar wird. In beiden Fällen erschaffen die normalen Lebensbedingungen sowohl auf Seiten des Mannes wie des Weibes einen Zustand, welcher es der reinen, ungemischten Liebesempfindung unmöglich macht sich ihr charakteristisches Wesen zu erhalten. Für das Weib ist die Liebe in solchem Fall so gut eine „Episode" wie für den Mann, aber freilich eine Episode, deren beglückender Nachklang durch's ganze Leben begleitend vorhalten kann. Was das Weib dem Manne, mit dem sie den seligen Traum des höchsten Erdenglücks geträumt, erhalten kann: das Gefühl liebevoller Zärtlichkeit, treubewährtester Anhänglichkeit, innigen Ergebenseins, jenes Gefühl, welches ergänzt durch die Achtung, gestützt durch die Gewöhnung, in so schöner Weise Neigung und Pflicht mit einander ausgleicht, *welches aber gleichwohl nur der Mißverstand mit der Liebe verwechseln kann*, für die die Unberührtheit von allen Beimengungen des Pflichtbewußtseins, der Achtung, der Gewöhnung u. s. w. grade charakteristisch ist — dies Gefühl*) kann und wird

*) Sehr richtig unterscheidet die englische Sprache zwischen jenen beiden Gefühlen, indem sie das eine als *love*, das andere als

der Mann ebensogut dem Weibe seiner Wahl erhalten, wenn ein wirkliches Herzensbedürfniß den Bund schloß. Berufsobliegenheiten und öffentliche Wirksamkeit sind auf seiner Seite für *dies* Gefühl so wenig ein Hinderniß wie auf Seiten des Weibes ihr Schalten in Haus und Hof und ihre den Kindern zugewandte Fürsorge.

Soviel für den Fall, wo die Geschlechtsliebe *einmal* für den Menschen ihre Blüthe erschloß, dann bei einer regelmäßigen Gestaltung der Lebensverhältnisse abblühte und dem Gefühl inniger Zuneigung die Stelle einräumte, zum zweitenmal aber überhaupt nicht wieder sich erneuerte. Das Verhalten beider Geschlechter ist dabei in allem Wesentlichen ein ganz gleichartiges und von einer specifisch anders gearteten Qualität des Liebesgefühls auf Seiten des Weibes, tritt gar nichts zu Tage*).

affection bezeichnet. „Love ist zunächst die heiße Leidenschaft, die besitzen, genießen, sich der Gegenwart, der Sympathie des Geliebten erfreuen will, dann aber auch ein wahrer Enthusiasmus für das Gute und Schöne an sich, das zeitweilig von dem geliebten Gegenstand verkörpert wird. Affection ist die im Feuer des Verstandes geprüfte Love. Sie tritt ein, wenn diese, nachdem sie sich von den Ueberschwänglichkeiten befreit, mit der die Sehnsucht nach dem Ideal den geliebten Gegenstand geschmückt, denselben in der wirklichen, wenn auch mannigfach menschlich beschränkten Schönheit seiner Natur erkannt und noch immer der wärmsten Schätzung werth gefunden hat. Sie kommt langsam, aber beharrt; sie giebt mehr als sie nimmt und hat einen Hauch zärtlicher Dankbarkeit für tausend wohlthuende Handlungen, Erinnerungen und das dauernd gewährte Glück. Nach englischen Begriffen soll eine tiefe affection, durch deren lauteren Spiegel das Gold der alten love sichtbarlich schimmert, die Erfüllung der Ehe sein." (Vgl. Abel: über den Begriff der Liebe.)

*) Es handelt sich hierbei nur um große Wesensunterschiede, nicht um kleine Züge, die das Gefühl bei dem einen Geschlecht so, bei

Es sind aber auch anders geartete Verhältnisse zu berücksichtigen und gerade solche sind es, welche sehr leicht mit dem Anschein zu Grunde liegender tiefer Wesensverschiedenheiten trügen. Viel häufiger trifft es sich ja, wenn wir die realen Verhältnisse im Leben ins Auge fassen, daß das Weib, namentlich in den höheren Schichten der Gesellschaft, der geeigneten Sphäre einer Wirksamkeit entbehrt als der Mann, an dessen Seite sie durchs Leben geht. Die Ehe ist z. B. kinderlos geblieben, wie dies in den höheren Gesellschaftsklassen ja in zunehmendem Maße der Fall ist, oder die Kinderstube übt auf das mütterliche Gefühl nur eine schwache Anziehungskraft aus und das große hierher gehörige Gebiet bleibt, weil der Zwang der Verhältnisse, vielleicht auch weil die erforderliche physische Spannkraft fehlt, brach liegen. Der „glänzend" eingerichtete Haushalt ferner bewegt sich, worin ja ein Hauptpunkt seines Glanzes besteht, ohne jede Anstrengung in dem vortrefflich in Stand gehaltenen Räderwerk seines Betriebes, die „Hausfrau" hat nur hier und da einmal „nachzusehen" oder es bleibt in noch ausgesuchteren Verhältnissen auch dies erspart und sie kann sich ganz der glücklichen Unbeschäftigtheit ihres

dem andern etwas anders nüanciren und die natürlich keineswegs in Abrede gestellt werden sollen. So fühlt der Mann sich — der Regel nach — als Schützer, das Weib sich als Schutzempfangende, was sich denn auch in dem Liebesgefühl ausprägt, sein Empfinden stolzer und kraftbewußter, das ihrige schüchterner und sehnsüchtiger gestaltet. Diese und ähnliche Unterschiede heben aber doch nicht auf, was jeder tiefere Einblick bestätigt, daß die Geschlechtsliebe nach Bildung, Verlauf, Gefühlsinhalt, Leistungsvermögen und allen charakteristischen und unterscheidenden Symptomen für beide Geschlechter einen durchaus gleichartigen Besitz darstellt.

Standes widmen. Kein Wunder, daß alsdann die Partie sehr ungleich zu stehen kommt, kein Wunder, daß die junge Frau, wenn sie in dem faden Einerlei des Gesellschaftstreibens nicht sofort ganz aufzugehen vermag, ihrem Liebestraum inniger, ungetheilter und andauernder nachzuhängen vermag, als sie es könnte, wenn das helle Tageslicht positiver Pflichten sie in ihrem Traume gestört hätte und als es der durch die an ihn herantretenden Ansprüche des Lebens getheilte und zerstreute Mann im Stande ist, kein Wunder, daß, nach dem empfangenen Eindruck urtheilend, sie sich in den schmerzlichen Wahn einwühlt, daß die Liebe des Mannes nur flüchtiger Wellenschaum, die Liebe des Weibes aber unerschöpflich wie das Meer und unermeßlich kraftvoll wie dieses sei.

In diesem Fall werden also die äußern Bedingungen einfach mit den innerlichen Eigenschaften verwechselt und eins an die Stelle des andern gesetzt. Soll aber das Beispiel Goethe's oder ähnliche Fälle einer wandernden Liebe als Argument in der bezeichneten Richtung verwerthet werden, so ist abgesehen von dem oben Gesagten doch auch vor Allem der Unterschied in der socialen Stellung des Weibes vom Manne — nach abendländischen Begriffen — ins Auge zu fassen. Das Weib ist für die Realisirung seiner Liebesempfindung auf die Ehe angewiesen, es kann nicht außerhalb derselben eine Befriedigung seiner Liebeswünsche anstreben und verwirklichen ohne der schärfsten Verurtheilung zu verfallen, ohne seine sociale Stellung für alle Lebenszeit gründlichst zu erschüttern. Mit Grund oder Ungrund gefällt, dies Urtheil, welches sich vor dem Richterstuhl sittlicher Kritik oft gar nicht rechtfertigen läßt, ist gleichwohl unfehlbar

und es giebt keine, wenigstens keine praktisch-wirksame Berufung dagegen. Mit dem Mann steht es schon in dieser Hinsicht ganz anders. Er ist an dies unverbrüchliche Verdict nicht gebunden, weil es sich gegen ihn gar nicht mit gleicher Strenge richtet. In allen Klassen der Bevölkerung wurzelt gleichmäßig eine Anschauung, welche schlimmstenfalls den unverheiratheten Mann, der Liebesverhältnisse unterhält, nur mit einem leichten Makel behaftet erscheinen läßt, während das Weib in gleichem Fall als „entehrt" gilt. Selbst an das eheliche Verhältniß wird derselbe ungleiche Maßstab angelegt. Dem Mann wird eine außereheliche Abschweifung unendlich leicht angerechnet, wenn man das schwere Strafgericht damit vergleicht, welches das in gleichem Fall befindliche Weib sich zuzieht. Die inneren Motive und Gründe dieser verschiedenen Beurtheilung darzulegen und den Grad ihrer Berechtigung — die nach meinem Dafürhalten allerdings vorhanden ist — zu untersuchen, liegt nicht in dem Plan dieser Schrift. Nur an die Thatsache sollte an dieser Stelle erinnert werden, weil ihre Tragweite sehr leicht unterschätzt wird. Von vornherein hat das Weib also gar nicht die Möglichkeit, ihre Liebefähigkeit so vielseitig zu erproben, wie es dem Manne gewährt ist. Sie hat es nicht aus dem angeführten Grunde, weil ihr Handeln sich innerhalb engerer Grenzen bewegt, die ihr durch die allgemein Geltung habenden Schicklichkeits- und Sittlichkeitsmaximen vorgezeichnet sind und sie hat es auch nicht aus dem ferneren Grunde, weil ihre Liebe als ein begehrenswerther Besitz durch Wiederholung und Wechsel viel rascher an Werth als beim Manne einbüßt. Für die Durchschnittszahl der

Fälle wird dieser Satz schwerlich bestritten werden können. Mit der Unberührtheit des Weibes verknüpft sich für den Mann ein gewisser Phantasiereiz, dessen genauer, theils auf seelische, theils auf sinnliche Motive zurückzuführender Gehalt hier ununtersucht bleiben möge, der aber in gleichem Maße auf den Mann keine Anwendung findet. Das Weib ist auch von dieser Seite aus betrachtet gar nicht in der Lage sich so oft verlieben zu *können* wie der Mann, da ihre Liebe nicht so oft acceptirt werden würde, sie unterliegt also auch, wenn wir hier von Verführung sprechen dürfen, gar nicht derselben in der Ungebundenheit der Stellung und dem status naturalis des Mannes wurzelnden Verführung. Im Gegentheil, ihre ganze Gefühlsrichtung wird sich um so mehr der Veränderung abgeneigt erweisen, wird um so mehr den Nachdruck in eine und dieselbe Richtung verlegen, wird hier ihr Gefühl um so zärtlicher vertiefen, um so inniger ihren Geliebten ein für allemal umranken, je mehr ihr eignes *Interesse* — wenn auch handelnd mit der Unbewußtheit des Instincts — ihr dies Verhalten vorschreibt.

Auf diese ursächlichen Momente wird zurückzugehen sein, wo in dem Verhalten beider Geschlechter ein Gegensatz des Wechselsüchtigen, Flüchtigeren zum Dauernden zu Tage zu treten scheint. Wie wunderlich ausgetauscht wären auch die Rollen, wenn gerade das seiner Naturanlage nach offenbar beweglichere, flüchtigere Element des Weibes und das beharrendere des Mannes hier die entgegengesetzten Eigenschaften aufwiesen, wenn das leichte Fahrzeug größeren Tiefgang wie das schwere Meerschiff hätte. Aber solches ist auch nicht der Fall. Wollen wir

einen Vergleich zwischen Mann und Weib ziehen, der den erheblichen Unterschieden, die ich eben berührt, einigermaßen Rechnung trägt und insofern eher zu einem Schluß berechtigt, so müssen wir das Weib da aufsuchen, wo ihm durch seinen Stand und was damit zusammenhängt oder auch durch Naturell und freies Belieben eine ausnahmsweise Stellung, die sich der Freiheit des Mannes ungefähr vergleichen läßt, erworben wird. Ein solcher Fall ist da z. B. vorhanden, wo ein Weib die höchste Rangstufe im Staat als Souveränin einnimmt, oder da, wo dasselbe über große Schönheit oder sonstige Anziehungsmittel für die Männerwelt verfügend mit souveränem Belieben sich über die gewöhnlichen Schranken ihres Geschlechts hinwegsetzt. In dem ersten Fall trägt der blendende Glanz der äußern Stellung, in dem zweiten der blendende Glanz der ganzen Persönlichkeit dazu bei, daß die Welt sich einen andern Maßstab als den gewöhnlich mit so unfehlbarer Schärfe gehandhabten gefallen läßt. Fürstlichen Personen wird Enthaltsamkeit, — diese bürgerliche, ja beinahe spießbürgerliche Eigenschaft — selten zugemuthet und wenn das Gegentheil nur nicht alle Grenzen übersteigt, so ist es vor jedem tadelnden Vermerk gesichert. Selbst in dem empfindlichen Fall, wo eine Regentin ihren Herzensbedürfnissen durch mehrfach wechselnde Günstlingsverhältnisse genügt, hat die öffentliche Meinung von jeher mit großer Milde geurtheilt. Es gehört der ganze Scandal einer durch diese Günstlingsverhältnisse veranlaßten Mißregierung dazu, um ein anderes Ergebniß zu veranlassen. Und ähnlich in dem zweiten Fall. Eine junge Dame von Stande — denn das gehört als erstes Erforderniß dazu — ausgestattet mit gutem Aussehen, einigem Witz, und

mehr wie gewöhnlicher Keckheit wird unter der, von der Gesellschaft meistens bereitwilligst acceptirten Deckung, daß sie eine „eccentrische Natur" sei, sich ziemlich weit vorwagen können, ehe die Kritik sich an ihr vergreift. Hier entstehen also Ausnahmebedingungen. Weiblichen Personen von solcher Stellung oder solchem Zuschnitt der Eigenschaften wird eine größere Freiheit zugestanden. Sie unterliegen einigermaßen denselben Bedingungen, die für die männliche Abtheilung gelten d. h. sie sind in der That in der Lage, mehrfach Liebesverhältnisse auf einander folgen zu lassen, ohne durch äußere Bedingungen darin besonders gehemmt zu werden. Selbst was ich oben als beeinträchtigend für das Weib anführte, daß dasselbe durch solchen Wechsel in den Augen des Mannes an Phantasiereiz einbüße, trifft bei ihnen nicht unbedingt zu. Diese Einbuße wird durch andere Momente, die theils mit der hohen Stellung, theils mit der eccentrischen Begabung verknüpft sind und die dann ebenfalls wieder als Phantasiereize wirken, für viele Männer genügend ersetzt. Und finden wir nun etwa, daß das Weib sich in solchen Fällen seiner Freiheit sehr sparsam bedient, daß es der ihm zugeschriebenen Natur seines Liebesgefühls gemäß alle Kraft seines Herzens *einem* Idol und nur diesem und diesem für immer zuwendet, daß die Fähigkeit wechseln zu *können*, gar kein verführerisches Moment in die Wagschale wirft, weil der Wechsel überhaupt — wenigstens in der Liebe — seinem Wesen widerstrebe? Keineswegs, die Geschichte der Höfe wie die Chronik der Privatindividuen weist ganz andere Zeugnisse auf, Zeugnisse welche, soweit man diesen Beweis zulassen will, ziemlich bündig darthun, daß sobald man gleiches Gewicht

anwendet, beide Wagschalen, die der männlichen und weiblichen Abtheilung ungefähr gleiche Belastung ergeben. Will man aber diesen Beweis als Beweis nicht zulassen, so wird er doch mindestens noch die Kraft eines Arguments haben, welches zu den bereits angeführten Argumenten gesellt die Behauptung von der ungleich gewaltigeren Tiefe der Liebe beim Weibe als auf höchst unsicherer Grundlage ruhend erscheinen läßt.

Vom wahren und falschen Ideal.

Ich werde in diesem Abschnitt von der Eitelkeit und ihrer Bedeutung für die Liebe reden, vorher aber noch einige Bemerkungen über die Achtung, die moralische Werthschätzung machen. Die Betrachtungen, die hier anzustellen sind, haben insofern etwas Gemeinsames, als beide die Natur, die Qualität, die besondere Beschaffenheit des Ideals mehr als es vorher der Fall war zu berücksichtigen und ins Auge zu fassen haben. Die Untersuchung richtet sich, um gleich bei der Achtung zu beginnen, den Fällen zu, in denen „die Liebe an einen unwürdigen Gegenstand verschwendet wurde". Wie oft begegnet man im Leben Ausdrücken staunender Verwunderung über solche Fälle! Je reiner, hingebender, je unbezweifelt echter die Liebe, desto größer die Verwunderung. Wie ist es möglich, daß dies Weib jenen Menschen von notorisch schlechten Grundsätzen, von notorisch liederlicher Lebensführung liebt, wie ist es möglich, daß jener junge Mann seine Liebe einer Hetäre zuwenden konnte? Die Liebe ist eben blind, — wird erwidert, — die Verblendung bewirkt, daß der Liebende jene Eigenschaften, die seine Liebe eigentlich tödtlich verwunden müßten, gar nicht gewahr wird, sie sind für ihn, dem in der süßen Schwärmerei seines Seelenzustandes das Offenbarste ein Geheimniß ist, einfach nicht vorhanden. Aber nein, wird dem entgegnet, die That-

sachen sind zu bekannt, um auch dem Verliebtesten verborgen zu bleiben, sie werden auch gar nicht in Abrede gestellt und das Merkwürdige ist eben, daß sie trotzdem keinen Anstoß erregen. Die Liebe giebt derartige Räthsel auf und kein Verständiger vermag sie zu lösen.

Ich meine, daß wir uns an dieser Antwort doch nicht ganz genügen zu lassen brauchen, sondern die Stellung, welche die Achtung in der Liebe einnimmt, etwas genauer untersuchen und feststellen können. Zu diesem Zweck erinnern wir uns, daß die Grundlage der Liebesempfindung das Gefallen ist und zwar das höchste Gefallen an einem Menschen, der mir dadurch zum Ideal wird. Wie das Gefallen als Grundlage das unbedingteste Erforderniß für den Aufbau der Liebe darstellt, so giebt es auch nur Eins, welches ebenso unbedingt diesem Aufbau widerstrebt, welches von vornherein als unvereinbar mit der Entstehung des Liebesgefühls aufzufassen und anzuerkennen ist, dies ist der Gegensatz des hochgesteigerten Gefallens, das höchste Mißfallen, der Ekel. Dies ist nun vor Allem auch bei der Achtung als maßgebender Gesichtspunkt festzuhalten. Daß ich Jemandem Achtung — aus dem und dem Grunde — versage, ist nur dann ein Hinderniß für das Entstehen der Liebesempfindung, wenn ich diese Mißachtung als Ekel empfinde, den Gegenstand derselben also mit (ästhetischem) Widerwillen betrachte. Ob dies geschieht oder ob es unterbleibt ist Sache meiner Gemüthsverfassung, meines ganzen Bildungsstandes, meiner sittlichen Cultur, der Art und Weise meiner Gewöhnung von den Gegenständen ästhetisch afficirt zu werden, ja es ist sogar Sache meiner Nervenstimmung. Der Umstand, daß Jemand ein Spieler ist, kann ein

Hinderniß abgeben für das Entstehen der Liebesempfindung, sobald mir der Gedanke an diese unbezähmbare, ausdörrende, erniedrigende Leidenschaft Widerwillen einflößt und dies Gefühl den persönlichen Zauber der sonstigen anziehenden Eigenschaften des Betreffenden für mich aufhebt. Aber derselbe Umstand giebt kein Hinderniß ab und wird übersehen oder der Gedanke daran abgewiesen, wenn dies Gefühl des Widerwillens nicht zu Stande kommt, was aus den verschiedensten Gründen geschehen und schon allein durch Temperamentsverschiedenheiten verursacht sein kann. Ein unbesorgtes, heiteres Temperament, das sich mit Leichtigkeit über bedenkliche Punkte hinwegzusetzen gewohnt ist, wird sich in solchem Fall ganz anders verhalten, als eine ernstere, sensitivere Natur. Zwei derartige weibliche Naturen können zwar in ihren moralischen Auffassungen ganz gleichartig urtheilen, sie bewilligen beide einem Spieler nicht die Achtung, welche sie der moralischen Qualität schuldig zu sein glauben würden, aber diese Uebereinstimmung ergiebt gleichwohl kein übereinstimmendes Verhalten in Betreff der Liebe. Die Achtung steht also mit der Liebesempfindung in keinem nothwendigen causalen Zusammenhang, sie kann für dieselbe individuelles Erforderniß sein da, wo Erziehung, Temperament und Gewöhnung zusammenwirkend eine Gemüthsverfassung erzeugt haben, welche dem Gefühl der mangelnden Achtung sofort den lebhaft empfundenen Widerwillen zugesellt, sie ist es nicht, wo diese Voraussetzung fehlt und sie ist es eben deshalb in der Regel nicht, denn gerade die Zeit der Liebe, die Jugend, leitet bei der Lebhaftigkeit ihrer Eindrücke den Widerwillen, den sie empfindet, meistens aus andern Quellen als aus der der vorenthaltenen Achtung

ab. Gerade bei dieser Untersuchung ist sehr zu betonen, daß man die Achtung, die moralische Werthschätzung nicht mit anderen Gefühlen, mit denen sie leicht in verwandte Wechselbeziehung tritt, verwechsele. Der Muth verdient und findet Achtung, die Feigheit Mißachtung, aber wenn ein Mädchen einen Feigling nicht zu lieben vermag oder ihre Liebe vernichtet fühlt, nachdem sie die Entdeckung der Feigheit gemacht hat, so geschieht dies in der größten Mehrzahl der Fälle nicht, weil der Geliebte in ihrer moralischen Werthschätzung gelitten hat, sondern weil der Muth, als Vollendung der Männlichkeit, ihr als ein so hoher Schmuck erschienen ist, daß ohne ihn das Idealbild des Geliebten plötzlich entstellt und in sein Gegentheil verkehrt wird, das Gefallen also sich in Widerwillen auflöst. Wo diese Befähigung des Achtungswerthen, als Schmuck, als etwas Glänzendes, als Schönheitslinie aufgefaßt zu werden fehlt, wo es in der Seele keinen derartigen Anklang weckt, da erweist dasselbe sich auch meistens unmächtig in die Liebesempfindung wirksam einzugreifen. So wird der Redliche allgemein geachtet, aber der Unredliche häufig geliebt. Selten ist dem Zoll der Achtung, den wir der braven Gesinnung bewilligen, ein bedeutendes Moment für die Liebe beschieden. Mit einem Wort, wenn die Behauptung häufig ergeht, die Liebe müsse, um echt zu sein, auch moralisch sein, und wenn mit dieser Behauptung der Sinn verbunden wird, sie werde sich, wenn echt, auch nur auf einen moralischen Gegenstand, nur dahin richten, wo gleichzeitig die volle Achtung gewährt werden könne, so ist eine solche Behauptung als eine einseitig befangene Entstellung des Liebesgefühls, als eine Vermischung von Qualitäten, die bei schärferer Sonderung

als nicht zu einander gehörig erkannt werden müssen, zurückzuweisen. Der Sachverhalt ist vielmehr dahin festzustellen, daß die Liebesempfindung als auf dem höchsten Gefallen beruhend durch mangelnde Achtung nur dann tödtlich getroffen wird, wenn diese das höchste Mißfallen, die Empfindung geschärften Widerwillens, den Ekel erzeugt.

Die Echtheit des Gefallens erscheint mir also nicht abhängig von einer besondern Dignität, von einer moralischen Qualität des Objects zu sein. Mindestens ist dem individuellen Belieben in dieser Beziehung ein so weiter Spielraum gelassen, daß es unmöglich erscheint ihn auszumessen. Und eben so unstatthaft würde es sein, wollte man unternehmen zu bestimmen, was in anderen Beziehungen, abgesehen von der moralischen Qualität, also nach der Seite der äußern Erscheinung, ein höchstes Gefallen zu erregen geeignet wäre. Es eröffnet sich, richten wir unsern Blick nach dieser Seite, ein völlig unbestimmbares Gebiet. Die Vielgestaltigkeit der individuellen Anlage kommt in der Vielgestaltigkeit der Motive, welche ein gesteigertes Gefallen und damit die Liebesempfindung hervorrufen können, zum charakteristischen Ausdruck. Bezeichnen wir mit Schönheit im Sinn des geschlechtlichen Empfindens diejenige sinnlich-seelische Beschaffenheit eines Menschen, welche ein hohes, allseitiges Gefallen erregt, so ist es also bei der außerordentlichen Verschiedenheit des Menschenwesens unmöglich das Schönheitsbild, d. h. in diesem Sinn dasjenige, was dem unendlich verschieden gestalteten Menschenwesen Gefallen erregen kann, in irgend bestimmten Linien zu fixiren. Und obwohl es ganz unzweifelhaft ist, daß es eine Grenze giebt, jenseits welcher die Möglichkeit des Gefallens aus-

geschlossen ist, so ist es doch ebenso unzweifelhaft, daß diese Grenze nur abstract gewußt, nicht bestimmt bezeichnet werden kann*). Mit einem Wort, wir müssen davon

*) Das Princip einer solchen Begrenzung wird natürlich immer in dem Wesen des Liebegefühls seiner allgemeinsten Beschaffenheit nach gesucht werden müssen und gewisse allgemeinste Grenzlinien lassen sich denn auch, von da ausgehend, erkenntlich abstecken. Am deutlichsten tritt dies bei dem unvermeidlichen, für alle Menschen gültigen Mißfallen an übergroßer Magerkeit hervor. Das Princip ist hier darauf zurückzuführen daß das Leben Fülle erzeugt, Fülle also, ganz allgemein genommen, für unser Gefühl und Empfinden dem Leben angehört, das Leben repräsentirt, während der Gegensatz derselben uns an den Tod erinnert und schon in den Contouren seine abschreckenden Züge heraufbeschwört. Selbst die Thatsache, welche ja vorhanden sein kann, daß körperliche Fülle weder ein Ausdruck von besonderer Lebenskraft noch sein Gegensatz ein Ausdruck von Lebensmangel ist, ändert an dem menschlichen Empfinden in dieser Beziehung nichts. Liebe ist allemal nur, „wo Leben sich des Lebens freut" und ihr Empfinden ist gebunden daran, daß sie des Lebens Erscheinung vor sich hat. Lieber wird sie noch über eine Illusion hinweggleiten, wenn dieselbe nicht allzu plumper Natur ist als daß sie mit dem erscheinenden Gegensatz des Lebens sich zu befreunden vermöchte. Aber auch die Fülle erreicht schließlich, wenn sie eine gewisse Grenze überschreitet, den Punkt, wo sie für alle Menschen mißfällig wird, auch für diejenigen, deren Empfinden einer großen Steigerung derselben vielmehr zugeneigt ist. Vom Standpunkt des geschlechtlichen Empfindens, auf den hier immer als den ausschlaggebenden Factor zurückzugreifen ist, haben wir dies Verhältniß so aufzufassen, daß die Grenze, jenseits welcher ein Schönheitsbild im Sinne des geschlechtlichen Empfindens überhaupt nicht mehr möglich ist, da liegt, wo ein äußerster Grad von Körperfülle, Unbeweglichkeit oder Schwerbeweglichkeit bedingt. Denn auch hier erzeugt sich, nur auf andere Weise, wie bei der Magerkeit ein erscheinender Gegensatz des Lebens, da dem Leben das Bewegliche, dem Tode das Unbewegliche angehört. Wir werden also auch hier auf dasselbe, für das Liebesempfinden überhaupt maßgebende Princip zurückgeführt.

absehen, irgend ein Normalmaß in sittlicher oder sinnlicher Beziehung zu entwerfen, wonach sich bestimmen ließe, ob dieser Mann, ob jenes Weib ein höchst gesteigertes Wohlgefallen erregen und also Liebe entzünden könne.

Aber während das Beschaffensein des Objects der Liebe auf diese Art freizugeben ist, während die Untersuchung sich hier versagen muß, einer unendlichen Anforderung zu genügen, hat sie um so schärfer einen anderen wichtigen Punkt zu betonen, der trotz dieser Freigebung gleichwohl eine Grenzlinie zwischen echtem und unechtem Gefallen, zwischen echtem und falschem Ideal absteckt. Der Punkt, um den es sich handelt, betrifft das Verhältniß der Eitelkeit in der Liebe und damit eines der wichtigsten, schwierigsten und am tiefsten eingreifenden Momente derselben.

Durch die Eitelkeit, wo sie in der Seele des Menschen reichliche Nahrung findet, oder wo ihr durch andere Momente kein genügendes Gegengewicht ersteht, wird in der Liebe ein neuer Fall von falscher Idealbildung eingeleitet (der erste war, wie oben erörtert, durch die Begier gegeben) und dies Verhältniß und seine Folgen faßlich darzulegen wird die nächste Aufgabe der Untersuchung sein. Wir alle tragen das normale, in der menschlichen Natur begründete Verhältniß in uns, daß wir Anderen zu gefallen wünschen, daß es uns wohlthuend berührt, wenn uns von Anderen Bewunderung gezollt wird. Wer mich bewundert, ist in der Regel in Folge des erregten Wohlgefühls ein Gegenstand meines Wohlgefallens. Daß letzteres sich im höchsten Maße steigere und der Urheber desselben dadurch in den Rang und in die Rechte eines Ideals eintrete, d. h. für mich Gegenstand des höchsten Gefallens wird, ist also sehr gut möglich

und im Wesentlichen nur abhängig von dem Grade des Bedürfnisses bewundert zu werden, d. h. von dem Maß meiner Eitelkeit, meiner Gefallsucht. Das Verhältniß stellt sich nun so: es ist ein Gefallen vorhanden, welches je nach der individuellen Beschaffenheit der Seele sogar ein sehr leidenschaftlich empfundenes sein kann und daher der Tiefe nicht zu entbehren braucht, aber die Grundlage desselben bildet nur der Umstand, daß ich in hinlänglichem Maße, um dadurch das meiner Natur entsprechende höchste Wohlgefühl zu empfinden, bewundert worden bin. Es ist demnach nicht die Qualität des Gegenstandes, die — wie immer geartete — besondere Beschaffenheit desselben, das, was es wirklich, sinnlich und geistig besitzt, ist und bedeutet, welches sich meiner Seele und Sinne bemächtigte, indem es denselben das höchste Wohlgefallen erregte. Der Eitele — der, welcher diese Species rein darstellt, wovon die Untersuchung natürlich immer ausgeht — sieht hiervon ab, er hat ein wahres, durch die und die Eigenschaften zu ihm sprechendes Object sich gar nicht gegenüber, das Beschaffensein des Objects ist ihm gleichgültig, oder es interessirt ihn doch nicht an sich, seiner Besonderheit nach, sondern nur insoweit es mit den Bedürfnissen seiner Eitelkeit zusammenhängt. Jeder kann ihm Gegenstand des höchsten Gefallens werden, an dem sich die eine Bedingung, von ihm bewundert zu werden, erfüllt. Der Unterschied zwischen dem so entstandenen unechten Ideal und dem echten, zwischen dem unechten Gefallen und dem echten ist also im höchsten Grade tief greifend: dort, beim echten Gefallen, bei der Bildung des echten Ideals verlegt die Seele ihr höchstes Gefallen wirklich aus sich heraus, indem sie von dem Anblick eines Menschen betroffen und gerührt

wird und denselben mit sehnsüchtigem Empfinden umfängt, hier beim unechten Gefallen, bei der Bildung des unechten Ideals bleibt die Seele mit ihrem Gefallen bei sich, vermag sie dasselbe nicht auf einen Andern zu übertragen, vermag sie einen Andern überhaupt nur soweit mit Gefallen zu umfassen, als derselbe sich zum Schemel ihrer eignen Selbstverherrlichung darbietet.

Ich nenne also — um es nochmals kurz zu wiederholen — ein unechtes Ideal dasjenige, welches nicht in Folge seiner wesentlichen, seine Totalität ausmachenden Eigenschaften, sondern nur in Folge des particulären Umstandes, daß es meiner Eitelkeit genügt, mein höchstes Gefallen erregt und ich spreche vom unechten Gefallen da, wo dasselbe sich nur oder doch ganz vorzugsweise auf diesen Umstand bezieht, ein wirkliches Object, eine ihm gegenüberstehende Wesenheit also gar nicht vorhanden ist. Wir haben das Liebesideal und das höchste Gefallen, welches an ihm besteht, uns immer prüfend darauf anzusehen, ob es auch durch dasselbe entstanden, aus seiner Qualität hervorgegangen ist. So geringfügig diese Beziehung erscheinen mag, so ist sie in der That gerade diejenige, welche, wie ich noch weiter auszuführen haben werde, den Knoten zu den meisten Verwicklungen, zu den mit spannendem Raffinement und feinster Seelenkenntniß entworfenen Zersetzungsprocessen der Liebesleidenschaft enthält, an denen die Romanliteratur im Allgemeinen und besonders die französische Literatur so reich ist.

Wo die Eitelkeit die Seele beherrschend erfüllt und das charakteristische Gepräge des Menschen abgiebt, da gestaltet sich das Verhältniß allerdings viel einfacher und nicht dort ist der Stoff für jene complicirteren Störungen,

von denen so eben die Rede war und über die noch weiterhin zu sprechen sein wird, zu suchen. Die Eitelkeit, als Grundprincip der Seele, ergiebt die Species der männlichen oder weiblichen Coquetten, die dem innersten Gehalt des Wesens nach, durchaus in eine und dieselbe Kategorie gehören, während ihre Unterschiede im Verhalten nur die sonstigen Unterschiede der männlichen und weiblichen Eigenschaften wiederspiegeln. Die Coquetten, in dem hier gebrauchten prägnanten Wortsinn, ob Mann, ob Weib, vertreten stets nur das gleiche, unverwandt auf die eigne Huldigung bedachte und nur für diese interessirte Princip. Ob sie sich dabei geräuschvoll und herausfordernd oder abwartend und versteckt verhalten, ob sie mehr mit ihren Reizen prahlen, oder ob sie sich Reize andichten lassen, ob sie plump oder ob sie fein zu Werke gehen, kurz, auf welche unerschöpflich zu nüancirende Weise sie ihrem Ziele zustreben — das Ziel ist unverrückt dasselbe und wird unverrückt im Auge behalten. Es würde dem Zweck dieser Untersuchung, welche hier wie überall stets nur die einfachen Grundverhältnisse klar zu stellen sich bemüht, wenig entsprechen, wollte ich auf eine Einzelschilderung der Züge im Wesen des Coquetten eingehen, wollte ich namentlich, was sich vielleicht noch am ehesten der Mühe lohnte, die Abtheilung der männlichen Coquetten schärfer beleuchten. Im gewöhnlichen Leben pflegen wir den Begriff, „coquett" in Bezug auf Liebe meistens in ziemlich eingeschränktem Sinn zu nehmen, wir verschmelzen ihn in der Regel mit der Vorstellung einer das übliche Maß überschreitenden Schaustellung körperlicher (wirklich vorhandener oder erkünstelter) Reize, wir behalten bei dieser zu Grunde

liegenden Vorstellung deshalb auch meistens das Weib im Auge, weil der Mann ohnehin viel weniger in der Lage ist in diesem Punkt eine besondere Geltung zu beanspruchen oder derselben einen sonderlichen Nachdruck zu verleihen. Dieser eingeschränkten Anwendung des Begriffs liegt indessen nur das geringste Maß von Nachdenken und Beobachtung zu Grunde. Wer schärfer zusieht, erkennt bald in tausendfachen Metamorphosen, die mit der Schaustellung sinnlicher Reizmittel nichts mehr gemein haben, das eine Princip der stets auf die eigne Huldigung bedachten, nur für diese interessirten Sinnesweise. Wer diese in sich trägt und sich ihr gemäß in der Liebe verhält ist eine männliche oder weibliche Coquette und der Mann, der mit erborgten Gefühlen und unechtem Wesensprunk den Liebeswahn eines Weibes, der sein Eitelkeitsbedürfniß befriedigt, unterhält — solche Fälle können ein ganzes Leben durch andauern — ist es sicher nicht minder wie das Weib, das mit buhlerischen Künsten eine Schaar von Anbetern zu umgarnen sucht*).

Indessen, eine analysirende Darstellung nach dieser

*) Uebrigens ist es natürlich ein Unterschied, ob ich Jemanden eine Coquette nenne oder ihn nur als coquett bezeichne. In letzterem Fall kann er neben dem Coquettsein noch viele andere Eigenschaften haben, die ein so starkes Gegengewicht bilden können, daß von der Coquetterie nicht mehr übrig bleibt als die unschuldige Meinung, daß Jemand Witz und Trieb darauf richtet, um dem Geliebten durch allerlei kleine Künste besonders liebreizend und anziehend zu erscheinen. In ersterem Fall sind die anderen Eigenschaften, die ein Gegengewicht bilden könnten, entweder überhaupt nicht vorhanden gewesen oder in dem Coquettsein untergegangen. Erst wer uneingeschränkt coquett ist, ist eine Coquette und nur in diesem Sinn wird auch hier von Coquetten geredet.

Seite hin würde uns zu weit von unserem eigentlichen Thema entfernen. Hier ist nur noch darauf aufmerksam zu machen und als wesentlich hervorzuheben, daß die Eitelkeit, wo sie das Wesen des Menschen rein ausfüllt, wie sie einerseits innigst mit der Lüge verschwistert ist, andererseits stets die Herzenskälte im Gefolge hat, ein Zug, der sich psychologisch einfach daraus erklärt, daß die Eitelkeit die ganze Seelenstimmung, alles Wollen, Verlangen und alles Interesse so eigensüchtig gestaltet, daß ein Erwärmen nach einer andern Richtung als nach der der eignen Eitelkeitsbefriedigung gar nicht mehr stattfinden kann. Die Herzenskälte der Coquetten, die sich oft bis zur eigentlichen Herzenshärte steigert, ist übrigens ein genugsam bekannter Charakterzug, mit ihr geht als charakteristische Beigabe Hand in Hand, daß solche Naturen auch in Betreff der Sinnlichkeit häufig nur schwach beanlagt sind. Auch diese, auch das Vermögen lebhaft sinnlich zu begehren und sich wenigstens nach dieser Seite hin im Anblick der Schönheit selbstvergessen zu berauschen, wird verschlungen von dem herrschenden Grundgedanken der Seele, der alles Andere nur sich selbst nicht vergessen, dem eignen Schattenbild, das ihn überall begleitet, nicht entfliehen kann. Die Eitelkeit enthält also ein mit der Liebe schlechthin unverträgliches Princip und wo sie ungemildert, unbeeinträchtigt in der Seele waltet, da fehlt jede Voraussetzung, an welche die Liebe anknüpfen könnte, jeder Zollbreit Seelenboden, auf welcher warme Herzensempfindung emporkeimen und in deren weichen Schooß sie ihre Wurzeln einsenken könnte.

Andere Bedingungen und andere Folgerungen treten ein, wo die Eitelkeit die übrigen Eigenschaften der Seele

nur theilweise aufgesogen hat, während sie theilweise von denselben modificirt und gemildert wird und abweichende Impulse erhält. Der Eitele, in dessen Seele die Eitelkeit gewaltig arbeitet, aber doch nicht so ausschließlich wirksam geworden ist, daß sie die Herzenskälte erzeugte, ist erst das wahrhaft dankbare Sujet für jene Verwickelungen in der Liebe, welche sich auf endlose Weise combiniren und umformen lassen. Denn in ihm hat sich jener problematische Seelenzustand entwickelt, der das an sich so einfache und kraftvolle Gefühl mit tausendfachen Elementen der Zersetzung und inneren Zerstörung erfüllt.

Wenn — um ein Beispiel aus der französischen Romanliteratur zu entnehmen — Constant im „Adolphe“ den Helden bei der Bekanntschaft mit Eleonore von der eitelstolzen und kalten Regung: daß dies Weib eine seiner würdige Eroberung sei, erfaßt sein läßt, wenn er alsdann denselben Mann, dem in Eleonore superiore Wesenseigenschaften entgegentreten, getroffen von diesen und in seinem Stolz gedemüthigt durch die ihm zu Theil gewordene Abweisung, dem von ihm begehrten Weibe eine glühend unterwürfige Verehrung widmen läßt und wenn dann dies Motiv wieder dazu verwandt wird, um Eleonore mit einer heftigen Leidenschaft zu erfüllen, so sind eine ganze Reihe von unausbleiblichen Verwicklungen eingeleitet, welche sich aber alle auf dem Hintergrund der falschen Idealbildung auferbauen. Unzweifelhaft ist Eleonore für Adolphe ein Gegenstand des höchsten Wunsches und Verlangens, sowie er das Gleiche für sie geworden, aber nicht erwuchs ihm das Ideal der Seele ungemischt aus der lebhaften Glücksempfindung des entzückten Gefallens an der Geliebten, sondern den wesentlichsten, ur-

Seite hin würde uns zu weit von unserem eigentlichen Thema entfernen. Hier ist nur noch darauf aufmerksam zu machen und als wesentlich hervorzuheben, daß die Eitelkeit, wo sie das Wesen des Menschen rein ausfüllt, wie sie einerseits innigst mit der Lüge verschwistert ist, andererseits stets die Herzenskälte im Gefolge hat, ein Zug, der sich psychologisch einfach daraus erklärt, daß die Eitelkeit die ganze Seelenstimmung, alles Wollen, Verlangen und alles Interesse so eigensüchtig gestaltet, daß ein Erwärmen nach einer andern Richtung als nach der der eignen Eitelkeitsbefriedigung gar nicht mehr stattfinden kann. Die Herzenskälte der Coquetten, die sich oft bis zur eigentlichen Herzenshärte steigert, ist übrigens ein genugsam bekannter Charakterzug, mit ihr geht als charakteristische Beigabe Hand in Hand, daß solche Naturen auch in Betreff der Sinnlichkeit häufig nur schwach beanlagt sind. Auch diese, auch das Vermögen lebhaft sinnlich zu begehren und sich wenigstens nach dieser Seite hin im Anblick der Schönheit selbstvergessen zu berauschen, wird verschlungen von dem herrschenden Grundgedanken der Seele, der alles Andere nur sich selbst nicht vergessen, dem eignen Schattenbild, das ihn überall begleitet, nicht entfliehen kann. Die Eitelkeit enthält also ein mit der Liebe schlechthin unverträgliches Princip und wo sie ungemildert, unbeeinträchtigt in der Seele waltet, da fehlt jede Voraussetzung, an welche die Liebe anknüpfen könnte, jeder Zollbreit Seelenboden, auf welcher warme Herzensempfindung emporkeimen und in deren weichen Schooß sie ihre Wurzeln einsenken könnte.

Andere Bedingungen und andere Folgerungen treten ein, wo die Eitelkeit die übrigen Eigenschaften der Seele

nur theilweise aufgesogen hat, während sie theilweise von denselben modificirt und gemildert wird und abweichende Impulse erhält. Der Eitele, in dessen Seele die Eitelkeit gewaltig arbeitet, aber doch nicht so ausschließlich wirksam geworden ist, daß sie die Herzenskälte erzeugte, ist erst das wahrhaft dankbare Sujet für jene Verwickelungen in der Liebe, welche sich auf endlose Weise combiniren und umformen lassen. Denn in ihm hat sich jener problematische Seelenzustand entwickelt, der das an sich so einfache und kraftvolle Gefühl mit tausendfachen Elementen der Zersetzung und inneren Zerstörung erfüllt.

Wenn — um ein Beispiel aus der französischen Romanliteratur zu entnehmen — Constant im „Adolphe" den Helden bei der Bekanntschaft mit Eleonore von der eitelstolzen und kalten Regung: daß dies Weib eine seiner würdige Eroberung sei, erfaßt sein läßt, wenn er alsdann denselben Mann, dem in Eleonore superiore Wesenseigenschaften entgegentreten, getroffen von diesen und in seinem Stolz gedemüthigt durch die ihm zu Theil gewordene Abweisung, dem von ihm begehrten Weibe eine glühend unterwürfige Verehrung widmen läßt und wenn dann dies Motiv wieder dazu verwandt wird, um Eleonore mit einer heftigen Leidenschaft zu erfüllen, so sind eine ganze Reihe von unausbleiblichen Verwicklungen eingeleitet, welche sich aber alle auf dem Hintergrund der falschen Idealbildung auferbauen. Unzweifelhaft ist Eleonore für Adolphe ein Gegenstand des höchsten Wunsches und Verlangens, sowie er das Gleiche für sie geworden, aber nicht erwuchs ihm das Ideal der Seele ungemischt aus der lebhaften Glücksempfindung des entzückten Gefallens an der Geliebten, sondern den wesentlichsten, ur-

sprünglichsten Antheil hatte die Eitelkeit, die nach einem ihrer würdigen Gegenstand der Huldigung die Blicke umher sandte und dabei Eleonoren gewahr wurde, die er zunächst lediglich unter diesem Gesichtspunkt betrachtete. Erst der ihm geleistete Widerstand leitet eine etwas veränderte, obgleich nahe verwandte Gefühlsrichtung ein, die nämlich, welche zum sehnsüchtigen und leidenschaftlichen Verlangen wird von dem Weib, das seiner eitelen Seele die heiß begehrte Genugthuung gewähren soll, mit Liebesblicken betrachtet zu werden. Mit dieser Sehnsucht betritt das Gefühl das Gebiet der Liebe, die Herzenskälte der lediglich auf die eigene Huldigung bedachten Empfindung ist zeitweise von einer entgegengesetzten Strömung überwunden worden und die Seele, von einem mächtigen Impuls zunächst des Sehnens, dann des Glücks über die Befriedigung desselben hingerissen, erhebt sich zum vollen Aufschwung der Leidenschaft. Und ganz der gleiche Proceß vollzieht sich bei Eleonoren. Auch sie, die Adolphe zuerst abgewiesen, unterliegt nur dem Zauber, den seine schwärmerische Verehrung auf sie ausübt, er wird für sie Gegenstand des höchstens Gefallens, weil sie an dieser exaltirten Huldigung sich mehr und mehr berauscht, aber stufenweise sich steigernd nimmt auch ihr Gefühl alsdann den Charakter eines heißglühenden Liebesverlangens an, welches mit leidenschaftlicher Stärke ihre ganze Seele erfüllt.

Je höher der Aufschwung, desto tiefer, desto plötzlicher der Sturz. Einem Luftschifferpaar vergleichbar, das in einem schadhaften Ballon die Reise in die Wolken unternommen, stürzen sie, als ihr gebrechliches Fahrzeug den Dienst versagt, von schwindelnder Höhe taumelnd auf

die Erde herab. Das echte Ideal der wahren Liebe, welches mit allen Sinnen und dem ganzen geistigen Vermögen erfaßt die Befriedigung des totalen Menschen vermittelt, schafft eben durch diese volle Gewähr — wie dies in den ersten Abschnitten dieser Schrift im Einzelnen näher nachgewiesen wurde — jene äußerste Kraft des Liebesvermögens, welche den höchsten Flug wagen kann und welche, wenn sie ihren Höhepunkt erreicht, ruhig sich wieder zur Erde herabsenkt. Das Gleiche beansprucht der Mensch, der sich ein unechtes Ideal gebildet von diesem, aber er beansprucht damit eine unmögliche Leistung. So naturnothwendig jene Kraft aus der Beziehung des Liebenden zum echten Ideal sich ergab, so naturnothwendig versagt sie sich hier. Von vornherein wird durch die falsche Idealbildung in die Entwickelung der Liebe die Unmöglichkeit, das Unvermögen, der Widerspruch hineingetragen. Je leidenschaftlicher die Selbsttäuschung des Herzens das unechte Ideal, das es sich geschaffen, wie ein echtes behandelt, desto krankhafter, verwickelter und unglücklicher gestaltet sich die Sache. Alle Seelenfäden, die harmonisch sich ordnend das Prachtgewand der Liebe darstellen, kunstvoll verschlungen aber doch dem Blick leicht übersichtlich, laufen hier wirr und kraus durcheinander, eins das andere kreuzend und hemmend und es erfordert eine Meisterhand, um in diesem Durcheinander den leitenden Faden nicht zu verlieren.

Es begreift sich, daß eben dieser Umstand für eine gewisse Behandlung der Liebe in der Literatur eine erhebliche Bedeutung haben mußte. Verwicklungen schaffen und sie lösen, in diesem Schaffen und Lösen Scharfsinn und Geist bethätigen, durch beides Spannung erzeugen,

pikante Situationen vorführen und fesselnd auf den Leser wirken — darin läßt sich ja überhaupt der wesentliche Gehalt eines sehr großen, ja des bei weitem größten Theils namentlich der Romanliteratur zusammenfassen. Verwicklungen schaffe ich aber nicht blos, indem ich einem Liebespaar äußerliche Hindernisse gegenüber stelle und dadurch Conflicte erzeuge, sondern vor Allem auch, indem ich in die Entwicklung des Liebesgefühls innere Elemente der Störung aufnehme, so daß ich von vornherein eine höchst complicirte Reihe von Bedingungen gewinne, welche neben dem Aufblühen und im grellen Contrast mit ihm schon den innern Zersetzungsproceß herbeiführen. Die Effecte, welche in dieser Richtung, in der Richtung einer pathologisch-psychologischen Analyse der erkrankten Liebe liegen, sind namentlich von den Franzosen systematisch und mit größter Virtuosität ausgebeutet worden. Der Ausgangspunkt dieser Effecte ist stets die gestörte Idealbildung, zu der, wie ich im Vorstehenden zu zeigen versuchte, die Eitelkeit in ihren vielfachen Abstufungen das ergiebigste Material liefert, indem sie die erste Bedingung der normalen Liebe, das echte Gefallen, mehr oder minder zum unechten umwandelt. Aber auch andere Motive lassen sich in derselben Richtung noch verwerthen. Eine so geniale Kraft wie Balzac benutzte eine Verschiebung der Altersstufen. Indem er die Liebe aus der Blüthezeit der Jugend, mit der sie organisch verbunden auftritt, an die Grenzen derselben verlegte, gewann er eine Reihe neuer Effecte und neuer Bedingungen, u. A. auch die, daß das Weib jetzt meistens älter als ihr Liebhaber ist. Das auf diese Weise gewonnene neue Motiv erwies sich ungemein wirksam. Die Idealbildung, auf dem Boden dieser an die Grenzlinie vorgerückten Altersstufe vollzogen, erfüllt sich ganz naturgemäß mit Elementen, die in dem normalen Verlauf der Liebesentwickelung Störungen hervorbringen. Früher oder später verschaffen diese Elemente sich Geltung und gewähren also neuen Stoff zu Seelenkämpfen und psychologischen Verwicklungen, worauf es eben abgesehen ist. In diesem Sinn vor Allem betrachte ich Balzac's typisch gewordene femme de trente ans und was in der späteren Literatur dem berühmten Vorgänger folgend, die ähnlichen Wege wandelte. Balzac überbietend, — aber im schlechten Sinn, denn während er mit feinem Sinn die Grenze des Möglichen (wenn auch nicht des Natürlichen) inne hielt, gingen seine Nachfolger darüber hinaus — kam man zu der vierzigjährigen Frau. Aber auch diese, obwohl eine Karrikatur, war schließlich doch nur eine Consequenz des Princips, die natürlichen Bedingungen der Liebe entarten zu lassen, um ein Zersetzungsproduct von natürlich viel pikanterer Beschaffenheit herstellen zu können.

Diese systematische Tendenz geißelte Jules Janin in einer gegen Balzac gerichteten Anklage ebenso geistvoll wie treffend. Er läßt das sechszehnte Lebensjahr „mit seinen Perlenzähnen, seinem Busen von Schnee, seinen weichen Linien, seinem frischen Lächeln, seinem sanften Blick" die Herren Dramatiker und Novellisten anreden: „Ich bin die Jugend," sagt dasselbe, „welche hofft, welche unschuldig ist, welche ohne Furcht einen Blick, schön wie der Himmel in die Zukunft wirft. Ich habe das Alter aller keuschen Neigungen, aller edlen Instincte, das Alter des Stolzes und der Unschuld. Weist mir meinen Platz an, lieber Herr! So spricht das liebliche Alter von 16 Jahren zu den Romanschriftstellern und Dramendichtern; aber sofort ant-

worten Romanschriftsteller und Dramendichter: Wir sind mit Deiner Mutter beschäftigt, Kind; komm nach zwanzig Jahren wieder, und wir wollen sehen, ob wir etwas aus Dir machen können.

Es giebt jetzt in Drama und Roman Nichts anders, als die Frau von dreißig Jahren, welche morgen vierzig Jahre alt werden wird. Sie allein kann lieben, sie allein kann leiden. Sie ist um so dramatischer, als sie keine Zeit mehr hat, zu warten. Was sollten wir mit einem kleinen Mädchen anfangen, das Nichts als weinen, lieben, seufzen, lächeln, hoffen und beben kann? Die Frau von dreißig Jahren weint nicht, sie schluchzt, sie seufzt nicht, sie wimmert, sie liebt nicht, sie verzehrt, sie lächelt nicht, sie kreischt, sie träumt nicht, sie handelt! Das ist das Drama, das ist der Roman, das ist das Leben. So sprechen, handeln und antworten unsre großen Dramatiker und unsre berühmten Novellisten."

Ich kehre nach dieser Abschweifung, die indessen nur scheinbar eine ist, noch einmal zu der Eitelkeit zurück. Was es so außerordentlich schwierig macht, das Verhältniß, die Wirksamkeit, die Bedeutung derselben in der Liebe genau anzugeben und etwas Allgemeingültiges in dieser Hinsicht zu sagen, ist der Umstand, daß es sich um eine Wesenseigenthümlichkeit handelt, die in ihrer normalen Proportion der Liebe ebenso unentbehrlich ist, wie sie aus dieser Norm herausgetreten sich feindlich und schließlich tödtlich für dieselbe erweist. Von vornherein können wir nach den beiden Endpolen diejenigen gegensätzlichen Elemente bez.: Charaktere ausscheiden, welche entweder ganz in eitelem, selbstgefälligen Wesen aufgehen, oder denen die Eitelkeit, auch im geringsten Maße als Trieb zu gefallen, vollkommen fremd bleibt.

Wir können diese ausscheiden, insofern leicht einzusehen ist, womit sich eben die Untersuchung bisher zum Theil beschäftigt hat, einerseits, daß die reine Eitelkeit ein der Liebe vollkommen fremdes, mit derselben gänzlich unvereinbares Princip enthält, andererseits, daß wo der Trieb zu gefallen gänzlich fehlt, es ebenfalls an einer der ersten Voraussetzungen für das Zustandekommen des Liebesgefühls gebricht. Allein nach dieser Ausscheidung bleibt grade der größte Rest der gemischten Charakterbezüge für die Untersuchung übrig, in ihm ist jede Nüance vertreten von dem einfachen, natürlichen Wunsch Anderen zu gefallen, von der naiven Sicherheit des unbewußten Sich-Selbst-Gefallens bis zur unruhigen Gefallsucht und einer blinden Selbstgefälligkeit. Hier ist also ein Nebeneinander vorhanden von Reinem, Natürlichem und Trübem, Verworrenem, die Grenzen fließen scheinbar ineinander, da es eben so unthunlich ist genau und unzweifelhaft anzugeben, wo das normale und gesunde Wohlgefallen am Eigenen und der Wunsch Anderen zu gefallen endet und die Verzerrungen dieser Seelenzustände beginnen, als es bekanntlich unmöglich ist, die genaue Grenze zu bestimmen, wo der Haufe, von dem ich ein Sandkorn nach dem andern hinwegnehme, aufhört einer zu sein oder wo derselbe beginnt. Indessen ich glaube, daß diese complicirten Beziehungen sich für den denkenden Betrachter am ehesten lichten, wenn derselbe die bisher aufgestellten Gesichtspunkte scharf ins Auge faßt und zur Anwendung bringt. Ich glaube, daß wenn er sich die Mühe nicht verdrießen läßt, das über das Verhältniß des wahren und falschen Ideals und die Störung in der Idealbildung vorstehend Gesagte aufmerksam zu durchdenken, zu prüfen und sich geläufig zu machen,

er die Verwicklung auf wenige einfache Gesichtspunkte reducirt finden wird. Ich gebe zu, daß hier etwas Beharrlichkeit erforderlich ist, um in der Untersuchung nicht zu ermüden, die grade in Betreff der Eitelkeit viel ruhige Ueberlegung erfordert, aber diese Beharrlichkeit wird nicht umsonst aufgewendet sein.

Es wird vielleicht nicht überflüssig sein, wenn ich den hier entwickelten Satz von der unechten Idealbildung noch an einem Fall aus dem Leben zur Anwendung bringe, der, wie mir scheint, ein besonderes Interesse gewährt, weil es sich dabei um zwei durchaus ideale, geistige Naturen, also auch um keine Eitelkeit im Sinne gewöhnlicher Gefallsucht handelt. Tiefere, gehaltvolle Menschen versagen sich ja überhaupt den nichtigen, blendenden Huldigungen. Das Erz ihrer Seele hat keine verwundbaren Stellen für solche Pfeile. Was ihnen gefährlich werden kann, ist allein die ihrem Werth gezollte geist- und verständnißvolle Sympathie, welche die Form und den Gehalt einer schwärmerischen Verehrung annimmt, dadurch der Seele ein gehaltvolles, hochgesteigertes Wohlgefühl einflößt und nun Veranlassung werden kann, daß auf Grund *dieses* Gefallens ein Liebesgefühl und Liebesverhältniß — ein für echt gehaltenes und so empfundenes, gleichwohl aber nach dem Vorhergehenden nicht auf dem vollen, unverfälschten Gefallen auferbautes — sich entwickelt.

Der Fall, welchen ich im Auge habe, wird erzählt in den 1869 in Genf erschienenen Mémoires d'une idéaliste*). Die Verfasserin, eine Deutsche von Geburt,

*) Seitdem, von der Verfasserin selbst bearbeitet, deutsch erschienen unter dem Titel: Memoiren einer Idealistin. Stuttgart 1876.

berichtet in diesem Abriß ihrer Lebensgeschichte u. A. auch über das Liebesverhältniß, in welchem sie zu einem jungen Mann, den sie als Th. bezeichnet, gestanden. Daß dieser, ihr Geliebter und Freund, eine geistige Kraft von der glänzendsten Begabung in Verbindung mit einem großen, aber durchaus edelgearteten Selbstbewußtsein war, wird von denen, die den Beiden im Leben näher gestanden, ebenso wenig bezweifelt werden als die charaktervolle Natur und die fleckenlose Wahrheitsliebe der Verfasserin. Es ist nun ebenso interessant wie belehrend zu verfolgen, wie sich die Begegnung dieser beiden Naturen im Leben gestaltet, wie sich ein inniges Verhältniß bildet und unheilbar zerfällt und wie sich die Auffassung dieses Erlebnisses in der Seele des Weibes ausprägt. Ich lasse daher in dem Folgenden die Verfasserin selbst berichten und schicke nur die Bemerkung voraus, daß Th. der Sohn eines hochgestellten Geistlichen in einem kleinen deutschen Fürstenthum, welches den Schauplatz der Handlung bildet, war, während die Verfasserin einem Hause von aristokratischer Rangordnung und äußerst conservativer Gesinnung angehörte. Die tiefe, grübelnde und wahrheitsdurstige Natur der Verfasserin macht sich schon bei dem Confirmandenunterricht mit aller Kraft geltend. Peinliche Zweifel einerseits, Seelenkämpfe, um ganz den weltlichen Vergnügungen zu entsagen, andererseits bewegen sie. Sie macht, Erleichterungen suchend, häufige Besuche im Pfarrhause, wo sie denn auch Th. zum erstenmal begegnet. „Zuweilen, wenn ich ins Zimmer der Mutter trat, sah ich einen jungen Menschen, der kaum das Jünglingsalter erreicht hatte. Er sah bleich und schüchtern aus und saß an einem Tisch mit Studien beschäftigt. Wenn ich eintrat, pflegte er sich zu erheben.

Er grüßte mich linkisch, ohne mich anzusehen und entfernte sich. Dies war der älteste Sohn." Geraume Zeit später tritt Th. ihr zum zweitenmal vor Augen und diesmal ist der Eindruck ein tiefer. „Eines Tages hörte ich, daß der älteste Sohn meines Religionslehrers, der sich während der Universitätsferien im väterlichen Hause aufhielt, nächsten Sonntag an Stelle seines Vaters predigen werde. Ich begab mich in die Kirche, um mich zu überzeugen, was aus dem bleichen und schweigsamen Knaben, den ich früher im Zimmer seiner Mutter hatte arbeiten sehen, geworden sei. Nach dem Gesang, welcher der Predigt vorhergeht, bestieg ein junger Mann die Kanzel. Er legte sein Haupt nieder und verharrte einen Augenblick im stummen Gebet. Ich hatte Zeit ihn zu betrachten. Er war hoch gewachsen, wie sein Vater, aber der Typus seines Kopfes schien nicht seinem Geburtslande anzugehören. Er war bleich; ausdrucksvolle Züge von edlem Schnitt machten den Eindruck südlicher Abstammung. Lange schwarze Haare fielen bis auf die Schultern nieder, er hatte die Stirn der tiefen Denker, der Märtyrer. Als er zu sprechen begann, wurde ich betroffen von dem Ton seiner tiefen, sonoren und doch sanften Stimme. Aber bald vergaß ich alles Uebrige über den Inhalt seiner Rede. Da war nichts von der Gefühlsmoral noch von der unfaßlichen, protestantischen Orthodoxie aus den Predigten seines Vaters. Hier ergoß sich ein jugendfrischer Strom von Poesie und von neuen Gedanken. Es war die keusche Flamme eines ganz idealen, aber der schärfsten Kritik mächtigen Geistes von hoher Intelligenz. Es war ein verjüngter Herder, der, indem er das Evangelium predigte, tief philosophische Gedanken über die Entwicklung der Menschheit offenbarte. Ich

fühlte mich tief bewegt und beglückt. Sobald ich wieder zu Hause angelangt war, erzählte ich Alles meiner Mutter und sagte begeistert: „wenn dieser junge Mann hier bleibt, wird dies kleine Land eine große Zukunft haben."

Auch diese Begegnung führte zunächst noch zu keiner Bekanntschaft. Th. kehrte auf die Universität zurück, aber in der Phantasie seiner jungen Verehrerin hatte er festen Fuß gefaßt, „als der begeisterte Verkündiger einer neuen Wahrheit". Im nächsten Frühling kehrte Th. von der Universität zurück und diesmal trafen sich beide bei einem Besuch bei der Schwester Th.'s. „Er nahm Platz an meiner Seite, die Unterhaltung wurde sofort sehr belebt. Es war eigenthümlich, wie unsre Ansichten über alle wichtigen Punkte übereinstimmten. Wir betrachteten uns mit Erstaunen, denn es schien, als ob jedes Wort des Einen aus den Gedanken des Andern hervorginge. Als wir uns verabschiedeten, blieb er mitten im Zimmer stehen und wie ich ihm Adieu sagte, sah er mich an wie von einem Traum befangen. An der Thür wandte ich mich noch einmal zurück, er stand noch wie eingewurzelt unbeweglich auf derselben Stelle." Bald darauf reiste die Verfasserin nach dem Süden, um den Winter mit einer Verwandten in Italien zu verleben. Th. überreichte ihr zum Abschied einen Blumenstrauß und ein Couvert, welches die Adresse aus Tasso trug: I suoi pensieri in lui dormir non ponno.

Dasselbe enthielt ein Abschiedssonnet und ein größeres gedankenreiches Gedicht, das in Form einer historischen Vision die Bedeutung des Südens für den Norden behandelte, indem es in dasselbe auf tief empfundene Weise die Beziehungen des eignen Lebensschicksals verflocht.

„Das Entzücken," sagt die Verfasserin, „welches die schöne Poesie in meinem Herzen erregte, läßt sich schwer beschreiben. Es war der Friede inmitten der Bewegung, ein Genießen ohne heftigen Wunsch, ohne jeden Makel, ein Frühlingsmorgen, wo Alles Duft, Harmonie und Hoffnung auf den kommenden Sommer ist." Nachdem die Verfasserin ungefähr ein Jahr im Süden verlebt, während welcher Zeit ihr Verhältniß zu Th. keine äußern Fortschritte macht, kehrt sie in ihre Heimath zurück und die angeknüpften Beziehungen werden mit steigender Wärme fortgesetzt. Th. begleitet seine Schwestern bei einem Besuch in die Familie seiner Freundin. „Er kam gerade auf mich zu und wir sahen uns zum erstenmal wieder seit dem poetischen Abschiedsgruß, den er mir nach dem Süden mitgegeben hatte. Wir tauschten einen Blick gegenseitigen Erkennens aus, es war der Gruß einer Seele an die andere, eine innerste Vertraulichkeit, als ob wir uns seit einer Ewigkeit gekannt hätten." Einige Gedichte, welche die Verfasserin im Süden geschrieben, werden Th. auf sein Ersuchen eingehändigt. Sie empfängt sie einige Tage später zurück mit einem poetischen Gruß und einigen ebenso geistvollen wie ernsten kritischen Bemerkungen über ihre Gedichte. „Ich fühlte mich tiefer beglückt, als Worte es schildern können. Das Gestirn einer Liebe, die dem ganzen Leben Gehalt und Farbe verleiht, erhob sich an meinem Horizont. Dennoch wollte ich um keinen Preis das Gefühl, welches ich in mir aufsteigen fühlte, anders als Freundschaft benennen; ich war entschlossen es auf den Verkehr zweier verwandten Seelen einzuschränken, denn eine sehr ernste Erwägung hielt mich zurück. Th. trat in das Leben ein, ohne andre

Aussicht, als die, welche in seinem Genie lag. Ich war überzeugt, daß er für Großes bestimmt sei und wollte um keinen Preis, daß er sich mit Verpflichtungen belud, welche seine Zukunft in Frage stellen konnten. Ich fühlte, daß die Liebe in mir zu erwachen begann, ich sah voraus, daß sie zu einer Flamme werden würde, welche mein Leben verzehren konnte und ich wollte seiner Jugend nicht eine solche Verantwortung aufbürden. Ich war vier Jahre älter wie er und es schien mir, daß ich die Treue eines so jungen Herzens nicht beanspruchen dürfe. Ich bemühte mich daher, unsere Beziehungen auf einen allgemeinen Gedankenaustausch einzuschränken. Es verging kein Tag, an dem wir nicht Briefe austauschten, die entweder Gedichte enthielten oder Fragen und Antworten über verschiedene Gegenstände. Aber seine Briefe nahmen häufig eine persönliche Wendung. Er gestand offen das Gefühl, welches ihn erfüllte und verlangte dasselbe Geständniß von mir. Wenn ich ihm antwortete, daß ich älter wie er sei, so lachte er, denn ich hatte in der That das Aussehen eines Kindes oder er wurde unwillig und warf mir meine Kälte mit bittern Worten vor. Er wußte nicht, daß ich eben aus Liebe gegen meine Liebe, die schon allmächtig geworden war, kämpfte." Die peinliche Aufregung führte schließlich eine Erkrankung der Verfasserin herbei, welche ihr Leben bedrohte, aber nach mehreren Wochen einer andauernden Gefahr glücklich überwunden wurde. Nach ihrer Wiederherstellung gestaltete sich der Verkehr mit Th. immer wärmer und schwungvoller. Die höchsten Fragen des religiösen Bewußtseins bildeten den regelmäßigen Gegenstand ihrer brieflichen Auseinandersetzungen. Th. hatte eben seine erste Schrift veröffentlicht, welche

sich gegen die Orthodoxie richtete und Christus als Menschen, Reformator und Revolutionär darstellte. Dies wurde das Thema der lebhaftesten gegenseitigen Ergüsse, wobei die Verfasserin, mit allen Ueberlieferungen brechend, ganz den Spuren ihres Freundes folgte und alle seine Anschauungen sich zu eigen machte. Wie sehr dieser sich dadurch beglückt fühlte, wie hoch er innerlich diejenige feierte, die ihm soviel Sympathie, Verständniß und wahre Bewunderung entgegenbrachte, sprechen seine Briefe mit lebhaftem Ergriffensein aus. In einem derselben heißt es: Sei es so wie Du es sagst, möge Alles, was der Geist will, sich in mir vollenden, möge keine Blume, die mich entzückt, kein Glück, welches mich erhebt, mich von dem Dienst an der Sache der Menschheit scheiden, welcher das Ziel meines Lebens geworden ist, der Magnet, der mich anlockt und fortzieht, ich weiß nicht wohin, aber ich fühle es, in eine Richtung, die dem Idealen zuführt. Welche süße Freude, daß ich Dir dies sagen kann, daß ich es dem Herzen sagen kann, welches mich begreift und dessen Lauterkeit die Flamme geworden ist, welche meinen Geist kräftigt, und mein Herz reinigt und veredelt. Nur vor Dir kann ich von diesen Dingen sprechen, weil sie Dir so sehr angehören, daß ich kaum noch weiß, ob etwas davon mein Eigen ist. Die sanften Worte, mit denen Du mir wohlgethan hast, der edle Schwung Deiner Seele, der mich so oft einem ewigen Frühling zugeführt hat, das Vertrauen, das Du meinem Herzen eingeflößt, die große und freie Liebe, die Du mir geschenkt hast — Alles das hat mir ein Gut bescheert, das ich tief beglückt auf Alles verbreite, welches in mir dem Licht und Leben entgegenstrebt. Dann kommt dies

von mir zu Dir zurück, Du hörst Deine eignen Ideen und indem Du mich rühmst, erhebst Du nur, was Dir angehört. Du nimmst es zurück von mir vermehrt durch Deine Liebe. Wenn es mir eines Tages beschieden ist, andere Herzen durch meine Ideen aufzurichten, wenn ich einen Funken in andere Geister werfen kann, einen kühnen Ton, der ihnen dünken wird wie Windesrauschen im Walde, ehe die Sonne aufgeht — so wird Alles das von Dir kommen. Es ist Dein Geist, der zu ihnen reden wird mit prophetischer Stimme von dem Königreich Gottes. Und wenn in Zukunft meine Worte in junge Herzen eindringen, wenn ich zum Volke spreche von den Aposteln und Heroen des Geistes, so werde ich an Dich denken, ich werde Dich sehen, reiner, glänzender Stern in der Nacht meiner Seele, und ich werde mir sagen, daß die Strahlen von Dir stammen, welche, indem sie durch mich hindurch gehen, sich in den großen Strom der Welt verbreiten mit der Hoffnung sie zu befreien."

„Eines Abends" — ich lasse die Verfasserin weiter berichten — „kam Th. zu uns. Es war unmittelbar vor dem Beginn des Theaters, ich hatte schon vorher erklärt nicht hingehen zu wollen, weil eine Oper gegeben wurde, die ich bereits einigemal gehört hatte. Als mein Freund vernahm, daß ich zu Hause bleiben wollte, bat er um die Erlaubniß, obwohl die Uebrigen uns verließen, seinen Besuch verlängern zu dürfen. In dieser Beziehung bestand in unserer Familie eine Toleranz, welche ebenso diejenigen ehrte, von denen sie ausging, als diejenigen, denen sie gewährt wurde. Man konnte in diesem Falle nicht gut eine Ausnahme machen. Wir blieben also allein — fast zum erstenmal seit unserer Bekanntschaft. Das

Glück uns endlich Alles ohne Zeugen sagen zu können, war so groß, daß es für mich ausgereicht hätte; aber Th. begnügte sich nicht damit. Er schloß mich in seine Arme und preßte mich an sein Herz. Wir verharrten so stillschweigend, uns dem reinsten Glücksempfinden überlassend. Endlich sagte er: „Und dennoch frei!“ „Wie stolz Du bist,“ sagte ich lächelnd, „aber ich bin es nicht minder; ja, möge nie ein Glück uns lächeln und uns theuer sein, das nicht mit der Freiheit verträglich ist.“

Ich habe hier einzuschalten, daß, wie sich leicht denken läßt, das Verhältniß offenkundiger Vertraulichkeit, welches sich zwischen der jungen Aristokratin und ihrem Freunde gebildet hatte, von der Familie der ersteren mit immer steigendem Verdruß und unverholener Mißbilligung betrachtet wurde. Schmerzliche Conflicte konnten nicht ausbleiben und waren um so unvermeidlicher, je mehr die Verfasserin ihre Eltern verehrte. Aber sie opferte muthig ihrer Ueberzeugung und beharrte bei einer Liebe, die für sie Eins mit der Freiheit geworden war. Uebrigens wurde jetzt eine Trennung unvermeidlich. Th., der definitiv mit der Theologie gebrochen hatte, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, beschloß seinen Aufenthalt in eine größere Stadt zu verlegen, in der er den literarischen Beziehungen näher stehen konnte. Für die Verfasserin war dieser Schlag ein so schwerer, daß ihre Mutter, gerührt von ihrem Leid, ihre Vermittlung anbot. Sie wollte sich bei dem Vater verwenden, damit dieser durch seinen Einfluß Th. eine Stelle verschaffe, welche die Vereinigung ermöglichen konnte. Aber die Verfasserin widersetzte sich dem. „Der Gedanke an eine Verpflichtung, an das geringste Maß äußerlichen Gebundenseins in einer

Zuneigung, die auf Allem ruhte, was rein in uns lebte, widerstand mir. Ich hatte diesem mächtigen Gefühl lange Zeit, als ich es entstehen fühlte, Widerstand geleistet. Es hatte mich erobert, indem es mich zur Freiheit erhob. Jetzt waren die Liebe und die Freiheit so ganz Eins geworden, daß Alles in mir unbegrenztes Vertrauen war. Mehr als einmal hatte ich ihn aufgehalten, wenn er mir die Ewigkeit seines Gefühls betheuern wollte. Ich begriff nicht, daß eine Liebe wie die unsrige sich jemals ändern konnte und wenn sie es konnte, wozu diente ein Gelübde? Er hatte niemals von Heirath gesprochen und ich hatte kaum jemals daran gedacht. Wir mußten uns lieben, durch diese Liebe besser werden und uns zu den höchsten Strebenszielen erheben. Das war unsre Bestimmung; was uns die Zukunft außerdem noch aufbewahrte, mußte mit Ergebung erwartet werden. Das einzige Versprechen, welches ich beim Abschied ihm abverlangte, war, mir auf der Stelle zu schreiben, wenn eine andere Neigung übermächtig in seinem Herzen werden sollte. Er antwortete lächelnd: „Als ob Deinesgleichen so häufig in der Welt wären.“ Noch einmal entfaltete er den ganzen Reichthum seines Geistes, seiner Einbildungskraft; noch einmal hob er mich empor in die hohen Regionen des Ideals, während ich, an seine Schulter gelehnt, ihm lauschte, als gälte es eine Ewigkeit von Glück in diesen letzten Augenblicken zusammenzudrängen. Am nächsten Tage erhielt ich folgende Zeilen, die er im Augenblick seiner Abreise geschrieben hatte: „Sei stark und vergiß nicht, was Dein geworden ist. Diese Hoffnung ist mein Trost. Laß ihn mir, erhalte ihn mir!“ So endete der Frühling meines Lebens.

In die nächste Zeit fällt die 48er Revolution mit

ihren Aufregungen und Hoffnungen, ihrem Haß und ihrer Liebe, ihren Erbitterungen und Verwünschungen, ihrem Umsturz bestehender Verhältnisse und ihren tief in das Privatleben einschneidenden Folgen. Die Verfasserin, mit ihren Sympathien ganz der Sache der Freiheit ergeben, aber eben dadurch im eignen Hause gewissermaßen geächtet, verlebte eine Zeit hohen Schwunges aber auch peinlicher Aufregung und innerer Kämpfe, die dadurch noch einen besonders dunklen Hintergrund gewannen, daß kurze Zeit vorher ihr Vater, vorzeitig in seiner Kraft gebrochen, aus dem Leben geschieden war und der Zusammenhang der Familie durch diesen Schlag eine tiefe Erschütterung erlitten hatte. Unter diesen Umständen war das geistige Band mit Th. ein doppelt hohes, unschätzbares Gut. Der briefliche Verkehr blieb ein sehr lebhafter. Th. hatte eine neue Schrift verfaßt, welche er seiner Freundin bogenweise übersandte, indem er zu den ersten Blättern als Widmung schrieb: „Dir widme ich von Neuem die ersten gedruckten Bogen dieses Buches, welches Dir so vollständig angehört, daß ich kaum zu unterscheiden weiß, was davon Dir oder mir zukommt." Später wurden die Briefe sparsamer und kürzer und endlich trat eine mehrwöchentliche Pause ein, welche auf Rechnung der absorbirenden Zeitereignisse gesetzt wurde. Es wurde um diese Zeit der Ankunft Th.'s in dem Hause der Eltern entgegengesehen. Die Verfasserin besuchte häufig seine Mutter, welche ihrem Lieblingssohne treu anhänglich und ergeben geblieben war.

„Bei ihr fand ich die Sympathie, welche mir zu Hause verweigert wurde und wenn mein Herz zu voll war, suchte ich es in ihrer Gegenwart zu erleichtern. Eines

Tages saßen wir in ihrem kleinen Salon auf dem Canapee; sie las mir Briefe ihres Sohnes vor, in denen er über alle Begebenheiten berichtete, an denen er Theil genommen. Er sagte, daß sein Tag fast ganz dem politischen Leben angehöre und dann „Abends eile ich nach dem kleinen Garten, um mich in die Laube zu setzen, ich helfe Garn abwickeln, indem ich sachte plaudere. Das bildet meine Erholung."

„Wenn mitten in einem friedlichen Feste ein tödtlicher Pfeil das Herz trifft, so kann der Eindruck nicht furchtbarer sein, als der, den diese wenigen Worte auf mich machten. Wem gehörte dieser Garten, diese Laube? An wen verschwendete er diese kleinen Dienste? Was waren das für Plaudereien, die seine Erholung bildeten? Alles das schien seiner Mutter so genau bekannt zu sein, daß sie kein Wort der Erklärung hinzufügte und weiter las. Warum wußte ich, ich allein nichts? Ich war zu stolz um zu fragen, aber ich fühlte wie ein eisiger Wind über den Fleck dahinstrich, der noch vor wenigen Augenblicken eine blüthenreiche Oase in der Oede meines Lebens gewesen war. Während ich noch dem Scheine nach den Rest des Briefes mitanhörte, während in der Wirklichkeit mein Denken in dumpfer Erstarrung auf dieser einzigen Thatsache verweilte, öffnete sich die Thüre und herein schaute der Kopf der „Kleinen" (Schwester Th.'s) im Reisehut. Hinter ihr erschien ihr Bruder. Sie waren so eben angekommen und hatten eine Ueberraschung machen wollen. Endlich also war der Augenblick des Wiedersehens gekommen, den ich erwartet hatte mit allem, was an Zärtlichkeit und Heiligkeit in meinem Herzen lebte."

„Er reichte mir die Hand mit verlegner Miene; ein leichter, nichtssagender Druck war der einzige Gruß nach dieser langen, traurigen Trennung, nach dem harten Verlust, den ich erlitten, nach den unerwarteten Ereignissen, welche eine Aussicht eröffneten unsre theuersten gemeinsamen Hoffnungen zu verwirklichen. Die „Kleine“ drückte mich an ihr Herz und blickte mich mit Rührung an, sie sah meine Trauerkleider, sie sah die Spuren dessen, was ich gelitten, in meinen Zügen und vielleicht den Ausdruck einer plötzlichen Enthüllung, deren Ursache sie kannte und deren Wirkung sie vorhersah.“

„Ich verließ sie bald, denn ich empfand das Bedürfniß allein zu sein, um dem grenzenlosen Unglück ins Angesicht zu sehen, welches sich wie ein drohender Schatten vor mir aufrichtete, obgleich noch nichts ausgesprochen war.“

„Wer vermöchte die Angst, die Trauer der nächsten Wochen zu beschreiben? Ich sah ihn bei uns und an andern Orten, aber es war Alles verändert. Keine Briefe, die kamen und gingen, keine verstohlenen, vertraulichen Worte, keine beredten Blicke, die von einem Herz zum andern sprachen. Er vermied es nicht gerade mit mir allein zu sein, aber unsre Unterhaltung bezog sich alsdann auf allgemeine Gegenstände, als ob wir nie andere gekannt hätten. Ich kämpfte gleichzeitig mit dem Stolz, der Eifersucht und der Unmöglichkeit zu glauben, daß eine Liebe wie die unsrige sterben könne. Ich fühlte den Stachel der Eifersucht gegen ein unbekanntes Etwas, das mir seine Liebe geraubt hatte, aber was mich am bittersten kränkte, war, daß er nicht frei genug fühlte, um mir Alles zu sagen, wie ich ihn so oft gebeten hatte. Wenn er mir Alles, was in seinem Herzen vorgegangen,

freimüthig gestanden hätte, so würde ich sein Vertrauen mit jener Achtung vor der Freiheit entgegengenommen haben, das er selbst in mir hatte entwickeln helfen. Aber dieses Schweigen, dieses anscheinende Unbekümmertsein war eine qualvolle, grausame Kränkung, unwürdig seiner ebenso wie meiner. Nach einigen Wochen mußte er nach Frankfurt reisen, um den Parlamentssitzungen beizuwohnen. Ich erwartete voll tödtlicher Herzensangst ein versöhnendes Lebewohl, ein einfaches, edles Geständniß, so wie er es einer Freundschaft schuldig war, welche unzerstörbar die Liebe hätte überleben müssen. Nichts! Ein kurzer Abschiedsbesuch in Gegenwart meiner Schwestern, ein Händedruck wie bei einer einfachen Bekanntschaft, einige banale Worte. Das war Alles.“

„So verschwand dieser Stern, dessen Glanz allein die Nacht meines Lebens erleuchtet hatte. So endigte diese Liebe, welche mich in allen Trübsalen aufrecht erhalten hatte, welche beinahe der Rettungsanker meiner Seele geworden war, der ich so viel geopfert hatte und noch mehr zu opfern bereit war.“

Ich schalte hier ergänzend aus dem weiteren Bericht der Verfasserin ein, daß, wie sie bald darauf von der Schwester Th.'s erfuhr, dieser zu der Frau eines seiner besten Freunde in der Stadt, wo er das letzte Jahr verlebt hatte, in zärtliche Beziehungen getreten war. Sie hatten sich dem Gatten entdeckt, die Frau ihrem Manne, dem sie trotz ihres Gefühls für Th. innig ergeben war, der Freund dem Freunde, und durch gemeinschaftliche Uebereinstimmung war beschlossen worden, daß Th. für einige Zeit die Stadt verlassen solle. Dieser hatte sich nicht entschließen können, die Verfasserin von diesem

Herzensvorgang in Kenntniß zu setzen. Er hatte seiner Schwester, welche ihn darüber befragte, gesagt, daß seiner Ueberzeugung nach dies ein vorübergehendes Gefühl sei, von dem er ihr (der Verfasserin) keine Rechenschaft geben könne. Diese Enthüllung hatte die Verfasserin vermocht sich noch einmal brieflich an ihren Freund zu wenden. „Ich sagte ihm, daß ich Alles wüßte, daß der einzige Vorwurf, den ich ihm machte der sei, keinen höheren Begriff von mir gehabt und mich nicht selbst von Allem in Kenntniß gesetzt zu haben. Ich fügte hinzu, daß ich mit seinem Schmerz auch in dieser übel angebrachten Neigung sympathisiren könne und nichts verlange als unser Freundschaftsverhältniß fortzusetzen." Es kam mir vor, als ob dieser Brief den Weg zu seinem Herzen finden müsse. Eine reine, selbstlose Liebe hatte ihn dictirt, die Bitterkeit des Verlassenseins war in ihm überwunden. Mein Brief blieb ohne Antwort. Ich begriff nichts von diesem Stillschweigen, das mich so grausam verwundete und noch eine andere Saite in mir zerriß. Aber die grenzenlose Liebe, die ich für ihn gehabt hatte, war noch nicht erloschen."

„Ach! wenn die Männer einen Begriff hätten von der ganzen Tiefe und Selbstlosigkeit einer großen echten Frauenliebe, sie würden anders handeln. Wenn durch eine jener wunderbaren Strömungen, welche ein Herz dem andern entgegenführen, eine zweite Neigung die Stelle der ersten eingenommen hat, so müßte der Mann den edlen Freimuth haben, Alles zu bekennen, indem er so der Frau, die er liebte, die Freundschaft hinterließe, welche alle wahre Neigung überleben muß."

Im Herbst desselben Jahres übernahm Th. die Redaction eines großen norddeutschen Blattes. Die Verfasserin wünschte ihm brieflich in einigen Zeilen Glück und diesmal antwortete Th. kurz aber herzlich, wobei er auch zum erstenmal der Vergangenheit gedachte. Er bemerkte nämlich: „wir lebten zu ausschließlich einer in dem andern. Es lag in der Natur der Dinge, daß das nicht andauern konnte. Wenn Sie coquetter gewesen wären, so würden Sie Ihre Lage anders benutzt und gesiegt haben. Aber freilich, ich gebe zu, daß indem ich dies sage, ich nur Ihr Lob ausspreche." „Zum erstenmal," — sagt die Verfasserin — „begriff ich, daß die Coquetterie Macht auch über ausgezeichnete Männer besitzt. Ich hatte diesen weiblichen Fehler immer gehaßt und war immer der Ansicht gewesen, daß Freimuth und Offenheit eines Gefühls seine schönsten Eigenschaften sind. Später habe ich mehr als ein Beispiel von dieser Schwäche hervorragender Männer gegenüber capriciösen und coquetten Frauen gesehen. Der Mann gefällt sich in der fortwährend erneuerten Eroberung, welche die coquette Frau ihm auferlegt, während das einfache und hingebende Weib, wenn einmal die vertrauensvolle Liebe sie erfaßt, kein anderes Glück kennt, als das Gebäude des ganzen Lebens im Schutz dieser Liebe aufzubauen."

So weit die Liebesgeschichte der Verfasserin, deren schmerzlich rührender Inhalt meiner Ansicht nach der Theilnahme jeder feinfühlenden Natur sicher ist. Allein nicht um dessenwillen habe ich sie hier vorgeführt, sondern weil sie mir vorzüglich geeignet erscheint an ihr einige in den früheren Abschnitten gemachte Entwicklungen gewissermaßen zu demonstriren. Ich will daher auch nur im Vorbeigehen noch hinzufügen, daß Th. einige Jahre später einem un-

heilbar gewordenen Leiden erlag und daß seine Freundin, die aus der Ferne zu ihm eilte, seinen letzten Tagen noch Trost und Erleichterung zu bringen bemüht war, und ich ersuche nun meine Leser ihre Aufmerksamkeit dem innern Gehalt dessen, was dies Lebens- und Liebesgemälde entrollt, zuzuwenden. Wo lag die Schuld — oder da wir das Wort Schuld lieber ganz streichen wollen — wie ging es zu, daß diese beiden vorzüglichen Menschen in ihrer gegenseitigen Berührung einen unheilbaren Zerfall eintreten sahen, wie haben wir die Untreue oder Unbeständigkeit von Th. aufzufassen und sollen wir dem in den letzten Sätzen des Berichtes der Verfasserin niedergelegten Eindruck schlechtweg beipflichten?

Zunächst kommt es, wie mir scheint, darauf an, daß wir uns das Gefühl der Verfasserin für ihren Freund und Geliebten genauer ansehen. Ich darf den Leser, der mir bis hierher geduldig gefolgt ist, an dieser Stelle auf dasjenige zurückweisen, was in dem Abschnitt: „über die Grenzen der Liebe" in Betreff der geistigen Liebe gesagt ist. Wenn er sich die dort gemachten Bemerkungen wieder zurückruft und dann genau die eigene Schilderung der Verfasserin durchdenkt, so wird er, glaube ich, mit mir zu dem Schluß kommen, daß das Liebesgefühl der Verfasserin für Th. in jeder Beziehung der dort gemachten Analyse entspricht. Ganz wie es dort hieß, „wird ihr der Geliebte gewissermaßen erst erschaffen durch die Welt intelligenter, idealer Beziehungen, als deren verklärter Mittelpunkt er erscheint, er ist Priester des Ideals und daß ihn die priesterliche Binde schmückt, das vor Allem umgiebt ihn mit einem Glanz der Verklärung, er ist die Nebensonne einer größeren Sonne, die strahlend am Himmel des Individuums steht, von ihr erhält er Glanz, Beleuchtung, Bedeutung u. s. w." Von vorn herein also erhält sich das Gefühl der Verfasserin für ihren Freund, den sie — charakteristisch genug — häufig als „Apostel" bezeichnet, auf jener gefährlichen Höhe, welche nach der früher gegebenen Entwicklung die Grenzscheide der Liebe nach der Seite der überwiegenden Geistigkeit bezeichnet. Das Verhältniß, welches zu Stande kommt, ist weniger auf den vollen Grundton der Liebe gestimmt, als daß es ein geschlechtlich angehauchtes Sympathieverhältniß in dem früher angegebenen Sinne darstellt. Daß die Verfasserin dies anders auffaßt und im Centrum der Liebe zu stehen glaubt, ist ebenso natürlich, wie nothwendig, ist sie sich doch bewußt in ihr Empfinden für Th. die ganze Kraft und Wärme und Hingebung ihres Wesens verlegt zu haben, leistet sie doch für ihn — innerhalb der Schranken ihrer Natur, die ihr aber nicht als Schranken erscheinen — das Höchste. Aber wir müssen diesen Punkt gleich deshalb für unsere Auffassung entscheiden, weil er für die spätere Beurtheilung von Th. durchaus wesentlich erscheint. Denn dies Verhältniß einer den höchsten Aufschwung nehmenden geistigen Liebe konnte sich offenbar nur erhalten, wenn es für beide Theile gleich echt war, wenn der männliche Theil das gleiche äußerste Genüge in ihm fand wie der weibliche, wenn Th. die Beseligung der Liebe ebenfalls mit gleicher Schwärmerei wie seine Freundin in das gemeinsame Ringen nach geistiger Vervollkommnung und Verklärung des Lebensinhalts verlegte. Daß dies seinerseits nicht geschah, ist wohl eben durch den unglücklichen Ausgang des Verhältnisses genügend bewiesen. Die Liebe welkte ab und erstarb in ihm, weil er ein anderes Ideal

von ihr im Herzen trug als das, welches in dem Verhältniß zu der Verfasserin Gestalt gewonnen und welches ihn allerdings zeitweilig ganz und gar auszufüllen vermocht hatte. Zu dieser Annahme sind wir um so mehr gedrängt, als die Charakteranlage Th.'s keine oberflächliche Erklärung seiner Unbeständigkeit zuläßt. Eine so ernste, tiefe Natur wie die seinige würde Treue gehalten haben, da er wissen konnte, daß sein Abfall aufs Schwerste verletzte, wenn es möglich gewesen wäre. Aber hier trat eben der Fall ein, dessen ich in meinen Bemerkungen über das Treugefühl gedacht habe: „Vor Allem, was der Liebe von Außen feindlich gegenübertritt, — sei dies nun, was es wolle, der Verführung im weitesten Sinn, mit einem Wort — kann die Treue sie schützen und ist sie berufen, dies zu thun. Daß aber die Liebe nicht von Innen heraus verwelke und absterbe und daß nicht an die Stelle dessen, was war, etwas trete, was ist und sein wird, dagegen kann das Treugefühl keinen ausreichenden Schutz gewähren." Hier war das innerliche Verwelken um so natürlicher, als die Liebenden im Lieben selbst nicht übereinstimmten. Daß Th. über Liebesinhalt und Liebestriebe im Grunde doch anders empfand wie seine Freundin, geht zum Ueberfluß noch aus der sehr charakteristischen Bemerkung hervor: „wenn Du coquetter gewesen wärst, würdest Du gesiegt haben." Die Verfasserin sieht in dieser Bemerkung nichts weiter, als einen Beweis von der Schwäche, der auch ausgezeichnete Männer unterworfen sind, aber mir scheint eine andere Auslegung näher liegend und treffender. Th. empfand wohl sehr richtig, daß eine naturwüchsige Liebe den Sehnsuchtstrieb des Gefallens durchaus in sich schließt, daß dieser Sehnsuchtstrieb lebhaft zum Ausdruck zu gelangen hat und daß er Künste jener unschuldigen Coquetterie veranlaßt, welche grade deshalb so bestrickend wirken, weil sie dem, für den sie unternommen werden, den beglückenden Beweis liefern, daß ihm zu gefallen den Grundgedanken in der Seele der Geliebten bildet. Er empfand, daß wo diese Coquetterie keinen Boden mehr hat, das Gefühl eine erhabene Reinheit und Richtung gewinnt, bei der echtes Liebeswesen nicht mehr zu bestehen vermag und diese Empfindung war schon das Ende des Liebestraumes, der ihn und seine Freundin umfangen hatte.

Aber wie war es möglich, — diese Frage verlangt ja auch nothwendig eine Beantwortung — daß, wenn die Naturen im letzten Grunde so verschieden waren, der Liebestraum überhaupt entstehen und lange Zeit, bis zu einem verhältnißmäßig späten Erwachen, andauern konnte? Was Th. seiner Freundin theuer machte, was ihn in ihren Augen zum Ideal erhob, ist von der Verfasserin so einfach und durchsichtig und warm erzählt worden, daß ich darauf nicht noch einmal zurückzukommen brauche. Jeder, der ihre Erzählung mit Antheilnahme gelesen, begreift vollkommen, wie ihr Gefühl entstanden ist und entstehen mußte. Aber wodurch war es ihr zubeschieden als Liebesstern am Firmament ihres Freundes zu erglänzen? Wie kam ihr so rein ausgeprägtes, so unverholenes, klares Wesen, ein Wesen so ohne jeden innern Widerspruch, so enthusiastisch in seiner Offenheit, so erfüllt von seinen Idealen dazu, der Gegenstand höchsten Wunsches und Gefallens von Jemandem zu sein, der gleichwohl für die höchste Vereinigung der Liebe sich an ihrem Wesen nicht genügen zu lassen vermochte? Dieser Irrthum, der so

tiefes Leid veranlaßt, muß frappiren. Ihm lag keine Täuschung der Sinne zu Grunde — die Verfasserin bezeichnet sich selbst als nicht schön und war außerdem, wie erinnerlich, um einige Jahre älter wie Th. — ebensowenig kann aber andererseits bezweifelt werden, daß sie für Th. lange Zeit hindurch den Reiz des höchsten Ideals vereinigte. Die Erklärung liegt meines Erachtens in den Bemerkungen, die ich vorher über die unechte Idealbildung gemacht und ich muß an dieser Stelle auf den gesammten Inhalt derselben zurückverweisen. Ich habe am Schluß derselben auf Naturen wie Th. verwiesen und dabei bemerkt: „Was ihnen gefährlich werden kann, ist allein die ihrem Werth gezollte geist- und verständnißvolle Sympathie, welche die Form und den Gehalt einer schwärmerischen Verehrung annimmt, dadurch der Seele ein gehaltvolles, hochgesteigertes Wohlgefühl einflößt und nun Veranlassung werden kann, daß auf Grund dieses Gefallens ein Liebesgefühl und Verhältniß — ein für echt gehaltenes und auch so empfundenes — aber gleichwohl nach dem Vorhergehenden nicht auf dem vollen, unverfälschten Gefallen auferbautes sich entwickelt." Diese Worte charakterisiren meiner Ansicht nach die ganze Situation vollkommen und enthalten den Schlüssel zu dem Verlauf, wie er sich nothwendig gestalten mußte. Die Verfasserin, lebhaft ergriffen von der inneren Bedeutung Th.'s, von der sympathischen Berührung für die höchsten Interessen, die sie durch ihn, den einzigen Mann von Geist in ihrer Umgebung erlebt, zeichnet ihn vor allen übrigen Männern aus und dieser Zoll der Verehrung und Huldigung, erhöht durch die geistige Bedeutung der Verfasserin, vielleicht auch durch die sociale Stellung derselben, bildet die wesentliche Grundlage des Gefühls, welches Th. ihr nun seinerseits zu widmen beginnt. Die bei der einfachen naturwüchsigen Liebe erste Frage nach dem Gefallen des ganzen Menschen, wie er seelisch-sinnlich beschaffen ist, wie er leibt und lebt, wird hier zur Nebensache, weil die Idealbildung sich aus der Nebenbeziehung des Wohlgefühls über die empfangene Huldigung entwickelt. Als die erste Frage später, nachdem jenes Wohlgefühl seine Lebhaftigkeit eingebüßt, wieder in ihr Recht eintritt, zerfällt das unechte Ideal und mit ihr die Liebe und alle von Th. gewiß tief empfundene Werthschätzung vermag dieselbe nicht zu erhalten. Dies ist, was nach meinem Dafürhalten eine völlig unbefangene kritische Analyse aus diesem Fall zu machen hat: auf Seiten der Verfasserin, eine geistige Liebe, ein geschlechtlich angehauchtes Sympathie-Verhältniß, echt empfunden, aber seiner Natur nach ohnehin nicht mehr der vollen Liebe angehörig, auf Seiten Th.'s eine Selbsttäuschung in der Liebe auf Grund einer falschen Idealbildung. Ein erheblicher Unterschied ist also allerdings vorhanden; aber die Beurtheilung desselben stellt sich doch wesentlich anders, als er in den Worten der Verfasserin angegeben ist, wenn dieselbe sagt: „Der Unterschied zwischen uns war dieser: ich hatte ihn geliebt mit jener großen Liebe des Weibes, welche die ganze Existenz einschließt, er hatte mich nur geliebt mit der Liebe des Poeten, welche nur eine Phase des Lebens darstellt." Wie durchaus abweichend die beiden sich so nahe gekommenen Menschen in Liebessachen empfanden, geht schließlich auch noch aus dem Verhalten nach erfolgtem Bruch hervor. Die Verfasserin, von der geistigen Liebe ausgehend, welche immer mit einem Fuß schon auf dem Gebiet der Freundschaft steht, findet nichts

selbstverständlicher, nichts dem Charakter des Gefühls, welches sie vereinigte, entsprechender, als daß Th. ihr ein offenes Geständniß mache, sie macht wiederholt Anstrengungen, ihn dazu zu bewegen, klagt bitter über die Erfolglosigkeit derselben und spricht ihrem Geliebten „den moralischen Muth", so zu handeln ab. Allein Th. konnte den Uebergang von der Liebe zur Freundschaft, die in dem Charakter seines Gefühls gar nicht gelegen war, so rasch nicht finden. Je mehr sein Liebesgefühl für die Verfasserin, wenn auch auf Selbsttäuschung beruhend, wirkliche Liebe mit aller Sensitivität und Scheuheit derselben gewesen war, desto weniger war er im Stande sich objectiv zu den Metamorphosen desselben zu verhalten, desto unmöglicher dünkte es ihm die, die ihm Geliebte gewesen war, plötzlich als Freundin zu behandeln, ihr in aller Ruhe über seinen Gefühlswechsel zu beichten und sie zu bitten, mit der nunmehr veränderten Stellung, welche sein Herz ihr anweise, vorlieb zu nehmen. Ehe er sich dazu entschloß, zog er vor gänzlich zu schweigen und es liegt beinahe etwas Tragisches darin, daß dies Verhalten, welches eigentlich einen Beweis von der Echtheit seines Gefühls enthielt, grade dasjenige war, welches die Verfasserin bei den ihrer Auffassung zu Grunde liegenden Voraussetzungen auf's Schmerzlichste verwunden, auf's Unheilbarste verletzen mußte.

Am Schluß dieses Abschnitts möchte ich noch vor einer pedantischen Auslegung des über das Verhältniß der Eitelkeit zur Liebe, über die Störung, welche die Idealbildung dadurch erfahren kann, Gesagten warnen und meine Leser bitten nur das Wesentliche, dies aber auch fest im Auge zu behalten. Es kann mir nicht einfallen,

der Liebe ihr volles Anrecht sich blind vergöttern und bewundern zu lassen und sich durch die Vergötterung und Bewunderung beglückt zu fühlen verkümmern zu wollen. Im Gegentheil! Dem wirklich naturwüchsigen Liebesgefühl erkenne ich (grade im Unterschied von der Freundschaft, von der im nächsten Abschnitt die Rede sein wird) das Stichwort: „bewundert und vergöttert werden" unter allen Umständen zu. Fehlt dies, so hat der natürliche Kern der Empfindung schon eine Modification erfahren, die zu einer Entstellung ihres Wesens wie in der geistigen Liebe führt. Und eben so selbstverständlich, alltäglich und in der Ordnung der Natur begründet ist es, daß eine erwiesene Aufmerksamkeit, eine auszeichnende Bevorzugung sich der Selbstliebe schmeichelnd bemächtigt und praktisch zum Ausgangspunkt eines daran anknüpfenden Liebesgefühls werden kann. Gott Amor versendet seine Pfeile auf jede verwundbare Stelle und eine der verwundbarsten in des Menschen Seele ist ja die Selbstliebe, das Eitelkeitsbedürfniß unserer Natur gewiß. Aber immer wird, wenn der erste Funke nicht wieder verlöschen, sondern eine wirkliche Liebesflamme entzünden soll, die Idealbildung damit unmittelbar Hand in Hand zu gehen haben, es wird derjenige, von dem die Auszeichnung ergangen ist, diejenigen Eigenschaften besitzen müssen, um mit Liebesblicken betrachtet zu werden, dem ersten Versuch folgt die ernsthafte Probe und der wirkliche Inhalt des durch die Liebesempfindung auf's Höchste gesteigerten Selbstgefühls erzeugt sich im weiteren Verlauf doch erst dann, wenn die Seele des Liebenden sich ihr Ideal erschaffen und sich dadurch selbst in den Stand gesetzt hat, von dem für sie Höchsten das Höchste zu empfangen.

Liebe und Freundschaft.

Vergöttert und bewundert werden ist im Unterschied von der Freundschaft das Stichwort der Liebe, das Stichwort der Freundschaft im Unterschied von der Liebe dagegen heißt: begriffen und geschätzt werden. Jene hat ein täuschungsfrohes, diese ein täuschungsfeindliches Element in sich — darin liegt eine nicht aufzuhebende Wesensverschiedenheit, die es unabwendbar macht, daß jene gemischten Empfindungen, geistige Liebe, geschlechtlich angehauchte Seelensympathie, die Freundschaft und Liebe gleichzeitig zu umfassen wähnen, keins von beiden wesentlich erschöpfen und rein darstellen. Ein täuschungsfrohes Element liegt im Charakter und Wesen der Liebe, insofern ihr nur in dem Paradiesgarten ihres entzückten Seelenzustandes wohl und frei zu Muthe ist. Wehe dem unwillkommnen Störer, der die Quellen trübt, aus denen das Liebessehnen seinen berauschenden Labetrunk schöpft, der die Stützen angreift, auf denen das Gebäude seines Glücks ruht und stolz in den erträumten Himmel hineinragt, wehe der Wahrheit und Wirklichkeit, wenn sie dieser unwillkommne Störer ist! Obwohl auch der Liebende, den eine Täuschung umfing, schließlich die Augen öffnet, wenn die nüchterne Wirklichkeit ihn grausam aus dem Traum emporrüttelt, so wird er doch instinctiv das Erwachen abwehren, so lange er kann — so lange er kann, wird er,

selbst wo der Zweifel ihn zu beschleichen beginnt, den süßen Wahn der Selbsttäuschung nähren, den goldnen Traum festhalten, der für ihn Wirklichkeit und ein erhöhter Lebenszustand war. Ein täuschungsfrohes Element in diesem Sinn gesellt sich zwar gern zu jedem zärtlichen Gefühl, welches stets Werth und Bedeutung des Gegenstandes seiner Zärtlichkeit zu übertreiben geneigt sein wird. So verhält sich ja u. A. die Elternliebe, indem sie geliebten Kindern alle möglichen Verschönerungen anzudichten pflegt, aber unabwendbar, innerlichst verbunden findet es sich doch nur bei der Liebe von Geschlecht zu Geschlecht. Und dies hat seinen zureichenden Grund vor Allem darin, daß die Geschlechtsliebe mehr wie jedes andere Erlebniß in der Seele des Menschen auf der Sehnsucht beruht. Die Geschlechtssehnsucht ist nichts weiteres als der Totalausdruck der durch die Geschlechtsreife zu einer gebieterischen Höhe erhobenen körperlich-seelischen Disposition und repräsentirt daher ein sehr umfassendes Princip im Menschen. Wo aber der Sehnsucht diese Rolle zufällt, wo sie die kräftige Wurzel bildet, die das Uebrige aus sich hervortreibt, da finden wir stets die Geneigtheit mit ihr im Bunde zu Elementen der Täuschung — der Selbsttäuschung und der Täuschung Anderer — ihre Zuflucht zu nehmen, wo das wirkliche Wesen der Dinge für die Zwecke der Sehnsucht nicht ganz ausreicht. Jemanden finden, an dem ich das höchste Gefallen empfinden, mit dem ich mich daher zur Beseligung meiner Natur vereinigen kann und diesem Ersehnten meinerseits wieder das höchste Gefallen erregen und davon überzeugende Beweise erhalten — diese beiden, sich gegenseitig ergänzenden, in ihrer Ergänzung erst sich vollendenden Motive stellen den ganzen

Inhalt der Liebessehnsucht dar. Mit ihnen ist die Geneigtheit das Reale aus den Augen zu verlieren, das Wesen in den holden Schein zu verklären und Eins für das Andere zu gewähren und zu empfangen unmittelbar gegeben. Die Sehnsucht, an Jemanden das höchste Gefallen empfinden zu können, bedingt eine Geneigtheit, mich über seinen wahren Werth zu täuschen, („die Liebe ist blind") wie die Sehnsucht, derselben Person wieder das höchste Gefallen zu erregen, die Neigung hervorruft ihr in der günstigsten Beleuchtung zu erscheinen, d. h. im Grunde doch nur sie über mein wahres Aussehen, meinen wahren Werth zu täuschen. Allerdings soll diese Neigung ein Gegengewicht haben an einer wahrheitsliebenden Ehrenhaftigkeit, an dem Stolz, der nur so genommen sein will wie er eben ist, sie hat ferner — und das ist die Hauptsache — ein Gegengewicht an der Liebe selbst, die, je inniger sie sich vertieft, um so weniger den Geliebten ernsthaft zu hintergehen vermag, und sie wird eben dadurch in einer mäßigen Begrenzung erhalten und auf harmlose Formen eingeschränkt. Aber gleichwohl kann man sagen: wer durch eine rigorose Betonung dieser Momente veranlaßt wird, jene Täuschungskünste einer unschuldigen Coquetterie gänzlich zu verschmähen, in denen der Liebestrieb beiden Geschlechtern der erfinderische Lehrmeister ist, der erweist dadurch, daß in seinem Verhalten die Liebessehnsucht nicht das ausschlaggebende Moment bildet, er erweist also dadurch, bei der Grundbedeutung der Sehnsucht für die Liebe, ein Deficit an wirklicher Liebe überhaupt.

Die Sehnsucht wird also auf diese Weise die Veranlassung, daß die Liebe, trotz allen Dranges sich *ganz* zu

geben und *ganz* zu empfangen, gern mit Elementen täuschender Vorspiegelung sich gattet, namentlich leicht der Selbsttäuschung anheim fällt; diese gesellt sich von Anbeginn ihr zu, sie begleitet sie — je nach Veranlassung und Individualität, welche natürlich immer die Maßbestimmung abgeben müssen, in mehr oder minder ausgesprochenem Grade — im ganzen Verlauf, sie überdauert, wie schon Anfangs erwähnt, häufig die Liebe selbst, indem sie das Schattenbild derselben noch mit Liebesarmen umfängt, weil sie den Verlust des sehnenstillenden höchsten Gutes sich nicht eingestehen will. Aus alle dem geht hervor, daß die Liebe ein täuschungsfrohes Element in sich hat, daß dies *wesentlich* zu ihrer Charakteristik gehört und unabtrennbar von ihr ist. Wenn nun das grade Gegentheil von der *Freundschaft* ausgesagt wird, so daß durch diese Wesensbestimmung gleichzeitig eine Grenzscheide zwischen den beiderseitigen Gebieten abgesteckt wird, so ist dies allerdings nur unter der Voraussetzung möglich, daß es thunlich erscheint, die Freundschaft begrifflich schärfer zu fassen, diesem Gefühlszustand, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, ein bestimmteres Gepräge zu verleihen als es gemeinhin geschieht. Im gewöhnlichen Leben lassen wir schließlich All' und Jeden als Freund gelten, der nicht grade unser Feind ist. Der Sprachgebrauch hat sich selbst im Deutschen, viel mehr noch im Französischen dieser mißbräuchlichen Anwendung anbequemt und so finden wir Freund bald gleichbedeutend gebraucht mit Camerad, Genosse, Gefährten, Vertrauten, bald zur Bezeichnung wohlmeinenden, fürsorglichen Interesses („mein väterlicher Freund"), bald mit immer abnehmender Prägnanz für jeden „guten Kerl" und näheren Bekannten, bald, wo

Beziehungen der Etiquette sich einmischen, als formelle Titulatur. Von diesen Anwendungen der Begriffe „Freund, Freundschaft", wo beide einer als bequemes Zahlungsmittel stark in Benutzung genommenen Münze mit abgegriffenem Gepräge gleichen, muß hier abgesehen werden, es wird vielmehr, um eine bestimmtere Grundlage zu gewinnen, auf dasjenige zurückzugehen sein, was als durchgehender Zug überall zur Erscheinung kommt, wo beide Begriffe gewissen Gemüthsbeziehungen zum unmittelbaren, naiven Ausdruck dienen. Und hier läßt sich nichts allgemein Zutreffenderes angeben, es läßt sich, meine ich, kein Erforderniß aufstellen, welches mit der Freundschaft, dem Freund-sein, so unbedingt zusammengehörig ist als daß ich mich auf den Freund vollkommen *verlassen* kann. Erst wo mir das Gefühl der vollsten Zuverlässigkeit ersteht, wird mir das Bedürfniß zu Theil mit accentuirter Betonung von einem erworbenen *Freund* zu reden. Allerdings gelten, wie nicht näher ausgeführt zu werden braucht, für die Freundschaft noch andere Voraussetzungen, namentlich wie bei jedem näheren geistigen Verhältniß, eine gewisse Gleichartigkeit der Gesichtspunkte und Strebensziele*), welche, indem sie einen gegenseitig förderſamen Zusammenhang vermittelt, von selbst zur Folge hat, daß alles, was den Einen betrifft, bei dem Anderen Aufnahme, Interesse und Verständniß findet, aber das Gefühl der Gewißheit in diesem Besitz, der sicheren Ruhe im Erworbenen schafft

*) An das οἰκεῖον des Platon, die Seelenverwandtschaft, die eine psychische Aehnlichkeit und doch wieder Verschiedenheit voraussetzt als tiefsten Grund der Freundschaft, mag hierbei wenigstens erinnert werden, obgleich ich dieser Bestimmung nicht dieselbe umfassende Bedeutung beilege.

doch zwischen die beiden auf diese Weise sich nah gerückten Personen erst das Band der Freundschaft. Welches ist aber die wahre Grundlage eines solchen Gefühls der Sicherheit, der Ruhe, der Zuverlässigkeit? Nur da ist sie wahrhaft vorhanden, wo sie auf volle Kenntniß der Person gegründet, wo mir keine Stelle in ihrem Innern unbekannt geblieben ist, wo mir überall der Strahl der Erkenntniß entgegenleuchtet. Nur da habe ich kein „blindes Vertrauen", welches sich schließlich auf jeden gröberen oder feineren Wahn gründen läßt (wie z. B. bei Wallenstein in Bezug auf Octavio Piccolomini), sondern ein *sehendes* Vertrauen, ein Vertrauen, welches die einzige Sicherheit, die wir überhaupt als Menschen uns verschaffen können, besitzt: die Sicherheit der sinnlichen Ueberzeugung, geprüft und gewogen durch die Erkenntniß. Eine derartige Erkenntniß kann aber in Wahrheit stets nur hervorgehen aus einem Gegenseitigkeits-Verhältniß, da wo dem Suchenden der Gesuchte mit freiwillig gewährtem Aufschluß, mit eigenem Drang jenem eine Stätte bei sich zu bereiten, entgegenkommt. Kein schärfstes Menschenkennerauge, auf sich allein angewiesen, vermag das zu ersetzen, was die gegenseitige Arbeit zu gewähren vermag, wo Trieb, Wille und Fähigkeit des Erkennens sich von Einem zum Anderen die Hand reichen. Und wie nur so die völlige Sicherheit entsteht, so ist auch nur hier der Zweifel ausgeschlossen, gegen welche auch der Mensch von durchdringendem Blick sich niemals ganz zu schützen vermag, wenn er seinen Nächsten zu durchschauen sich bemüht, ohne daß dieser die Zugbrücken zu den verborgenen Theilen seines Wesens und Lebensinhalts aufziehen half.

Ich octroyire daher der Freundschaft nichts Ungehöriges, ich stelle keine willkürlich ersonnene Bestimmung auf, indem ich behaupte, daß dieselbe, wo sie zum wahren Ausdruck ihres innersten Princips gelangt, den Anspruch zu erheben hat, All' und Jedes im Leben des Freundes kennen zu lernen, zu erforschen und zu durchdringen und daß sie ihrerseits zu der gleichen Leistung bereitwilligst die Hand bieten muß, sondern ich läutere durch diese Bestimmung dies Gefühl nur vom Halben, Unbestimmten, Fremdartigen und erhebe dasselbe auf die Höhe seines Grundgedankens. Auf der Höhe der Entwicklung des Verhältnisses angelangt, überblickt der Freund, eben weil nur dadurch das klare Bewußtsein einer Zuversicht ohne Wanken und Schwanken zu bestehen vermag, Inneres und Aeußeres, Vergangenheit und Gegenwart des Freundes mit einem Blick. Krystallhell liegt ihm das Wesen desselben aufgeschlossen und was er an Trübungen und Hemmungen, an Förderndem und heilsam Einwirkendem in früheren Jahren erfahren, das hat er mit ihm durchlebt und geistig zu eigen erworben. So entsteht eine geistige Doppeleinheit mit dem Freund, die jede Seelen- und Gemüthsregung wie jedes äußere Erlebniß des Einen dem Anderen zu eigen überantwortet und nirgends mehr einen Rückhalt zu üben vermag*). Hinter jedem Rückhalt, umkleide sich derselbe mit welchem Motiv er wolle, liegt eine Täuschung, — d. h. ein Vorenthalten des wahren Sachverhaltes, die in der Freundschaft höchstens in dem Ausnahmefall eintreten darf, wenn besondere Verhältnisse eine Schonung des Freundes durch-

*) *πάντα τὰ φίλων κοινά.*

aus nothwendig machen, überall sonst aber unzulässig ist, weil das Grundwesen der Freundschaft eben auf volle Kenntnißnahme und Antheilnahme gerichtet ist und dasselbe durch jeden Vorbehalt und anderen Trieben zu Liebe gemachte Ausnahmen in sich beirrt und alterirt wird. In diesem Sinn hat die Freundschaft ein täuschungsfeindliches Element in sich, sie wird durch dasselbe wesentlich charakterisirt. Es gehört zu ihrer eigensten Natur, daß sie jeden zwischen sich und dem Freund bestehenden Schleier, alles Unaufgehellte, alles Unausgesprochene lästig empfindet, daß sie nur im vollen Lichte zu bestehen und zu gedeihen, nur im vollen Lichte sich zu der schönen Wärme ihres Gefühlsinhalts zu verklären vermag. Ein größtes Uebel für die echte Liebe ist die Trennung. Sinnlich geschieden zu sein von dem geliebten Gegenstand das ist, was jeden Verliebten am tiefsten niederbeugt. Auch die Freundschaft scheut nichts so sehr als die Trennung, aber als das Trennende auf diesem Gebiet wird vor Allem das Unwahre, das Unrechte, der falsche Schein empfunden. Die Klarheit ist ihr eigentliches Element, sie bildet grade dasjenige, was in der Freundschaft, wo sie echt und ernst genommen wird, Erhebendes, Reinigendes und Sittlichendes gelegen ist. Auch die Liebe glaubt ohne vollste Zuverlässigkeit, ohne vollstes Vertrauen nicht auskommen zu können, aber sie appellirt hierfür an den Glauben, wie es so bezeichnend in dem schönen Lied heißt, das Viviane Merlin vorsingt (in Tennysons Königsidyllen, übersetzt von Feldmann):

„Die Liebe glaubt, das wäre nicht die rechte
In der Vertraun und Argwohn gleiche Mächte;
Ein Zweifel hier ist Zweifel überall.

Er gleicht dem Riß der Laute, dem geringen,
Sie wird nicht mehr in holden Tönen klingen,
Der Sänger spielte sie zum letzten Mal.

Er gleicht dem Riß der Laute, gleicht der Narbe
Der kleinen, brand'gen in der vollen Garbe;
Sie fault nach innen und bald überall.

Sie lohnt nicht des Bewahrens, laß sie fahren;
Doch sag', mein Lieb, willst du den Glauben wahren:
Vertrau' mir nirgends oder überall."

Das ist die echte Tonart der Liebe und auch von der Freundschaft gilt das gleiche Empfinden: ein Zweifel hier ist Zweifel überall, aber es gilt nicht die gleiche Schlußfolgerung: Du mußt den Glauben wahren, sondern weil sich bei ihr der Glaube in Schauen, Erkennen und Wissen aufgelöst hat, so ist die Schlußfolgerung vielmehr die: dies Streben immer vollkommner auszubauen, alles widerstrebend Eigenwillige und egoistische Sich-Zurückziehen immer mehr zu bezwingen, um nichts übrig zu lassen als das Gefühl des sichersten Besitzes im Wesen des Freundes.

Nicht mühelos wie die Liebe von der Schönheit wird die Freundschaft im Leben errungen. Der Freund will erworben, erarbeitet sein und diese Arbeit besteht vor Allem in der Selbstüberwindung, welche völlige rückhaltlose Offenheit, als Aufgabe am eigenen Selbst erfaßt und gewissenhaft in jedem Augenblick erstrebt, auferlegt. Diese Selbstüberwindung kommt erst da zum wirklichen Bewußtsein, wo die Probe ernsthaft gemacht wird. Oberflächlich genommen, was erscheint leichter als Offenheit? Der Mensch — er sei denn eine ganz versteckte Natur — fühlt sich ja meistens erst da wohl, wo er sich gehen lassen kann, wo er sich aussprechen darf, wo ihm der Zwang, sich zurückhalten zu müssen, nicht auferlegt wird.

Freilich, aber er fühlt sich seinem gewöhnlichen Zuschnitt nach auch nur dann wohl, wenn er Alles übergeht, was ihm nicht paßt, was „ungemüthlich" ist, was die Stimmung verderben könnte, wodurch er vielleicht in schiefem Licht erschiene oder was überhaupt der eignen Werthschätzung Abbruch thäte u. s. w. Der einschränkenden Ursachen, welche die offene Darlegung des eigenen Wesens unmöglich machen, sind in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen selbst im günstigsten Fall Legion. Sie werden nur dadurch nicht als Zwang empfunden, weil sie in uns gewohnheitsmäßig-unbewußt und meistens im Einklang mit unseren innersten Motiven und Trieben wirken. An sich ist dies ja auch durchaus nothwendig und eine nicht zu umgehende Bedingung für allen Verkehr und Umgang. Aller Verkehr, wie er sich aus sehr gemischten Beziehungen zusammensetzt, bedingt im gegenseitigen Verhalten eine Mischung von Schein und Wesen, wenn nicht alle wirklichen Zwecke desselben verfehlt werden sollen. Die außerordentliche Aufgabe, die Träger der verschiedensten Temperamente und Zweckbestrebungen, Auffassungen und Geschmacksrichtungen, die sich bald anziehen, bald abstoßen, bald durchkreuzen, bald suchen in einem gewissen balancirenden Gleichgewicht zu halten, kann nur durch eine für Alle gleichmäßig bindende Formel gelöst werden. Diese Formel, die Formel der gesellschaftlichen Sitte, verschieden nach Bildungsstufe, Zeit und Landessitte, aber übereinstimmend darin, daß sie von aller individuellen Wahrheit um so mehr absehen muß, je mehr ihr Zweck dahin geht für die größtmöglichste Anzahl von Individuen gleichzeitig eine handliche Form zu bieten, darf niemals als Lüge betrachtet werden. Jede Lüge setzt eine Autorschaft

des Individuums voraus, die Formel der gesellschaftlichen Sitte ist aber gar nicht unter den Prägstock des Individuums entstanden, das sie vielmehr fertig geprägt vorfindet und sich derselben als der landesüblichen Münze bedient, deren Werth und Cours als bekannt vorausgesetzt werden darf. Die Formel der gesellschaftlichen Sitte vermittelt den Verkehr, also die Annäherung der Menschen und zwar thut sie dies, indem sie vor das wirkliche Wesen von Menschen, die sich vielleicht in kürzester Zeit unerträglich würden, wenn sie ihr ganzes Innere herauskehrten, ein Scheinwesen schiebt, welches jedes Anstößige aus seinem äußeren Verhalten entfernt hat, — sie dient mittelst dieser Operation also einem nothwendigen, heilsamen Zweck. Aber während sie auf diese Weise die Annäherung der Menschen bis auf einen gewissen Grad und in einem gewissen Sinn begünstigt, erschwert sie durch dieselbe Operation — eben durch das dazwischen geschobene Scheinwesen — doch auch wieder, daß der Mensch dem Menschen, wie er wahrhaft leibt und lebt und beschaffen ist, gegenständlich wird, sie hindert, daß die Annäherung einen intimsten Charakter annimmt. Ueberall daher, wo es darauf abgesehen ist, wie im Affect oder wo das Sichere und Zuverlässige erstrebt wird, wird die Formel wieder in größerem oder geringerem Maße durchbrochen und der unmittelbare Ausdruck des Inneren an seine Stelle gesetzt. Wo der höchste Grad des Sicheren, Zuverlässigen erstrebt wird, wie in der Freundschaft, hat daher die Seele mit zweckbewußtem Wollen auch hierauf eine höchste Anstrengung zu verwenden und jedes hinderlich entgegenwirkende Moment in sich gefangen zu nehmen. Und was wirkt nicht Alles entgegen, wenigstens in späteren

Jahren, die doch gerade nur in der Freundschaft eine ideale Seite der Menschlichkeit sich erhalten können! Was wirkt nicht Alles entgegen, wenn es darauf ankommt dem Freund Vergangenes und Gegenwärtiges, Inneres und Aeußeres jeden Augenblick aufgeschlossen zu halten, jeden Augenblick ganz und ohne Rückhalt wahr zu sein! Reizbare Empfindlichkeit, Scheu und Scham mit der lieben Eitelkeit im Bunde, die ihr Theilchen beisteuert, ohne es natürlich Wort haben zu wollen, Stolz, der die Zurückhaltung liebt, ein leicht verletzlicher Sinn und Furcht den Anderen zu verletzen, Vorsicht, die den erworbenen Besitz zu gefährden fürchtet, die Gewöhnung der Höflichkeit — in allen Ecken und Winkeln des Seelenlebens werden die Fäden gesponnen, die das Innere mit bergendem Schleier umgeben. Und die Gewöhnung der Jahre trägt das ihrige dazu bei, daß der Mensch diesen Schleier allmählig dicht und immer dichter um sich zieht und — häufig genug — selbst sein eigen geistig Antlitz nur noch so kennt und auffaßt, wie es sich ihm mittelst dieses Schleiers darstellt. Hier liegt die Aufgabe der Selbstüberwindung, dies ist ein Theil dessen, was derjenige, der sich einen Freund erwerben und erarbeiten will, in sich zu bezwingen hat. Aber er erstarkt bei dieser Aufgabe, um so mehr, je gewissenhafter er sie nimmt und seine Arbeit hat einen Preis! Denn es ist nichts Geringes für den wahrheitsbedürftigen und wahrheitsfähigen Menschen — nur für diese ist überhaupt die Vollendung eines solchen Verhältnisses denkbar — eine Stelle wenigstens zu haben, in der für ihn die innere und äußere Möglichkeit, die Nothwendigkeit des Wollens und der empfundene Drang besteht, von allen Bedenklichkeiten und Irrungen erlöst, nur den unmittelbaren Ausdruck des innersten Wesens

gewähren und empfangen zu dürfen. In diesem frischen Zug aus der Unmittelbarkeit des Seins und Verhaltens, einer Unmittelbarkeit, die nun auch wieder zur Gewöhnung des Lebens werden kann wie es vorher ihr Gegensatz war, in dem unbedenklichen Hervorkehren des eignen Selbst berührt die Freundschaft sich mit der Jugend. In der That, die Freundschaft ist die moralisch zurückeroberte Jugend des Mannesalters, die beinahe unabhängig von der Flucht der Jahre ihre Kraft behaupten, ihren Segen ausdehnen kann bis in den späten Lebensabend hinein.

Die Jugend, in deren Bereich die meisten Freundschaften fallen, hat in Bezug auf diese vor dem reiferen Alter den großen Vorsprung, daß sie in raschem Anlauf ohne langes Besinnen diejenigen Hindernisse nimmt, an denen wir in späteren Jahren meistens erlahmen, theils weil sie überhaupt eine ganz andere, erhöhte Bedeutung gewonnen haben, theils weil wir bedenklicher und unlustiger geworden sind. Soweit die Innigkeit eines freundschaftlichen Verhältnisses auf dem ihm wesentlichen Zug rückhaltlosen Aufschließens beruht, soweit sie abhängig ist von dem mit Lust erfaßten Ineinanderleben, dem nichts zu unwichtig und für diesen Zweck ungeeignet erscheint, soweit wird sie viel rascher von der Jugend erobert. Der Lebensvorrath, den die Jahre angehäuft, ist leicht durchmessen und leicht flüssig gemacht und, was größere Bedeutung hat, die der Unmittelbarkeit des Lebensausdrucks, auf die der ursprüngliche Trieb ja immer gerichtet ist, entgegenwirkenden Motive haben noch nicht Zeit gehabt sich zu krystallisiren und scharfe Ecken und Kanten anzunehmen. Wie schnell ist eine Jugendfreundschaft bei beiden Geschlechtern geschlossen, wie schnell wird ein äußerstes Vertrauen gewährt, wie schnell jeder Rückhalt im eignen Wesen aufgegeben! Aber andrerseits von wie kurzer Dauer sind häufig diese Verhältnisse, wie rasch wird der errichtete Tempel wieder abgebrochen, die Flamme wieder verlöscht, die soeben noch das ganze Wesen des Menschen durchglühte. Es ergiebt sich, daß die Jugendfreundschaften der Haltbarkeit und Stätigkeit ermangeln und zwar mit Nothwendigkeit. Obwohl auch die Jugend die Freundschaft in dem Sinn einer ganz besonderen Sicherheit und Unverbrüchlichkeit, die in einem vertrauten Verhältniß eingetreten ist und fortan dauern soll, auffaßt, obwohl sie im Stande ist, leichter wie ein späteres Alter sich den Zugang zu dem Innersten ihres Vertrauten zu eröffnen und ihm vollen Einblick zu gewähren, so fehlt doch dem Ergebniß die Reife und Vollendung. Grade die Bedingung, von der schon oben als von der unerläßlichen Grundlage der Freundschaft die Rede war, daß ihr überall der Strahl der Erkenntniß leuchte, daß sie jeder Täuschung abgewendet alles Scheinwesen verschmähe und nur am wahrhaften Kern sich befriedige — grade diese Bedingung ist in der Jugend des Lebens nicht vorhanden, die durch ihre seelische Disposition, wie sie im Großen und Ganzen beschaffen ist, stets den Illusionen ein freundliches Gesicht zuwendet, stets das Ideale so bildet, daß es mit liebgewordenen, aber oberflächlich geprüften Annahmen bestehen kann. Auch auf die Art und Weise wie die Jugend ihre Freundschafts-Verhältnisse gestaltet, findet dies natürlich seine volle Anwendung. Schneller Entwurf, schneller Aufbau; aber leichtes, wenig geprüftes Fundament, das manchmal schon Risse zeigt, ehe noch das auf ihm errichtete Gebäude fertig geworden. Das

Mannesalter dagegen hat die Möglichkeit in sich die Freundschaft zum vollen Ausdruck ihres Grundwesens zu erhöhen, sie ihrer Vollendung entgegen zu führen. Denn ihm steht zur Verfügung: die Kraft des Erkennens, die Ausdauer am Erkannten festzuhalten und die gelassene Ruhe, die das Ueberschäumen verlernt, aber an der Stromtiefe nichts eingebüßt hat. Ihm ist das Vollbringen gegeben, wenn es ihm am Wollen nicht fehlt, am Wollen und — an der Zeit. Freilich die „kostbare" Zeit der Gründung und Pflege eines idealen Lebensverhältnisses widmen ist eine arge Zumuthung an die Auffassung unserer Tage. Der Cultus der „realen Interessen" läßt etwas Derartiges kaum noch aufkommen. Vor etwa 80 Jahren, als Schiller an Goethe schrieb: „Das schöne Verhältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt und so in einem höheren Sinn des Wortes den Namen Ihres Freundes zu verdienen", war es damit noch etwas anders bestellt.

Was über das Verhältniß der Jugend zur Freundschaft bemerkt worden ist, läßt sich, wenig modificirt, auch auf das weibliche Geschlecht anwenden. Das Weib, so schwere Aufgaben ihm von der Natur auch zugewiesen sind, vereinigt unzerstörbar, selbst im Schnee des Alters Eigenschaften in sich, die der Jugend als solcher angehören und eigenthümlich sind. Wesentliche, typische Eigenschaften der Kindheit und Jugendzeit überhaupt sind vor Allem folgende: sie besitzt größere Beweglichkeit und geringeres Beharrungsvermögen, sie ist mehr der sinnlichen Seite des Lebens zugewendet und besitzt daher geringere Auffassung für Abstractionen, erschöpfende Arbeit widersteht ihr leicht und

sie ist deshalb schon aus diesem Grunde geneigt sich häufig mit Ersatzmitteln, mit Surrogaten, mit Unechtem zu behelfen, wo das Echte, der Kern der Sache, nur durch erschöpfende Arbeit bewältigt werden kann, sie empfängt lebhaftere Eindrücke, aber dieselben verwischen sich leichter, sie hat Mangel an selbstbeherrschender Kraft, aber schafft sich einen Ersatz durch Eigensinn, ihr Verhältniß zur Eitelkeit ist ein naiveres als es im späteren Leben namentlich beim Manne hervortritt, weil es sich meistens auf einer naiven Freude am Glänzenden auferbaut. Prüfen wir auf diese Eigenschaften hin das weibliche Geschlecht, blicken wir auf die Regel und nicht auf die Ausnahmen, bringen wir das, was die Zunahme der Jahre allmälig verwischt und unkenntlich macht, in Abrechnung, so werden wir merkwürdige Analogien als durchweg vorhanden anerkennen müssen. Man kann, wenn man dem richtigen Verstand des Sinns keinen falsch auslegenden Zwang anthun will, sagen, daß das Weib recht eigentlich die Jugend des Menschengeschlechts darstellt und wie Kindheit und Jugend uns, wenn wir längst von ihnen geschieden, immer wieder sympathische Anklänge erwecken, immer wieder mit ihren Kinderaugen unser Herz bezwingen, so sind es auch die kindlich-jugendlichen Züge im Gemüthsleben des Weibes, das eigentlich „ewig Weibliche" in ihm, das am längsten eine immer frische Anziehungskraft auf uns ausübt. So bleiben denn auch, bei diesem zu Grunde liegenden Charakter im Wesen des Weibes, seine Freundschaften meistens Jugendfreundschaften, sie entbehren aus denselben Gründen, die oben für jene Verhältnisse entwickelt wurden, nicht der Wärme, aber der Vertiefung, sie blühen im späteren Lebens-

alter ab, meistens ohne einen Ersatz zu finden, aber auch ohne eine Lücke zu hinterlassen. Denn auch hier decken sich wie im Leben überall, wo es sich um wesentliche Grundzüge der Natur handelt, Bedürfniß und Leistungsfähigkeit. Wo die letztere der ganzen Anlage nach versagt ist, entwickelt sich auch das Bedürfniß nicht. Die Freundschaftsverhältnisse zeigen in den Jugendjahren bei beiden Geschlechtern überhaupt keine wesentlichen Unterschiede. Jünglinge oder Jungfrauen schließen ihre Herzensbündnisse unter einander auf denselben Grundlagen und mit denselben Wirkungen. Im spätern Lebensalter, wo der Schwung der Gefühle abnimmt und die Freundschaft eine neue höhere Blüthe nur auf Grund der Befähigung den innersten Kern des Wesens im Menschen zu erfassen und herauszukehren, nur auf Grund und nach Maßgabe der Fähigkeit und der Liebe zur Wahrheit entfalten kann, ergiebt sich, daß die Freundschaften beim weiblichen Geschlecht mehr und mehr bedeutungslos werden und auf das Niveau der Beziehungen zwischen guten Bekannten und Nachbarsleuten herabsteigen. Es spiegelt sich in diesem Vorgang nur das Verhältniß des weiblichen Geschlechts zum Erfassen der Wahrheit, Wirklichkeit und Wesenhaftigkeit, zum Wahrsein wieder. Darf das Weib — in mehr oder minder ausgeprägtem Maße natürlich — aber doch als wesentlich charakteristische Eigenschaft seines Gemüthslebens die Jugend für sich beanspruchen und ist die Jugend stets von Vorspiegelungen aller Art umgaukelt, so bleibt dies Verhältniß auch durch alle Lebenszeit als charakteristisch für das Weib bestehen. Es liegt daher durchaus in der Natur der Sache, der Natur des Weibes, wenn sie ein Verhältniß, zu der ihr die wesentlichste Voraussetzung, der Mittelpunkt

eines täuschungsfeindlichen, nur dem Wahrsein zugewendeten Sinnes, fehlt, nicht aus sich heraus zu entwickeln vermag.

Von dem gegebenen Standpunkt aus wird schließlich auch noch die Anwendung auf die Bedeutung zu machen sein, welche der Freundschaft zwischen den beiden Geschlechtern namentlich bei andauerndem Zusammenleben wie in der Ehe oder einem sonstigen innigen Zusammenschluß, zukommt. Auch hierbei darf uns natürlich der leitende Faden nicht entgleiten, der der Untersuchung bisher als Richtschnur diente. Die Hauptpunkte derselben waren folgende: Zur Freundschaft erhebt sich ein Sympathie-Verhältniß zweier Menschen, wenn dasselbe den Charakter größter Sicherheit, Zuverlässigkeit und Unverbrüchlichkeit gewinnt, — diesen Charakter erhält dasselbe in Wahrheit erst da, wo vollstes, jede — beabsichtigte oder unbeabsichtigte — Täuschung oder Irrung ausschließendes In- und Miteinanderleben ermöglicht wird — die Disposition und Befähigung dazu vollendet sich erst im Mannesalter — eine Freundschaft, welche ihren Begriff erschöpft und an die Grenze ihres Vermögens reicht, ist ausschließlicher Besitz (der Möglichkeit nach) des Mannesalters — die Jugendfreundschaften sind nur Anläufe zur Freundschaft — das weibliche Geschlecht verhält sich im Wesentlichen wie die Jugend zur Freundschaft und ist der Vollendung dieses Verhältnisses ebenso unfähig wie diese.

Dies Ergebniß der bisherigen Untersuchung enthält implicite schon den Nachweis für die weitere Behauptung, daß auch für die sympathischen Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander die Bezeichnung: Freund, Freundschaft nur im uneigentlichen Sinn gebraucht wird, daß

jedenfalls von einer Vollendung des Verhältnisses keine Rede sein kann. Setzen wir selbst den Fall, der auf das Geschlecht als solches gar keine Anwendung finden *kann*, der nur als Ausnahmefall zu berücksichigen wäre — setzen wir den Fall, daß in einem Sympathie-Verhältniß von Mann und Weib das letztere dieselbe Disposition und Befähigung bewährte wie der Mann die letzten Hüllen im gegenseitigen Verhalten abzustreifen, mit Erkenntnißkraft und Erkenntnißlust bis auf den Grund und Boden vorzudringen und jeden Vorbehalt aufzugeben, so würde doch die Geschlechtsdifferenz selbst eine unübersteigliche Barrière vor einem vollständigen seelischen Ineinanderleben ergeben. Mann und Weib stehen, sobald es sich um das *Erkennen* und um ein darauf gegründetes, daran genährtes Verhältniß handelt, auf verschiedenen Ufern des großen Lebensstroms, an dem wir Alle wohnen, ein Innerlichstes widersteht jedem vollständigen Austausch. Man *kann* sich einfach nicht Alles sagen und man *will* es auch gar nicht oder der Wille selbst beruht auf einer Täuschung. Wenn eine Aeußerung Rahel's in Bezug auf Varnhagen lautet: „Grenzenlos ist meine Dankbarkeit für das Glück Deines Besitzes. Dich gefunden zu haben, welch ein Glücksfall! Solch ein Freund, dem man *Alles* sagen, *Alles* zeigen kann. Das war mein Ideal!", so wird man diese Worte für einen Gefühlserguß halten dürfen, von dem man eine buchstäbliche Auslegung überhaupt nicht beanspruchen darf, — man müßte denn zu der Annahme neigen, daß Varnhagens Charakter ungefähr ebensoweit aus der Männlichkeit wie Rahel's Wesen aus der Weiblichkeit heraustraten und daß es dadurch Beiden ermöglicht wurde, sich in einer Weise innerlichst

zu begegnen, die unmöglich war, wenn beide Personen ganz und durchaus ihrem Geschlecht angehörten.

Wer in der Freundschaft mehr begreift, mehr sucht und mehr zu finden im Stande ist, als ein gemüthliches Sich-Anlehnen und eine sympathische Berührung mit einem in Temperament, Auffassungen und Zielpunkten einigermaßen verwandten Menschen, wer über dies den meisten Naturen genügende und allein verständliche Maß ein Höheres erstrebt und dies, wie vorstehend entwickelt, ohne jede Phantasterei, aber allerdings mit voller Innigkeit und bewußtem Ernst in die vertrauteste Seelengemeinschaft auf Grund eines vollständigen Sich-Ergreifens und Hingebens setzt, der befindet sich, so lange es dem freundschaftlichen Verhältniß an dieser Vollendung gebricht, in einer nicht ganz unähnlichen Verfassung wie der Liebende, dem die letzte Gunst versagt wurde. Wie erst mit Eintritt dieser Gewährung die Liebe sich vollendet und nun trotz aller vorhergegangenen Liebesschwärmerei ein Neues entsteht, was bisher nicht vorhanden war, so auch in jedem vertrauten Verhältniß, welches noch auf den Vorstufen weilt. Erst wenn die letzte Verschleierung — um im Bilde zu bleiben — lästig, lästiger selbst, als wie alle äußeren gröberen Hüllen empfunden und zerrissen wird, entsteht ein neues, bisher nicht dagewesenes Verhältniß. Was in der Burg des Ichthums zurückgezogen auf der Lauer lag und einen letzten Widerstand leistete, capitulirt — „das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden."

Indessen in magnis voluisse sat est, — erreicht das Vertrautsein auch erst hier eine Entwicklungsstufe, die für sich allein besteht und als neues Leben gerechnet werden darf, so müssen wir etwas wesentlich Gleichartiges

doch auch da anerkennen, wo die Freundschaft die Richtung zu ihrer Vollendung in dem gedachten Sinn einschlägt, wo der Drang, sich immer vollständiger des Wahrseins zu bemächtigen, empfunden und bethätigt, wenn auch — durch Charaktereigenthümlichkeiten behindert — nicht im umfassendsten Sinne erreicht wird. Dies gilt für manche gediegene Verhältnisse unter Männern, die ernstgemeint und eine innige Annäherung vermittelnd, gleichwohl von einer gewissen formellen Reserve nicht befreit und zur schönen Brüderlichkeit nicht erlöst werden. Und auch in dem Zusammenleben der Geschlechter mögen wir in dem ähnlichen Sinn, in dem wir eben nur den Strebensgehalt ins Auge fassen, von der Freundschaft sprechen. Wenn das junge Weib ihren Geliebten oder Gatten mit Betonung und innerem Gefühl, also nicht in dem Sinn einer gleichgültigen Redewendung, ihren *Freund* nennt, so geht sie dabei aus von dem unwillkürlichen Gefühl der Sicherheit und Zuverlässigkeit, die sie durch ihn und an ihm erworben. Sie hat also den richtigen Ausgangspunkt für die Anwendung des Begriffs und gesellt sich dazu nun noch das Gefühl, der Glaube an die Möglichkeit und das Verlangen dem Mann ihres Herzens Alles sagen zu dürfen, ihm das ganze Innere immer lauter und durchsichtig darzubieten, so hat sie — *der Stimmung und dem Streben nach* — um so mehr das Recht von einer Freundschaft zu sprechen. Dieses Streben läßt sich zwar gar nicht in den vollsten Ernst und in die Verwirklichung überführen, es beruht lediglich auf einem Gefühlsergriffensein, dem die Mittel später versagen, aber die Stimmung kann deshalb völlig echt, das Streben rein und wahr sein und ist es um so mehr, je naiver und

absichtsloser beide im Gefühlsleben des Weibes sich äußern. In den geschlechtlich angehauchten Sympathie-Verhältnissen ist die Betonung des Charakters der Freundschaft eine bedeutend absichtsvollere und ernsthaftere. Je mehr die sinnlichen Momente, welche die Begegnung der beiden Geschlechter sonst herbeiführen und vermitteln, in den Hintergrund treten, desto mehr tritt die Tendenz sich im Kern des Seelenlebens zu erfassen, nur am echten Gehalt sich zu befriedigen, nur im Licht der Wahrheit sich zu begegnen und ein höchstes Gefallen an einander zu empfinden in den Vordergrund. Aber der Anlauf steht im Mißverhältniß zu den Mitteln. Indem ein seiner Natur resp. der Natur der beiden Geschlechter wenig gemäßes Ziel angestrebt, gewissermaßen ein Compagniegeschäft auf falscher Grundlage errichtet wird, ist Selbsttäuschungen, Enttäuschungen und Mißverständnissen Thür und Thor geöffnet. An die Stelle des Wesens setzt sich der Schein, an die Stelle unbefangener Einfachheit tritt die unklare Phrase. Derartige Verhältnisse erhalten leicht ein etwas verzwicktes, gespreiztes, überschraubtes Wesen, welches sie vollends in den Gegensatz zu der durchsichtigen Klarheit einer echten Freundschaft bringt. Weil die natürliche Grundlage einer solchen fehlt, geräth das ganze Verhältniß leicht auf Abwege, gegen die das an sich reine und ernstgemeinte Streben nur ungenügenden Schutz gewährt.

Dem dauernden Zusammenleben beider Geschlechter, namentlich der *Ehe*, wird meistens eine reinigende Kraft zugeschrieben, welche den Sturm der Leidenschaft läuternd und verklärend das bewegte Gemüth schließlich in den sicheren Hafen der Freundschaft zur Ruhe und zu einer höheren Stufe einer sittlichen Lebensgemeinschaft gelangen

läßt. Wie viel auf unserem Standpunkt hiervon zugegeben werden kann, geht aus allem Vorhergehenden hervor. Die Ehe wie jedes dauernde Zusammenleben zweier Menschen vermittelt sich durch eine Reihe von Compromissen. Jeder lernt dem Anderen Rechnung tragen, jeder lernt sich gewissermaßen auf die wesentlichen und dauernden Eigenschaften des Geschlechts und des Individuums einrichten, das er vorher seinem Herzensbedürfniß gemäß nur als Ideal, als Gegenstand des höchsten Wunsches und Gefallens, betrachtet und behandelt hatte, jeder lernt in Folge dessen Wünsche und Ansprüche, die „in der Liebe ohne End' und Schranken" jeden Zügel abgeworfen hatten, herabstimmen, er begnügt sich mit dem, was bleibt, er verträgt sich mit dem Erreichbaren. In dieser Weise blüht die Liebe ab, sie hört in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit auf zu bestehen, sie hinterläßt, wenn sie nicht durch eine andere Liebe verdrängt und abgelöst oder sonst gewaltsam unterbrochen wird, ein Gefühl inniger Anhänglichkeit, engster, verpflichtender Zusammengehörigkeit, geheiligt durch theure Erinnerungen aus der Liebeszeit und befestigt durch das fast unbewußt wirkende, aber um so mächtigere Element der täglich erneuerten Gewöhnung. Aber wenn auf solcher Grundlage eine dauernde Lebensgemeinschaft sich aufgebaut hat, der das Ineinanderweben wesentlicher Lebensinteressen außerdem noch zum mächtigen Stützpunkt gereicht — ist dadurch das erstanden, daß Mann und Frau sich jederzeit im Spiegel der Wahrheit, der das Innerste des Seelenlebens durchleuchtet, zu erfassen und Alles zu vernichten bemüht sind, welches der Klarheit des Erkennens sich nicht ganz und willig zum Dienste darböte? Im Gegentheil, die Periode

diesen Drang zu realisiren, soweit derselbe wirklich bestanden — meistens handelt es sich ja ohnehin nur um Anwandlungen — fällt nicht in die Zeit der verständigen und gesetzten Gefühle, sondern in die erste unverständige Liebeszeit der Ehe und je mehr die Liebeszeit abblüht, desto mehr wird auch diesem Drang Valet gegeben, desto mehr begreift der Mann, daß es manche Punkte giebt, über die er auf Erzielung eines Verständnisses verzichten muß und die er daher besser nicht berührt, Punkte, die das Weib, wie ihm vorkommt, nie ganz unbefangen anzusehen und zu beurtheilen im Stande ist, den gleichen oder ähnlichen Eindruck aber empfängt das Weib und nur indem beide diese Eindrücke verarbeiten zu einem Verzicht vernünftiger Einsicht und schonender Vorsicht, welche die gesetzten Schranken ohne Gereiztheit anerkennt und nur sich nach denselben einzurichten mit praktischem Sinne bedacht ist — nur indem beide so verfahren, bleiben sie in dem Geist der echten Lebensgemeinschaft, wie sie zwischen den beiden Geschlechtern auf die Dauer einzig möglich und natürlich ist. Es ist ein festes, wohnliches Haus, das auf solche Weise in einander gezimmert wird, ja je nach den Verhältnissen, je nachdem die Baustoffe sich in einander fügen, je nach Geist und Richtung der Bauenden kann dasselbe sich zum heiteren, stattlichen Dom erweitern, aber der Tempelbau der Freundschaft wird auf anderer Grundlage errichtet und zur Vollendung gebracht.

Die Eifersucht.

Das Gefühl, dem die nachfolgenden Ausführungen gelten, gleichzeitig der beliebte Vorwurf neckischer Verwicklungen im Lustspiel und der Keim der furchtbarsten Ausbrüche der Leidenschaft, ein Kobold und eine Furie, gleichzeitig so eng verflochten mit der Liebe, daß dasselbe stets, ein unsichtbarer Schatten, neben ihr wandelt und doch wie dieser getrennt von ihrem eigenthümlichen Wesen, dessen Vernichtung sie vielmehr mit jedem Athemzuge beschleunigen hilft, bietet der psychologischen Untersuchung einen Stoff von eigenthümlicher Schwierigkeit dar. So Vieles deckt dies eine Wort: Eifersucht zu, so zahllos sind die Nüancen des Gefühls, in denen dasselbe je nach den Individualitäten schillert, so schwierig ist die Grenzlinie zwischen der Eifersucht *in* der Liebe und der *außerhalb* derselben zu ziehen — denn wacht nicht z. B. auch der Krieger eifersüchtig über seine Ehre und doch ist seine Eifersucht eine wesentlich andere als die Liebeseifersucht — daß wir den mancherlei auftauchenden Fragen zunächst nur durch eine scharfe Sonderung der in den mannigfaltigsten Verschlingungen durch einander wirkenden Momente zu begegnen hoffen können. Halten wir, um einen leitenden Faden zu gewinnen, am Eingang unserer Untersuchung einen Augenblick bei der sogenannten eifersüchtigen *Disposition*, dem eifersüchtigen Naturell an, so ist leicht

zu übersehen, daß zwei Momente demselben unter allen Umständen unentbehrlich sind und ihm seine Hauptnahrung zuführen: *Mißtrauen* und gleichzeitig eine mehr oder minder *erpichte* Sinnesweise, um diesen Ausdruck einstweilen der Kürze wegen zu gebrauchen. Das Mißtrauen, das aus den verschiedenartigsten Quellen fließen kann, auf deren Unterscheidung an dieser Stelle noch nichts ankommt, würde an und für sich nämlich offenbar gar nicht ausreichen, um die Eifersucht zu erzeugen, weil es das Moment des Eifers nicht aus eigenem Vermögen herstellen könnte; das Mißtrauen beeifert nicht, sondern ohne daß etwas anderes hinzutritt, wirkt es vielmehr dem Eifer entgegen, es entnervt. Dies natürlich vor Allem dann, wenn das Mißtrauen sich auf die eigne Kraft bezieht, aber auch dann, wenn es Anderen gilt. Es ist daher nicht ohne Weiteres richtig, wenn man, wie es häufig geschieht, den Begriff der Eifersucht als Charakterzug rein in dem eines argwöhnischen, mißtrauischen Naturells aufgehen läßt und Beides für gleichbedeutend erklärt. Man kann z. B. durch trübe Erfahrungen belehrt und entmuthigt sehr zu einem allgemeinen Mißtrauen geneigt sein, und doch gar nicht zur Eifersucht, letzteres nicht weil man sich zu schlaff fühlt, weil man zu sehr der Anspannung, der erpichten Sinnesweise entbehrt, welche den Eifersüchtigen befeuert. Wenn zwischen Liebesleuten, die lange an der Eifersucht gekrankt, diese endlich zurück tritt und überwunden erscheint, so ist das daher keineswegs ein sicheres Zeichen, daß das Vertrauen der Liebe das Mißtrauen besiegt und seine Fesseln zerbrochen hat, sondern beide können der Gleichgültigkeit erlegen und die Eifersucht an Ermüdung gestorben sein.

Das apathisch gewordene Mißtrauen findet fürder keinen Stoff und kein Interesse zu seiner Bethätigung in sich.

Da das eifersüchtige Naturell sich von Zweifeln nährt, so findet es den fruchtbarsten Boden in dem Stadium der Liebe und der ihr entsprechenden Gemüthsverfassung, das, sei es im Auf- oder Abblühen, dem Höhepunkt der Liebe noch nicht oder nicht mehr ganz angehört, das also noch unvollendet oder der Vollendung vorzeitig entrückt ist, einer Gemüthsverfassung, die hier erst einem Ziel zustrebt, nicht ohne Zweifel, ob sich Alles ihren Wünschen gemäß fügen wird, dort nach einem Besitz zurückschaut in dem unsichern, an Täuschungen reichen Gefühl, ob der Verzicht ein unwiderruflicher sein müsse. Es ist also ungefähr die zweite Stufe der Liebe, welche diesen Wallungen zur Schaubühne dient und es sind daher auch vor Allem Verletzungen der Selbstliebe, welche hier die Grundfarbe des Gefühls abgeben, denn eben die auf's Höchste gesteigerte und aufs Inhaltreichste beglückte Selbstliebe ist es ja, wie wir früher sahen, der hier fast der ganze Empfindungsgehalt des Liebegefühls zufällt und die daher auch eine ganz besondere Sensitivität des Empfindens in Allem, was die Selbstliebe berühren kann, bewährt. Hier begegnen wir Göthe in der „Laune des Verliebten", seinem Eridon, der nicht müde wird das treueste Herz mit ungerechtem Argwohn zu kränken, weil jedes Wort, jeder Blick, den sie einem Anderen schenkt, jeder Schritt, den er nicht bewacht, ihm den Zweifel neu erweckt, ob er das Glück der Selbstliebe, von ihr, der Unvergleichlichen, allen Anderen unbedingt und ausnahmelos vorgezogen zu werden, denn auch in Wahrheit und mit unbestrittenem Recht sein Eigen nennen darf. So

tief dieser selbstquälerische Gedanke in der Richtung, in der er zielt, auch verwundet, so ist doch die Richtung selbst noch keine, die nothwendig das Innerste in seinen entlegensten Tiefen aufwühlen müßte. Der leichte Ton des Gefühls steht ihm besser und dieser Eridon, der der Freundin seiner Geliebten einen Kuß aufdrückt, weil er ihrem Mund unversehens zu nah kommt, das Mädchen, das den Geliebten sehr, den Tanz, das Fest aber beinahe ebenso sehr liebt und die Freundin, die das Wegscherzen als Universalmittel empfiehlt:

> Und wenn euch der Liebste mit Eifersucht plagt,
> Sich über ein Nicken, ein Lächeln beklagt,
> Mit Falschheit euch necket, von Wankelmuth spricht:
> Dann tanzet und singet, da hört ihr ihn nicht.

sind typisch für die Eifersucht, die trotz aller aufrichtig empfundenen Herzensschmerzen nur die Oberfläche des Gefühls kräuselt.

Wo die eifersüchtige Disposition, von reizbarster Selbstliebe gestachelt, auf Grillenfängerei ausgeht und Gespenster sieht, die näher betrachtet dann in Nichts zerfließen, da nimmt ihr ganzes Thun und Treiben wie in Göthes anmuthigem Schäferspiel nothwendigerweise einen spielerischen Charakter an. Anders da, wo sie statt auf Schwarzseherei auf Scharfsichtigkeit beruht. Mißtrauen kann ja auch die Folge eines ungewöhnlich geschärften Sehvermögens sein. So verblendet, so blind die glückliche Liebe meistens ist, so unheimlich hellsehend ist häufig die gestörte. Alle Sinnesthätigkeiten sind alsdann verschärft. Die geringfügigste Schwingung einer Aetherwelle im Verkehr mit dem Geliebten belehrt sie, wie es steht, wenn sie auf mehr gehofft als ihr gewährt wird

und die Eifersucht, die dann entsteht, trägt natürlich einen viel ernsteren, peinlicheren Charakter als in dem bisher betrachteten Fall. Am peinlichsten dann, wenn der, von dem die Gewährung einer inhaltsvolleren, vorbehaltloseren Hingabe beansprucht wird, dieselbe nicht zu gewähren vermag, wenn seine Natur sich dem, ohne daß er es zu ändern im Stande ist, widersetzt. Diese Fälle, die auch in der Freundschaft eine Stelle behaupten, kranken an einer ganz besonderen Hartnäckigkeit und Hoffnungslosigkeit. Die Liebe, die auf halbem Wege stehen bleibt, diese Berührung par distance, die dem Wesen des Einen, wie es nun einmal geworden, so gut entspricht, bildet die Verzweiflung des Anderen, der das ihm Unbegreifliche nicht zuzugeben vermag und eine Resignation zurückweist, die das Ende seines Hoffens wäre. Eben um nicht resigniren zu müssen, beschuldigt er, daß ihm entzogen werde, was der Geliebte Anderen zuertheile. Aber diese bevorzugten Anderen sind nirgends aufzufinden und so gesellt sich zu der einem inneren Bedürfniß entsprechenden Eifersucht noch das Gefühl der eigenen Ungerechtigkeit und der Unmöglichkeit, mit der Eifersucht abzuschließen. Die Gegenstandlosigkeit des eifersüchtigen Gefühls, die in jenem anderen Fall, wenn der Eifersüchtige sie begreift, Sieg bedeutet und Glück und wiedergewonnenes Vertrauen, bedeutet hier grade umgekehrt Niederlage und vollständige Entmuthigung je das hoffen zu dürfen, was für Niemanden vorhanden ist.

Aber wir haben den Blick nun nach einer anderen Seite zu richten, wir suchen die Eifersucht nicht mehr da auf, wo sie aus einer besonderen Gemüthsanlage hervorgeht und durch den noch unfertigen Abschluß im Liebesempfinden

einen naturgemäßen Anlaß sich auszubreiten erhält, sondern da, wo sie, aus Nacht und Nichts geboren, den versteinernden Blick des Entsetzens plötzlich auf den glücksberauschten, traumseligen Sterblichen heftet. Erst hier beginnt der Kampf der Vernichtung, der von allen Dämonen, die das Menschenherz bestürmen können geführt, das Gefühl der Eifersucht in seinem ganzen Verlauf und seinen Folgen zur Hölle der Liebe macht. Um den Charakter des Gefühls, soweit dasselbe der Liebe angehört, möglichst rein und unvermischt von Elementen, die anderen Beziehungen entstammen, zu erhalten, kommt es hier namentlich in Bezug auf einen Punkt, der selten scharf erfaßt wird, auf eine genaue Sonderung an. Jeder *Eifersüchtige wacht über einen Besitz* und auch in der Eifersucht der Liebe ist diese Beziehung nicht ausgeschlossen, selbst da nicht, wo der Besitz häufig nur erst eine *Beschlagnahme* des Herzens, ein in Gedanken angetretener Besitz ist. Es handelt sich zwar vorzugsweise um die Liebe, die man besitzt — ja, aber auch *um den Besitz, den man liebt*. Es liegt also eine *Besitzstörung* vor, womit sich eine ganze Reihe von Gefühlen — Aufregung, Unmuth, Unwille, Zorn, bis zur äußersten Leidenschaft — verknüpfen kann. Soweit nun dies Moment, das Moment der Besitzstörung, in der Eifersucht Betonung erlangt, handelt es sich *nicht* um Liebe und wenn in der thatsächlichen Gestaltung der Action des Eifersüchtigen auch die der Liebesleidenschaft rein entstammenden Elemente mit denjenigen, die der Besitzstörung angehören meistens untrennbar verbunden sind, so muß man sie in der theoretischen Betrachtung doch um so strenger gesondert halten, je mehr die Vermischung zur Folge hat, daß der eigen-

thümliche Charakter des Gefühls vollständig verdunkelt wird. Dadurch entstehen falsche Schlußfolgerungen und ein unrichtiges Urtheil. Man mißt den Grad und die Stärke der Liebeseifersucht meistens nach dem Grad und der Stärke der in die Erscheinung tretenden gewaltthätigen und unheilvollen Folgen. Dieser hat seine Geliebte aus Eifersucht vergiftet, jener seinen Nebenbuhler ermordet — ist an diesen Thaten direct die Stärke leidenschaftlich erregter Liebe zu messen, wie dies gemeiniglich aufgefaßt wird? Nur eine sehr oberflächliche Betrachtung kann so urtheilen und den Umstand übersehen, daß grade die heftigsten derartigen Ausbrüche sehr häufig viel mehr von dem Rachegedanken des beleidigten Ehrgefühls, von dem Grimm der erlittenen Besitzesstörung ausgebrütet sind als von der in ihrem innersten Wesen verwundeten Liebe. Der persönliche Haß, der in der Eifersucht gelegentlich auftritt, kann von der tödtlich getroffenen Liebe gezeugt sein und gehört ihr insofern noch an, wenn er auch ihre Züge nicht mehr trägt, aber das Denken, Fühlen, Streben und Begehren des Besitzers als solchen, seine Abwehr, seine Racheaction, sein point d'honneur wurzelt in einem anderen Boden.

Scheiden wir aber in Gedanken, so gut es geht, dies Moment aus, so bleibt ein dem Liebesgefühl rein angehörender Bestand der Eifersucht übrig, der individuell verschiedenartig ausgeprägt, gleichwohl in den schweren Fällen für Alle gemeinsam das Todeszucken des unheilbar verwundeten und verblutenden Herzens aufweist. Für den Liebenden, dem in dem einen Gefühl seiner Liebe das ganze Dasein in seliger, verklärter Morgenschöne ruhte, der so sicheren Schrittes seine Wolkenbahn dahinwandelt, als hätte es nie Klippen und Abgründe gegeben, bedeutet

das urplötzlich auftauchende Gespenst des Zweifels, das ihm den Weg vertritt und drohend in die Tiefe weist, nichts geringeres als die Vernichtung. Die Sonne ist ausgelöscht, er starrt in's unfaßbare, unsagbare Nichts. Schon in der ersten Anwandlung, — denn hier bedeutet das Kleinste sofort das Größte — erbebt die ganze Existenz. Ein Todesschauer, eisig, grabesähnlich, packt das Herz, dem eben noch auf allen Wegen die Glocken im hellen Jubelton erklangen, dem ein Blüthenmeer von Lebensdrang und Lebenslust entgegenquoll. Und hiergegen, gegen diese grenzenlose Veränderung und Beraubung, erhebt sich nun im eignen Innern eine Reaction des Zweifels, des Unglaubens, des Schmerzes, des Zorns, die tausendfältig durcheinander geflochten die ganze Passionsgeschichte der Eifersucht darstellt. Es ist nicht Sache der psychologischen Untersuchung, sondern des Dichters, dies im Einzelnen auszumalen oder umständlich nachzuweisen, wozu nicht viel Scharfsinn gehört, wie hier

ein Schlag
Tausend Verbindungen schlägt

wie es immer das gleiche Princip der Reaction, der Abwehr gegen den eingedrungenen Feind ist, welches mit allem Aufgebot von Mitteln, bald in Haß, bald in Liebe, bald verzweifelnd, bald hoffend, um den Sieg ringt. Nur auf das Eine wird von unserer Seite hinzuweisen sein, daß man nämlich sich die psychologische Uebersicht erleichtert, wenn man die auf diese Weise eintretenden Folgen in zwei große Gruppen scheidet: in solche, in denen der Schmerz, die Trauer, und in solche, in denen der Zorn, die heftig aufwallende Leidenschaft überwiegt. Es ist gar kein haltbarer Grund vorhanden in der ersten

keine Eifersucht anzuerkennen und sich den von ihr Ergriffenen gleichsam immer mit dem Dolch bewaffnet vorzustellen. Ob das nagende Gefühl des Zweifels in der Liebe, die unsägliche damit verbundene Erschütterung des Innersten sich mehr in Wehmuth auflöst oder mehr in Zornesausbrüchen erschöpft, ist Sache des Temperaments, ohne daß damit dem Einen oder dem Anderen das charakteristische Moment der Eifersucht ausschließlich zufiele. Ohnehin wird es kaum je vorkommen, daß das Gefühl nur die eine oder andere Richtung nimmt. Dem leidenschaftlichen Grimm der Eifersucht, der vor allen Dingen auf Strafe und Rache sinnt, ist ein schmerzliches Ergriffensein beigesellt, wie es diesem letzteren, auch wo es jeden anderen Gedanken schließlich verdrängt, trotzdem an innerem Zürnen auf den Treulosen nicht fehlen wird. Aber trotzdem bedingt das Ueberwiegen der einen oder anderen Richtung eine so große Veränderung in dem Charakter des Gefühls, daß man die zornmüthige und die wehmüthige Eifersucht wie zwei verschiedenartige Typen behandeln darf, die in ihrer Haltung sich mehr oder minder scharf ausgeprägt gegenüberstehen. Wir haben in unserer eignen Literatur ein berühmtes Beispiel der letzteren an dem Bürger'schen Fall und wenn uns auch die directen Zeugnisse aus Dorettens Mund, die sich an der Seite ihres Gatten unter ihrem eigenen Dach von ihrer Schwester, der gefeierten, liebreizenden Molly verdrängt fand, fast gänzlich fehlen, so wird doch Niemand, der diese traurige Liebesgeschichte Blatt für Blatt umgewendet hat, daran zweifeln, daß Bürgers Weib, das ihn bis zuletzt zärtlich liebte, den Kelch eifersüchtiger Gefühle bis auf den Grund zu leeren hatte, ehe sie dem

tödtlichen Gram, den sie demselben entsog, erlag*). Ob nicht diesem Charakter der Eifersucht trotz ihres verborgeneren Leidens sogar im Ganzen ein höheres Maß an Schmerz zugewogen ist als dem leidenschaftlicher erglühenden Gefühl, ist eine Frage, die einer verschiedenartigen Beurtheilung unterliegen kann. Ich für mein Theil würde geneigt sein sie zu bejahen, da schon in dem raschen Stimmungswechsel, in dem Auf- und Niederwogen der Empfindungen in der zornmüthigen Eifersucht ein erleichterndes und ableitendes Moment gegenüber dem Beharren in dem einen qualvollen Gedanken: „wir sind geschieden und müssen es sein" liegt.

Lebewohl! ach tausendmal
Hab' ich mir es vorgesprochen
Und in nimmersatter Qual
Mir das Herz damit zerbrochen.

Dramatisch bewegter, psychologisch interessanter, spannender ist aber jedenfalls die zornmüthige Eifersucht. In ihr jagt der Wirbelwind der Gefühle, zum rasenden Sturm anwachsend, tosend die schweren Wolken am Lebenshorizont vor sich her. Bald erscheinen sie zu schwarzen Massen zusammengeballt, bald zuckt ein Blitz der Vernichtung aus ihrem Schooß, bald wieder bricht ein Sonnenstrahl der Hoffnung und Versöhnung aus ihnen hervor. Kaum hat je ein Dichter diese Gefühle beredter wiederzuspiegeln vermocht, als sie in den Aufzeichnungen jener unglücklichen, den höchsten französischen Gesellschaftskreisen angehörigen Frau enthalten sind, deren jähes Ende Aus-

*) Vgl. die Studie: Bürgers Charakter in seinem Liebesleben in meinen Gesammelten Aufsätzen: Gegen den Strom. (Hannover. Rümpler 1877.)

gangs der 40er Jahre ein so gewaltiges, erschütterndes Aufsehen erregte.

Die Umstände, welche die Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin begleiteten und sie besonders grauenvoll gestalteten, werden vielen Lesern noch in der Erinnerung sein, es genüge daher kurz an das Thatsächliche zu erinnern. Die Herzogin, eine Tochter des Marschall Sebastiani, wurde 1847 ermordet und auf entsetzliche Weise verstümmelt — die Leiche war von mehr als 30 großen und tiefen Wunden bedeckt — in ihrem Hotel zu Paris gefunden. Der Verdacht der Thäterschaft lenkte sich sofort auf den Herzog, ihren Gemahl. Es mußte, da die erschwerendsten Umstände gegen ihn vorlagen, zu seiner Vernehmung und Verhaftung geschritten werden, die, formeller Bedenken wegen — der Herzog war Pair und konnte als solcher nur mit Zustimmung der Pairskammer verhaftet werden — nicht ohne Zeitverlust bewerkstelligt werden konnte. In der Zwischenzeit gewann der Herzog Zeit Gift zu sich zu nehmen und 4 Tage nach der Ermordung starb er qualvoll, unter den unzweifelhaften Anzeichen einer Arsenikvergiftung, ohne mehr als ein Verhör bestanden, ohne ein gerichtliches Bekenntniß seiner Schuld hinterlassen zu haben. Gleichwohl konnte über dieselbe nach den vorliegenden Belastungsmomenten kein Zweifel möglich sein, auch hatte der Herzog in dem bestandenen Verhör die That positiv abzuleugnen nicht gewagt. Die Motive der That wurden in einer seit Jahren bestandenen Entfremdung der Ehegatten, der namentlich das Verhältniß des Herzogs zu der Gouvernante Demoiselle Deluzy immer neue Nahrung zuführte, gesucht. Die Herzogin

hatte unter diesem Verhältniß als Mutter, mehr vielleicht noch als liebendes Weib, gelitten und die Stacheln der Eifersucht tief und tiefer ihrem Fühlen und Empfinden eingedrückt. Nach ihrem Tode erschienen unter dem Titel Lettres et impressions de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin Briefe und Tagebuchblätter, die in dem Nachlaß der Ermordeten gefunden worden waren.

Bald von der Revolutionsfluth verschlungen, erregten sie zur Zeit ihres Erscheinens die tiefste Sympathie, die sie auch im vollsten Maße verdienen. Sie spiegeln mit ungesuchter Wärme fast alle Seiten des eifersüchtigen Empfindens ab. Auch aus den paar Stellen, die ich nachstehend ihnen entnehme *), wird man dieselben erkennen. Der leidenschaftlichste Gefühlshauch athmet uns aus ihnen entgegen, bald in der anfänglich noch ungeschmälert vorherrschenden Liebessehnsucht, bald im Schmerz, Zorn und Eifer, dann wieder in Reue und Selbstanklage, schließlich in Haß und Verachtung. Die Herzogin war zur Zeit der Abfassung des ersten Briefes (1841) 34 Jahre alt und 16 Jahre mit ihrem um 3 Jahre älteren Gatten verbunden, dem sie 10 Kinder geboren hatte, von denen 9 am Leben waren. Aber trotzdem überwiegen bei ihr nicht die mütterlichen Gefühle, die erst im Fortgang der Entwicklung mehr Betonung erlangen und in den Vordergrund treten. Sondern es ist noch immer die Geliebte, das eifersüchtig liebende Weib, das sein Herzeleid klagt und den Schmerz, sich vernachlässigt und zurückgesetzt zu sehen, nicht verwinden kann. Auch daß ihr die Kinder gewissermaßen entzogen waren und die Gouvernante statt

*) Nach den s. Z. im „Pitaval" enthaltenen Auszügen.

ihrer die mütterlichen Rechte ausübte, berührt sie zunächst vor Allem schmerzlich als Beweis der geschwundenen Liebe ihres Gatten. „Warum, o mein Herzgeliebter“ — schreibt sie ihm in ihrem ersten Brief — „schüttest Du Deine Seele nicht in der meinigen aus? Du schneidest damit unserem Leben den Reiz des Vertrauens, der Zuneigung ab. Glaubst Du denn, oder zwingst Du Dich zu glauben, daß die Unabhängigkeit in der Vereinzelung besteht? Du sagst, ich sei zu viel verlangend, weil ich Deinen Kummer zu theilen wünsche. Du willst, ich soll es gar nicht bemerken, wenn Du bekümmert bist. Aber wenn Du in meinen Augen ein Fremder werden willst, so mußt Du mir vorher ganz gleichgültig werden. Was kostet es, bis zu dieser Stimmung gegen Jemand zu gelangen, den man so liebt. Heißgeliebter, warum grollst Du mir? Doch nur, weil ich argwöhnisch war, weil ich Launen hatte. Wichen sie nicht bei der ersten Liebkosung? O gieb Deiner gereizten Stimmung nicht nach. Sei nicht unerbittlich. Mein Herz zerbricht, Theobald. Gnade für die, die Dich liebt! Vertraue Dein Glück mir an, wie ich meines Dir anvertraue. O! Schlage es nicht ab, ich beschwöre Dich, Du sollst sehen, ich werde niemals mehr zudringlich sein, noch befehlshaberisch, noch argwöhnisch, wenn Du mir vertraust, wenn Du Dich mir mit süßer Innigkeit näherst. O zerbrich nicht dieses Herz, das nur für Dich athmet. — — In welcher Angst ich lebe! — — Du sollst sehen, ich will gar nicht mehr versuchen, Dir meine Gedanken aufzudrängen. O, Du willst den Versuch machen. Ich kann es nicht denken, daß Du mich so auf immer verstoßen könntest. — — Aber das Leben

ist so kurz, mein Heißgeliebter, und es ist schon so lange her, daß wir uneinig und getrennt sind! Bald werde ich nicht mehr wagen, Avançen zu machen, die immer zurückgestoßen werden, wie meine Zärtlichkeit. Es liegt nicht in Deinem Charakter, den ersten Schritt zu thun. Dann kommt die Gewohnheit dazu, Deine Frau wird Dich zu sehr fürchten, um es noch einmal zu versuchen, und so wird das Leben dann hingehen und Du wirst nicht glücklich sein und Deine Frau wird vor Schmerz sterben. O kehre zu ihr zurück!“

Es scheint nicht, daß dieser rührende Erguß irgend welchen Eindruck auf den Herzog hervorbrachte. Der nächste, derselben Zeitperiode angehörende Brief seiner Gattin ist bedeutend resignirter und hoffnungsloser: „Wir sind getrennt“, schreibt sie, „und obschon es nun 3 Jahre sind, daß wir so leben, als wären wir es, blieb da doch noch immer eine Hoffnung. Das Gestern hat sie getödtet. Um Dir Angesicht in Angesicht zu leben, wie es doch künftig sein muß, muß man arbeiten, das Vergangene zu vergessen. Zeit und Gewöhnung der Einsamkeit können allein mich lehren, wie ich in meinen Gedankenbildern meinen Theobald von dem Herrn von Praslin trenne. Der erstere darf nur noch wie ein Mysterium in meiner Erinnerung leben oder auch vor der Welt, bin ich allein mit Dir, dann habe ich nur noch den Herrn von Praslin vor mir.

Ach, glaube mir, ich wünschte nur darüber Gewißheit zu haben, daß Du glücklich würdest, um den Preis dessen, was ich schon gelitten habe und dessen, was ich noch leiden werde in einer Zukunft ohne Aussicht. Komme nur ohne Furcht nach Vaudreuil, bleibe dort viel bei

Deinen Kindern. Du sollst mich nie auf Deinem Wege finden. Bis jetzt suchte ich alle Gelegenheiten auf, um meine Hoffnungen wieder aufblühen zu sehen, jetzt fliehe ich sie. Schwer wird es mir, sie zu verlieren. Adieu! O welche Schmerzen schließt dies eine Wort in sich, an die ich niemals glaubte!"

Es folgen nun Tagebuchblätter vom Jahre 1842, die man im Schlosse Praslin in einem kleinen, mit einem Schloß versehenen Buch fand. Das erste Blatt trug die Aufschrift: „Für meinen Mann, den Herzog von Praslin, allein zu lesen." Mittlerweile hatte die Gouvernante, Fräulein Deluzy, ihre Stellung in dem herzoglichen Hause angetreten und die Gefühle der Eifersucht und Kränkung in der Seele der unglücklichen Frau erhielten eine neue, unheilbare Verschärfung. Sie klagt über die physischen Schmerzen, die in Folge ihres Seelenleidens seit 5 Jahren immer zunähmen. „Die Heilung ist unmöglich. Da fühle ich denn mit Schmerz, daß ich auch alle die Vorzüge einbüße, durch welche ich Dich mir wieder zurückführen könnte. Meine Züge ändern sich, meine Kräfte werden schwächer, ich werde verbittert, meine muntere Laune ist hin, mein Geist erlischt, meine Energie wird geschwächt. Theobald, denk an Deinen Schmerz, als Du Deinen Vater verlorst; ich, ich habe meinen Mann verloren, meine Kinder, ich bin bei ihnen und darf sie nicht genießen, ich weiß, ich bin eine verachtete Last. Da müßte ich eine Schauspielerin sein, wenn ich bei so bitteren Schmerzen noch liebenswürdig und heiter sein wollte. Die Ruhe, die ich zeige, bringe ich nur durch Opium hervor und durch heftige Anstrengungen vor der Welt. Das muß ich dann durch

heftiges, nervöses Zittern, durch unaussprechliche Angst bezahlen vom Augenblick an, wo ich allein bin. Wie oft seit 5 Jahren mußte ich aus dem Salon fliehen, weil ich mein Schluchzen nicht mehr überwinden konnte."

Ueber die Nebenbuhlerin ergießt sie die volle Schale ihres Zornes und Hasses. „O unter der Maske liebenswürdigen Flattersinnes liegt viel Intrigue, Ungebührliches, Mangel an Schamhaftigkeit in dieser Person, der alle religiösen Gefühle fehlen, ohne welche die Tugend einer Frau nur Flugsand ist. Diese Person, wenn man sie recht hält, könnte eine sehr gute Gouvernante werden zur Unterrichtung der Kinder; aber sie zur Mutter meiner Kinder gemacht zu sehen; während ich noch lebe, mich verdammt zu sehen, daß eine Andere mich vertreten muß! — Gott verzeihe Dir. Als Christin verzeihe ich Dir, aber Du läßt mich viel leiden, Du hast unsere letzten Bande zerrissen. Haß und Verachtung gegen mich ist in Dir."

Ihre Phantasie umschleicht den Gatten nun fortwährend mit argwöhnischen, eifersüchtigen Blicken. Bald hat sie von kleinen Zimmern gehört, die mysteriös gemiethet sind und über die sie, naiv genug, ausruft: „Das kann aber doch nicht sein, um dort allein zu leben", bald zerbricht sie sich den Kopf, wohin er um 10 Uhr Abends und zu Fuß allein ausgehen könne, vor Allem aber martert sie sich mit der Frage, wie er mit Fräulein Deluzy stehe. „Häufig, und in diesem Augenblick wieder — es ist jetzt $1^1/_2$ in der Nacht — quält mich die Vorstellung, daß sie vielleicht in seinem Zimmer ist, nur um mit ihm zu schwatzen, nur aus Trotz, Verachtung gegen die herkömmliche Sitte, ohne daß sie Das ist, was er seine Mai-

tresse nennen würde. Begreift er denn nicht, daß es Dinge giebt, welche dem Gefühl ebenso schmerzlich sind? Die Seelenschmerzen werden nicht durch eine thierische Handlung allein hervorgerufen. Ich bin sogar überzeugt, daß, wenn wir getrennt wären, er die Nothwendigkeit fühlen würde, alle Regeln des Anstandes auf's pünktlichste, der Gouvernante seiner Kinder gegenüber, zu beobachten." Oder will er sie (die Herzogin) durch sein Verfahren nur *bessern*? O, dann liebt er sie noch. Neulich, um sie für ihre Heftigkeit zu strafen, hat er ihr ihre Sonnenschirme zerbrochen, dann hat er ihr ihre kleinen Emaille-Vasen, die sie so sehr liebte, weggenommen. Seit 5 Jahren hat er ihr seine Liebe entzogen, die Rechte einer Mutter, einer Hausfrau, alles das genommen, was eines Weibes Herzen theuer, um den Augenblick zu erwarten — wo sie keine Klage mehr vorbringe. Dann vielleicht werde er ihr Alles wiedergeben. „Bildet er sich ein, daß er es dann noch kann. Und wird er es wollen? Wünscht er es?" Ach, sie wünscht es so sehr, aber sie glaubt es nicht. Immer wieder klammert sich die Aermste an diese letzte Hoffnung, in die sie sich so ernstlich hineinlebt, daß sie über seine vermeintliche Besserungs-Methode mit ihm ernstlich auf dem Papier zu debattiren beginnt. „Aber, lieber Freund, Deine Mittel sind zu heftig für mich, sie reizen und bringen mich auf, dann dreht sich Alles wieder im Kreise um. Du möchtest mich weniger begehrlich, weniger ungestüm machen und Du beraubst mich der natürlichen Rechte einer Frau, ich soll weniger dringlich sein und Du schlägst mir die geringste Antwort ab; Du willst mich sanfter machen und Du erkältest und erstarrst immer Das, was im Herzen

einer Frau das Zarteste und Empfindlichste ist." . . . . „Wenn ich bisweilen in der Hoffnung, Dich zurückzuführen, meine Leiden vergrößere, warum mußt Du selbst dann immer neuen Aetzstoff darauf gießen? Mein Freund, Du bist so gut, Du wirst mich verstehen, ich bin es gewiß; wenn ich einmal fortgerissen werde, dann weiß ich nicht mehr anzuhalten. Habe Mitleid, reize mich nicht, Dir zu mißfallen." Diese Furcht, dem immer noch geliebten Mann zu mißfallen, treibt sie dann zu Selbstanklagen, die seltsam mit dem gährenden Zorn ihres Innern contrastiren, wie wenn sie ihn in einem Briefe: mein Herr und Sie anredet, in dem nächsten dagegen schreibt: „Liebster Theobald, ich mache mir mehr Vorwürfe, als Du denken kannst, ich bin in einem Zustand von Muthlosigkeit, den ich Dir nicht sagen kann — — — ich bin so außer mir, so über alle Maßen außer mir, daß ich mich nicht mehr fassen kann, es siedet in mir, es treibt mich zu Dingen, die ich selbst tadeln muß. Ich bin verbittert und abscheulich aus denselben Gründen, die Dich neulich lachen und singen machten, als Du mich weinen sahst. Und unglücklicherweise erschwere ich täglich selbst meine Leiden und sie sind doch gewiß mehr in der Form als im Wesen." So von ihrer Phantasie, von der Gluth ihrer Gefühle, von ihrer Sehnsucht, ihrem Zorn hin- und hergeworfen, stellt sie den ganzen Paroxismus in den Qualen der Eifersucht in erschütternder Weise dar. Man darf es ihr glauben, wenn sie in ihren Aufzeichnungen ausruft: „Unter allen Qualen, die man mir dictiren könnte, ist die größte das Leben, das ich führe. Mein Gott! welches wirkliche Verbrechen könnte man denn mit ähnlichen Marterängsten bestrafen!" und

mit einem bitteren Seitenblick auf ihre Nebenbuhlerin fügt sie hinzu: „So bist Du unter ihrem Joch, daß Du nichts ohne sie zu unternehmen wagen würdest, Du würdest es unpassend finden, sie nur einen Augenblick zu verlassen und Deine Frau, die Mutter von 9 Kindern, kann leben und sterben — allein!"

Es ist fast wundersam zu nennen, daß dieser Zustand der Dinge noch beinahe 5 Jahre fortdauern konnte. Freilich verglomm allmälig die Eifersucht der Liebe bis auf schwache Funken in einem Gefühl der entschiedensten Verachtung und des Widerwillens an dem, der einst ihrem Herzen so nahe gestanden. Sie erkennt ihn nicht mehr. Ueber denselben Mann, den sie 1842 in ihrem Tagebuch anredet: „Oeffne Gott Dir die Augen und segne Dich, mein Geliebter, denn alles Glück, was ich in der Welt genossen, kam von Dir", schreibt sie jetzt: „Ich weiß gar nicht zu sagen, wie sein Geist mir verschrumpft vorkommt, so ganz erschlafft und unfähig etwas aufzufassen. Ich bin über mich selbst erschrocken, daß ich ihn jemals habe lieben können. Nichts belebt ihn, nichts interessirt ihn, nichts erhebt ihn; alle edlen Leidenschaften, aller Enthusiasmus rühren weder an sein Herz noch an seinen Geist." Was die Herzogin jetzt in Betreff der Gouvernante zu einem entschiedenen Schritt antrieb, war vor Allem das Gefühl ihrer Würde als Mutter und Hausfrau. Sie forderte, unterstützt von ihrem Vater, kategorisch die Entlassung derselben und der Herzog sah sich nicht in der Lage, dieselbe zu verweigern. Er fügte sich finster in das Unvermeidliche, nicht ohne Drohungen auszustoßen, die die Herzogin zittern machten. Zum erstenmal wahrscheinlich seit ihrer

Vereinigung hatte er nicht mehr das leichte Spiel mit dem zürnenden, aber liebenden und in ihrer Liebe machtlosen Weib vor sich — ein unempfindlich gewordener, überlegener Gegner war ihm erstanden und reizte seine Wuth. Die letzten Zeilen, die von der Herzogin vorgefunden wurden, lauten: „Mein Gott! halte mich aufrecht, leite mich. Ich fürchte mich vor der Zukunft, vor den Drohungen, die er aussprach. Aber du wirst bei mir sein, mein Gott, ich habe das Vertrauen, du wirst die arme Mutter aufrecht erhalten, der du die Kraft gegeben hast, für ihre Kinder zu kämpfen. Herr, stehe mir bei!" Unmittelbar darauf trat die verhängnißvolle Begegnung der Gatten in jener Unglücksnacht ein, über deren blutigen Schauder ein Schleier undurchdringlichen Geheimnisses ausgebreitet liegt.

Nicht selten wird die Frage aufgeworfen, auf die ich am Schluß dieser Auseinandersetzungen ebenfalls noch einen flüchtigen Blick werfen will, ob die Eifersucht eigentlich ein *großartiges* Gefühl genannt zu werden verdiene, ob ihr Charakter nicht vielmehr weit überwiegend kleinlich sei. Schon daß sie dem Neid so sehr nahe zu stehen scheint, verdächtigt in dieser Hinsicht ihren Charakter. Der Neid ist unbestritten ein Wesenszug, dem jede großartige Regung abgeht. Er hat eine gallsüchtige, verdächtigende, verkleinernde, verlogene Tendenz, er ist in allem diesem der ausgesprochene Gegensatz einer großartigen, großmüthigen Charakteranlage. Aber man darf daraus nicht zu schnell einen Rückschluß auf die Eifersucht ziehen, der wohl neidische Anwandlungen kommen können, die aber dann von einer wesentlich abweichenden Beschaffenheit sind. Kurz formulirt ist der Unterschied

dieser: der Neid des Neidischen bezieht sich auf irgendwelchen, ihm besonders begehrenswerth erscheinenden Besitz eines Anderen, der Neid des Eifersüchtigen nur auf den Besitz eines Anderen, der eigentlich dem Eifersüchtigen gehört oder der ihm (wie ihm vorkommt) rechtmäßig zukommt. Damit tritt aber ein ganz anderes Moment in das Gefühl ein, das des verletzten Rechtsgefühls, von dem der simple Neid nichts weiß, um das er sich nicht kümmert. Wenn das liebende Weib die bevorzugte Nebenbuhlerin beneidet, so ist das, auch rein ethisch betrachtet, kein sittlich leeres, kleinliches Gefühl, denn es nimmt seinen Ausgangspunkt von der zu Grunde liegenden Annahme und Vorstellung, daß der Besitz, den sie der Anderen nicht gönnt, ihr gehört und daß sie ihn derselben eben deshalb nicht gönnt, weil er ihr gebührt und zukommt. Dies Moment des verletzten Rechtsgefühls — sehr zu unterscheiden von dem der erlittenen Besitzesstörung — ist es auch gerade, welches der Eifersucht am ehesten einen innerlich großartigen Charakter zu verleihen vermag. Es verbindet sich leicht mit der Forderung einer Sühne und mit der Vorstellung, daß diese Sühne für ein unwiderbringlich zu Grunde Gerichtetes nur der Tod, der unwiderrufliche Zerstörer, sein kann. Eben dies Moment ist es, welches Shakespeare in seinem großen Trauerspiel der Eifersucht mit allem Nachdruck in den Vordergrund gestellt hat. Denn sein Mohr hat neben der mehr äußerlichen Ausstattung einer großartigen Kraftfülle vor Allem

den Geist,
Den Leidenschaft nicht rührt, deß feste Tugend
Kein Pfeil des Ungefährs, kein Schuß des Zufalls
Durchbohrt und streift.

Wie er die unheilvolle That vollbracht, antwortet er auf die Frage Lodovico's: „Was soll man zu Dir sagen?“

„Was man will;
Daß ich ein ehrenvoller Mörder war,
Denn nichts that ich aus Haß, für Ehre Alles.“

Seine Ehre ist aber kein windiger, conventioneller Begriff, sondern darin besteht sie, daß, wie er nur Gerechtes thut, ihm auch nur Gerechtes gethan wird, daß er kein Unrecht zu erdulden braucht. Für eine solche Natur wirkt daher das verletzte Rechtsgefühl innerhalb der Eifersucht in seiner vollen Stärke und Reinheit. In dem verhängnißvollen Augenblick erhebt sich seine Seele zu der vollen Größe der sühnenden Gerechtigkeit und im Gefühl dessen darf er, wie er Desdemona den letzten Kuß auf die Schlummerlippen drückt, ausrufen:

O süßer Duft, der die Gerechtigkeit
Fast zwingt, ihr Schwert zu brechen.

Die Liebe und die Gesellschaft.

Liebe, Rausch und Jugend sind
Gleich drei schönen Frühlingstagen;
Statt um ihre Flucht zu klagen,
Herz, genieße sie geschwind.
Herz, genieße sie geschwind,
Statt um ihre Flucht zu klagen;
Gleich drei schönen Frühlingstagen
Liebe, Rausch und Jugend sind.

Wenn der Dichter auf diese Weise die Flüchtigkeit der Liebe besingt, so glaubt derjenige, der sich vornimmt, die Sache mit philosophischem Auge zu betrachten, mit philosophischem Sinn zu erwägen, meistens einen anderen Standpunkt sich wählen zu sollen. Ihm scheint es wenig genügend das Liebesgefühl als einen berauschenden Trunk aus dem Becher, den Jugend und Schönheit dem Sterblichen darbieten, anzusehen, er findet, daß damit nur etwa die sinnliche Seite der Liebe getroffen sei, daß ihr innerstes Wesen in diesem Bilde nicht erscheine und einer ganz anderen Feststellung bedürfe. Nach Hegel ist Liebe „das Bewußtsein meiner Einheit mit einem Anderen". Und „die sich empfindende Einheit des Geistes, die Liebe", ist nach demselben Philosophen „die Bestimmung der Familie, in der die Einzelnen Mitglieder sind. Die Ehe ist die rechtliche und sittliche Existenz und Vergeistigung der Liebe".

Bedeutend einfacher und zutreffender wird an einer Stelle im Platon die Liebe bezeichnet als der Wunsch nach der genauesten Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand. Aristoteles nennt Lieben: „daß wir für Jemand das wollen, was er für gut hält und zwar seinetwegen, nicht unsertwegen", wobei also die Selbstliebe als Motiv, der ich im ersten Abschnitt dieser Schrift eine so breite Stelle einräumte, ganz unberücksichtigt bleibt. Leibnitz nennt Liebe „die Empfänglichkeit für die eigene Freude an der Vollkommenheit, dem Wohl oder Glück des geliebten Gegenstandes" — eine Definition, die auf jede Art von Liebe allerdings paßt, aber ihre Unterschiede nicht berücksichtigt. Was Leibnitz über die Liebe aussagt, würde auf die Geschlechtsliebe angewandt eine Folgerung gegen die Flüchtigkeit derselben als Charakterzug ergeben und vielmehr umgekehrt ihr unzerstörbares, dauerndes Wesen zu verbürgen scheinen, denn ein empfängliches Freude-Gefühl für Wohl oder Glück eines geliebten Gegenstandes läßt sich offenbar in jedem Lebensalter festhalten, wenn anders die Gemüthsdisposition dafür überhaupt vorhanden ist. Die Urahne einer Enkelschaar begegnet sich darin mit dem jüngsten Liebespaar, das sich mit zärtlichen Blicken betrachtet.

Hören wir noch einen modernen Schriftsteller, den Franzosen Michelet, der sich in der Einleitung zu seinem Buch: L'amour folgendermaßen ausspricht: „Ein anderer wesentlicher Punkt ist, daß die Liebe nicht, wie man sagt oder zu verstehen geben will, eine Krisis, ein Drama in einem Act darstellt. Wenn die Liebe nichts weiter wäre als dies, so würde ein so flüchtiger Vorgang kaum der Aufmerksamkeit werth sein. Wir hätten dann in ihr nur eine jener oberflächlichen Erkrankungen zu erblicken, welche

man mit so wenig Umständen wie möglich loszuwerden sucht". „Aber zu unserm großen Glück ist die Liebe (und ich verstehe darunter die treue und auf einen Gegenstand gerichtete Liebe) eine zuweilen langdauernde Aufeinanderfolge von sehr verschiedenen leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen, welche das Leben unterhalten und erneuern. Verlassen wir die blasirten Klassen der Bevölkerung, welche Tragödien und plötzlich eintretende Wechsel nöthig haben, so sehen wir die Liebe sich als eine und dieselbe fortsetzen, oft ein ganzes Leben hindurch, mit verschiedenen Stärkegraden, mit äußeren Veränderungen, welche aber das Grundwesen nicht ändern. Allerdings brennt die Flamme nur unter der Bedingung, daß sie sich verändern, sich erheben, sich senken und wieder in die Höhe steigen und Form und Farbe wechseln kann. Aber die Natur hat dafür gesorgt. Das Weib wechselt ohne Unterlaß ihr äußeres und inneres Aussehen, ein Weib enthält ihrer tausend. Und die Einbildungskraft des Mannes wechselt ebenfalls ihren Gesichtspunkt. Auf dem im Allgemeinen haltbaren und ausdauernden Boden der Gewohnheit zeichnen sich Veränderungen ab, welche die Zuneigung modificiren und verjüngen." Und an einer anderen Stelle sagt derselbe Schriftsteller: „In der Liebe ist der dramatische Moment interessant, ohne Zweifel. Aber dies ist derjenige der verhängnißvollen Gewalt, wo man nur sehr wenig Einfluß auszuüben im Stande ist, wo nur die Zuschauerrolle übrig bleibt. Es ist wie der Strom, den man von dem gedrängtesten Punkt aus betrachtet, schäumend und tobend. Man muß ihn aber vielmehr als Ganzes und im Zusammenhang seines Laufes auffassen. Weiter oben war er ein friedliches Bächlein, weiter unten wird er zum großen, aber lenksamen Fluß."

Michelet widersetzt sich hier also hauptsächlich derjenigen Auffassung, welche die Liebe nur im Ausbruch leidenschaftlicher Aufwallung gelten lassen will. Diese seinen Landsleuten besonders sympathische und geläufige Auffassung bekämpft er dadurch, daß er der Liebe eine viel längere Lebensdauer zuspricht, als sie als „dramatischer Moment" haben kann. Aber der Beweis läßt sich auf diese Weise nicht führen und obgleich M. ganz recht hat die Liebe nicht blos als fiebernde Erregung, als potenzirte Leidenschaft gelten lassen zu wollen, so vergreift er sich doch in seiner Widerlegung und kommt eben dadurch zu dem ganz unnöthigen und unrichtigen Schluß, dem Liebesgefühl eine lange Dauer zuzuschreiben. Das Bild, durch welches er schließlich seine Ansicht zu stützen sucht, gewährt eine solche Stütze in keiner Weise. Denn sollte M. Recht haben, so müßten wir also zu folgern haben, daß das Bächlein ein Fluß und der Fluß ein Strom sei. Allein wie sollten wir dazu kommen und läßt sich irgendwie logisch ableiten, daß zwischen diesen drei kein wesentlicher Unterschied besteht, weil eins in das andere übergeht und sie insofern, wenn man ihren Zusammenhang ins Auge faßt, ein Einheitliches bilden? Offenbar steht diese Argumentation auf äußerst schwachen Füßen. Lassen wir aber alle irreführenden Vergleiche bei Seite, so handelt es sich zunächst doch nur um die Frage, ob die durch den Geschlechtszusammenhang vermittelte Liebesempfindung des Menschen ein Eigenthümliches aufzuweisen hat, welches ihr zum unterscheidenden Merkmal und zur wesentlichen Bestimmung gereicht — und diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Das geschlechtliche Liebesgefühl hat, wie ich schon an anderen Stellen dieser Schrift hervorgehoben, seinem Ur-

sprung aus der Sehnsucht und dem Gefallen gemäß, das Eigenthümliche an sich, daß es ein von aller Willkür völlig behütetes Gebiet darstellt. Schon bei ihrem ersten Entstehen macht die Liebe, obwohl ihr Werdeproceß sich von dem denkenden Beobachter wohl erfassen und im Zusammenhang darstellen läßt, auf den Menschen den Eindruck des völlig Ursprunglosen, Unentstandenen

„sie kommt nicht, sie ist da."

Der erste Ton, der die Liebe ankündigend durch die junge Seele mit leisen Schwingungen zittert, kündigt sich sofort als Bote aus einer Welt an, die nicht allein mit unseren Sorgen und Kümmernissen nichts gemein hat, sondern auch unserem Wollen und Streben nicht unterthan ist. Ehe das neue Gefühl irgendwie die Zeit hat zur Leidenschaft zu werden, besitzt es schon den Charakter des Unwiderstehlichen. Gewöhnlich wird dies der Leidenschaft auf Rechnung gesetzt. Aber das einfache Gefühl, kaum daß es entstanden, emporgehoben nur von dem ersten Begeisterungsschwung, wird sofort als etwas empfunden, dem Ueberlegung und Wollen nichts recht anzuhaben vermögen. „Ich liebe ihn aber nun einmal" — diese unverständige Rede, welche den Vater empört, weil sie die einzige, von Thränen begleitete Erwiderung auf alle Gründe ist, mit denen er bewiesen hat, daß sein Kind ihren Geliebten weder lieben könne noch dürfe, noch in Wahrheit liebe, spricht gleichwohl das ganze Wesen dieses unverständigsten aller Gefühle aus, wie es vom ersten Anbeginn an ist und wie es sich erhält, solange es eben wahrhaft Liebe ist.

Daß die Liebe, die Geschlechtsliebe, so zum Wollen steht, daß sie auf diese Weise nicht allein ungeneigt,

sondern außer Stande ist „Vernunft anzunehmen"*), daß sie aus innerer Nothwendigkeit instinctiv verfährt, bildet jedenfalls einen ganz charakteristischen Zug ihres Wesens, macht sie zu einem Unvergleichlichen, unterscheidet sie sehr scharf von dem Gefühl eines zärtlichen Zusammenhanges, welches wir Eltern, Kindern, Geschwistern oder Verwandten gegenüber oder welches Gatten im weiteren Verlauf des ehelichen Lebens für einander hegen. Alle diese Gefühle, so innig, rein und hingebend sie sein können, beruhen nicht mehr auf dem reinen Gefallen, sondern auf diesem nur im Verein mit andern Elementen, welche sich demselben innigst zugesellen. Theils treten zu ihnen früh erworbene Empfindungen der Pietät, wie ich dies an einer anderen Stelle in Bezug auf Eltern- und Kindesliebe bereits ausgeführt, theils wirkt die Gewöhnung, wie dies bei all' diesen Verhältnissen, namentlich auch bei dem Gefühl, welches Gatten für einander hegen, der Fall ist, so daß es oft völlig ununterscheidbar wird, wo das Gefallen noch selbständig im Menschen wirkt oder wo durch die Gewöhnung ganz oder theilweise bereits ein Ersatz geschaffen ist. Die Gatten selbst sind über diesen Punkt grade die allerunzuverlässigsten Zeugen, am ehesten ist ein orientirendes Urtheil noch einem dritten, unparteiischen Beobachter zuzutrauen. Weil sich dies so verhält, besteht nun auch ein völlig anderes Verhältniß dieser Lieben zum Wollen. Die Kindesliebe mag einmal ermüden, aber sie schöpft neue Kraft aus einer pietätsvollen Mahnung an das Gewissen des Menschen, Eltern und Verwandte vermögen das Gleiche zu thun, die Gatten

*) Le coeur ne raisonne pas. Molière.

gedenken ihrer ehelichen Pflichten oder der goldnen Zeit ihres jungen Liebesglücks und sie fühlen sich wieder neu für einander belebt, wenn die Gefühlswärme zu verflauen begann — sie Alle vermögen unter Umständen ihr Lieben zu wollen und dasselbe sich dadurch lebendig zu erhalten, aber welcher Liebende würde je daran denken können, sich das Gefühl für seine Geliebte aus irgend welchen Rücksichten erhalten zu wollen — der bloße Gedanke an ein solches Wollen spricht das Todesurtheil des Gefühls aus, nur sein Schatten irrt alsdann noch in der Seele umher.

Wenn auf diese Weise die Geschlechtsliebe eine durchaus eigenthümliche Stellung behauptet, wenn sie etwas sui generis ist, etwas Eigenartiges, welches sich grade in dem, was man wohl das Princip ihres Wesens nennen kann, von allen andern, mehr oder minder verwandten Gefühlen scharf unterscheidet, so muß auch bei der theoretischen Betrachtung diese Besonderung genau festgehalten werden. Jede andere Behandlung schafft meines Erachtens eine zunächst sachliche und in Folge dessen alsdann auch logische Verwirrung, welche es so äußerst schwierig macht zu verständlichen und innerlich zusammenhängenden Ergebnissen der angestellten Betrachtungen zu gelangen. Sehr bald, wenn an diesem Princip der scharfen, nach den Ergebnissen der Beobachtung fixirten Unterscheidung nicht festgehalten wird, zerfließt das Wesen der Liebe ganz ins Unbestimmbare und Räthselhafte und grade in dieser gestaltlosen Form einer Vereinigung von Antithesen und gegensätzlichen Eigenschaften wird sie alsdann zum mißbrauchten Object einer geistreichen Speculation oder einer poetisirenden Spielerei mit Contrasten. Daß dabei allerlei interessante und reizvoll sprühende Geistesfunken zu Tage gefördert

werden, daß Witz, Humor und Gefühl grade bei dieser Methode häufig zur glänzendsten Entfaltung gelangen, soll nicht geläugnet werden, aber Erkenntniß und Einsicht finden wir im Ganzen durch dieselbe nicht gefördert.

Aber lenken wir auf den Weg unserer Betrachtung in Bezug auf die Flüchtigkeit der Liebe zurück und sehen wir, inwiefern dieselbe mit der hervorgehobenen Wesensbeschaffenheit derselben zusammenhängt. Ein Gefühl, welches seinen Ursprung von dem reinen Gefallen nimmt, ist stets sehr leicht verwundbar. Ihm kann zu seiner Erhaltung von keiner Seite Hülfe geleistet werden. Jede einigermaßen erhebliche Veränderung des Objects des Gefallens kann dies selbst in sein Gegentheil umschlagen lassen. Nicht minder bedroht es jede Veränderung des Subjects. Und wo ist in dieser veränderlichen Welt ein Schutz gegen solche Veränderungen, die aus ebenso unzähligen Ursachen jeden Augenblick eintreten können, als die bestimmte Beschaffenheit des Individuums selbst von einer großen Reihe in einander greifender Ursachen abhängig ist. Allerdings wirken diese letzteren Ursachen zunächst in conservativem Sinn, sie erhalten das Individuum in seinem Bestand und wehren die Veränderung soviel möglich von ihm ab. Was einmal gefallen, hat also durch die Erhaltung seines Wesens immerhin für eine unbestimmte Zeit die Aussicht gewonnen weiter zu gefallen, ebenso wie der, dem etwas gefallen, nicht ohne Weiteres jeden Augenblick seine Geschmacksrichtung zu ändern im Stande ist. Gehört Jemand zu diesen unbeständigen Naturen, ist er gar nicht im Stande, auf sich zu zählen, indem sein Gefallen von einem kurzen Zwischenraum zum anderen Farbe, Bestand und Richtung wechselt,

so würde er dadurch eben nur erweisen, daß er der Liebe überhaupt unfähig ist. Denn diese ruht ja, wie wir gesehen haben, nicht nur auf einem einfachen, sondern auf dem höchsten Grad des Gefallens, sie haftet also nicht an einem oberflächlichen Eindruck, wie es bei den wechselsüchtigen Naturen der Fall ist, sondern an einem vertieften, der sich nicht so leicht und unmittelbar aus der Seele, von der er einmal Besitz ergriffen, wieder vertreiben läßt. Ist darin ein für die Erhaltung des Liebesgefühls in seiner Integrität günstig wirkendes Moment anzuerkennen, so steht ihm außerdem zur Seite, daß dasselbe sich, wie im ersten Abschnitt gezeigt, sehr rasch mit dem Glücksgefühl, selbst zu gefallen und geliebt zu werden, verbindet. Diese Befriedigung der Selbstliebe ist aber ein so stark wirkendes Moment, daß sie eine ungünstige Veränderung des Individuums, die an sich und außer dem Zusammenhang aufgefaßt, dem Bestand der Liebe gefährlich werden könnte, wieder zu compensiren vermag. Das Verhältniß läßt sich so betrachten, daß die erste Wurzel der Liebe, das reine Gefallen, in solchen Fällen alsdann theilweise abgestorben ist, aber die zweite, die ursprünglich aus der ersten hervorgewachsen, hält noch Stand und führt dem Liebesgefühl genügende Kraft und Nahrung zu, daß dasselbe nicht entblättere. Derartige Fälle kommen vor und sind wohl zu unterscheiden von Vorgängen, wo z. B. ein Mädchen ihrem Geliebten (oder vice versa), der durch Krankheit entstellt oder durch einen Unfall zum Krüppel geworden ist, aus einem gemischten Gefühl von Mitleid, Anhänglichkeit und Pflichtbewußtsein Treue hält. Hier — und das ist der wesentliche Unterschied — wird nicht die Treue, sondern die Liebe mit all' ihren charakteristischen Symptomen erhalten und nicht Anhänglichkeit, Mitleid und Pflichtbewußtsein, die alle als keine echten Hebel der Liebe anzuerkennen sind, wirken Solches, sondern der echte Bestandtheil des Liebesgefühls, das Glück des Geliebtwerdens. Dieses mit dem Gegenstand des höchsten Gefallens als Quelle desselben im Bewußtsein einmal eng verbunden, hebt die theilweise Beeinträchtigung, die derselbe erlitten, derart auf, daß dieselbe in der That kaum zur Perception des Liebenden und jedenfalls zu gar keiner dem Geliebten nachtheiligen Geltung gelangt. Freilich kommt es dabei auf den Grad der Beeinträchtigung an. Hat das Ideal seinen idealen Charakter gänzlich eingebüßt, indem sich an ihm eine Aenderung vollzog, welche es in den Augen des Liebenden *aller* Reize, die es vorher besessen und die ja übrigens ebenso gut seelische wie sinnliche sein können, entkleidete, so würde sich auch aus dem Bewußtsein geliebt zu werden kein genügender Ersatz ableiten lassen. Die Liebe ist alsdann unheilbar geschädigt.

Unsere Untersuchung ergiebt also, daß das Liebesgefühl, theils durch die Tiefe des Eindrucks, aus dem es hervorwächst, theils durch die inhaltvolle Befriedigung der Selbstliebe, welche sich unmittelbar mit ihm verbindet, in sich selbst eine Stütze besitzt, welche es vor allzu jähen Veränderungen schützt. Die Gefahr der Verwundbarkeit, welche ihm dadurch erwächst, daß es von dem reinen Gefallen seinen Ursprung nimmt, ist insofern nicht ganz so schlimm als sie sich auf den ersten Blick darzustellen scheint. Aber gleichwohl besteht dieselbe und zwar in so hohem Grade, daß sie dem Liebesgefühl nur eine in zeitlich enge Grenzen eingeschlossene Lebensdauer zukommen läßt. Selbst was auf der einen Seite seiner inneren Erhaltung

günstig ist, daß es nämlich eine Kraft ist, welche nicht oberflächlich arbeitet, sondern in die Tiefe dringt, verkürzt auf der anderen Seite seine Lebensdauer. Indem es auf dem höchsten Gefallen als seinem ursprünglichen Princip ruht, indem Alles, was es thut und treibt und dichtet und denkt, Steigerungen der gewöhnlichen Seelen- und Sinnenzustände enthält, verbraucht es eine Anspannung der Lebensgeister, welche auf die Länge nicht aufrechtzuerhalten ist. Wie die Schönheit, mit der sie innerlich so eng verwandt und beziehungsreich verflochten, hat auch die Liebe nur eine kurze Frist irdischen Bestandes in dem Einzelwesen und ganz im Gegensatz zu dem falschen Idealismus eines ihre Grenzen verwischenden Supranaturalismus ist eine realistische Betrachtung vielmehr genöthigt die Dauerlosigkeit, die Flüchtigkeit der Liebe als ein ihr immanentes Princip anzuerkennen.

Wie lang oder kurz die „drei schönen Frühlingstage, Liebe, Rausch und Jugend" im Leben des Einzelnen sind, ist freilich von individuellen Verhältnissen abhängig und hierbei sind nicht allein Wesen und Beschaffenheit des Individuums, seine vitale Energie, seine Kraft, Frische und Gesundheit, sondern auch die äußeren Lebensumstände desselben von wesentlichster Bedeutung. Im Grunde sollten wir von vornherein vermuthen, daß die Liebe sich nicht allein am reichsten entfalten, sondern auch am vollsten und längsten ausleben würde in denjenigen Existenzen, welche ihrer socialen Stellung nach den begüterten Klassen der Gesellschaft angehören. Denn was spricht nicht Alles zu ihren Gunsten! Von allen belästigenden Zumuthungen, welche die Nothdurft des Daseins auferlegt, entbürdet, haben sie zunächst in sehr erhöhtem

Maße die Möglichkeit den schönen Schein des Lebens um sich zu verbreiten. Wie viel aber der schöne Schein für das Gefallen und also für die Liebe bedeutet, bedarf kaum einer weiteren Ausführung. Der einzelne Mensch erregt Gefallen nicht allein durch das, was er ist, sondern vor Allem auch durch die Umgebung, in der er sich befindet. Diese entstellt oder hebt ihn. Kann sie seinen inneren Werth nicht vernichten, so kann sie doch verhindern, daß derselbe zur Geltung kommt. Und hierbei handelt es sich noch gar nicht einmal um den inneren Werth, sondern zunächst nur um dasjenige, was von Liebesblicken gesucht mit süßem Liebreiz der Erscheinung unser Herz bestrickt. Die Umgebung ist für den Menschen häufig dasselbe was günstige Beleuchtung, Licht und Schatten für die Landschaft. Dasselbe Landschaftsbild, das euch gestern im vollen Glanz der Sonne entzückte, seht es am nächsten Tage im nüchternen Grau daliegen, ohne die malerische Wirkung eines verklärenden Farbenspiels, und ihr wendet euch gleichgültig ab. Aller Reiz, den ihr gestern lebhaft empfandet, scheint euch ausgetilgt. Und so der Mensch. Mitten in den schönen Schein einer anmuthigen Wirklichkeit gestellt, ruht auf ihm etwas von dem Abglanz seiner Umgebung. Entrückt ihn dem Boden derselben und ihr verlöscht einen Strahl, der ihn spielend mit Lichtwellen umgab. Es muß alsdann schon eine besondere Fügung der Umstände obwalten, wenn gleichwohl ein gleich magnetisch wirkender Zug, wie es unter einer günstigeren Umgebung der Fall sein konnte, das Gefallen an seine Person bindet.

Größere Bedeutung noch als der schöne Schein, mit dem die besitzenden Klassen ihr äußeres Leben zu umgeben vermögen, hat es, daß sie sich eher und besser die Frei-

heit der Stimmung zu erhalten im Stande sind. Die Freiheit der Stimmung ist theilweise abhängig von der Freiheit der Zeit d. h. von der freien Verfügung über die dem Menschen zu Gebote stehende Zeit. Sie wird wesentlich beeinträchtigt durch anstrengende, angespannte, keine Umschau gestattende, aufgenöthigte Arbeit. Wo, wie in den Lebensläufen Unzähliger, dies die Regel bildet, welche die Noth des Lebens erzwingt, wo von früh auf ein beschwerliches Arbeitsjoch den werdenden Menschen in abstumpfender Gleichmäßigkeit belastet, da bleibt oft kaum ein Bruchtheil Zeit übrig, um der Seele Ruhe und Freiheit zu gönnen, daß sie sich der Liebe öffne. Kein Bruchtheil Zeit und kein Bruchtheil Stimmung! Freilich erzwingt der Naturtrieb, der Liebe letzter und mächtigster Hort, sich schließlich immer Geltung, aber das Ergebniß ist alsdann ein von der Ungunst der Verhältnisse mehr oder minder entstelltes. So treibt der Same, der zwischen Stein und Trümmer auf ein kärgliches Erdreich fiel, wohl auch eine Pflanze hervor, aber ihre Blätter, die sie mühsam durch's Gerölle an's Licht bringt, sind bestäubt und beschädigt und ihr Wachsthum ist verkümmert.

Auch das sichert ferner den bevorzugten Klassen eine, besonders auch in der Liebe mächtig und eigenthümlich eingreifende Auszeichnung, daß der ganze Inhalt einer verfeinerten intellectuellen Cultur auf sie einwirkt. Unendlich Vieles ist ja hierin einbegriffen, alle feineren Strömungen geistigen und sinnlichen Lebens, geistigen und sinnlichen Genießens nehmen hier ihren Ursprung. Empfänglichkeit für das Schöne und Aneignung desselben auf allen Gebieten, auf denen der Menschengeist sich eine thätige Werkstatt desselben geschaffen hat, ist

nur durch sie ermöglicht. Musik, Gesang, Poesie, die darstellenden Künste, selbst sinniger Naturgenuß erschließen ihre Schätze nur dem, dem ein gewisser höherer Grad intellectueller Cultur erreichbar war. Die Welt des Schönen um uns wird erst tönend und leuchtend, indem sie von einer Nervenreizbarkeit empfangen und wiedergeboren wird, welche sich ohne ein bestimmtes Maß höherer geistiger Cultur nicht aneignen läßt. Eine Natur, deren Leben fast ohne jegliche Gehirncultur den äußersten Grad des Robusten und Eisenfesten erreicht, ist zwar für alle Witterungseinflüsse und ihre schädlichen Folgen unzugänglich, aber auch allen Einflüssen der feineren Sinnenreize so gut wie verschlossen. Grade die zartesten Verbindungen zwischen Außenwelt und Innenwelt, zwischen den Schwingungen draußen um uns und den Erregungscentren drinnen in uns, können nicht geschaffen werden, die Leitungen dazu sind einfach nicht vorhanden. Und wie nahe berührt nicht Alles dies das Gebiet der Liebe, welches aller Duft der Poesie zu verklären, alle Glorie der Künste zu erhöhen und zu schmücken beeifert und berufen sind. Reiner und glänzender strahlt ihr Bild, inniger und lebendiger wird ihr Pulsschlag empfunden, wo eine Seele, die dem Schönen sich erschlossen, ihr die Pforten öffnet als wo ein Herz, das ehrlich und brav, aber von Bildungseinflüssen wenig berührt, ihr die Stätte bei sich bereitet.

Und endlich noch ein Punkt, der im Gegensatz zu der eben berührten Seite das materielle Uebergewicht der besitzenden Klassen betrifft. Schon bei den Alten galt der Spruch: sine Cerere et Libero friget Venus, die Liebe ist der eigentlichen Dürftigkeit nicht hold. Flieht sie den Luxus der Paläste und alles schwel-

gerische Wesen, so sitzt sie doch auch nicht gern vor leeren Schüsseln, und wo Schmalhans Küchenmeister ist und die Noth zum Fenster hereinschaut, da wird ihr unheimlich, sie macht sich davon und sucht sich einen tranteren Aufenthalt. Nun sind die besitzenden Klassen vor dieser Extremität geschützt. Das Darben kommt bei ihnen nicht vor, sie sind also insofern jedenfalls denjenigen Klassen der Bevölkerung auch hinsichtlich der Liebe überlegen, welche vor der Noth des Lebens sich nur mühsam und unzulänglich schützen können. Kommt diese Ueberlegenheit ihnen gleichwohl nicht zu Gute, verwandelt sich der Segen durch Mißbrauch wieder in Fluch, so hat das hier, wo es sich zunächst nur um die realen, der Möglichkeit nach verfügbaren Mittel handelt, außer Betracht zu bleiben.

Denn natürlich ließe sich auch leicht eine Gegenrechnung aufmachen und wenn es sich darum handelte, den sittlichen Gehalt der höheren Klassen der Gesellschaft nach ihrer Befähigung, die Liebe im Leben zu gestalten, abzuschätzen, so ließe sich eine solche Gegenrechnung nicht vermeiden. Diese würde alsdann die Gefahren der Halb- und Ueberbildung, der künstlichen Dressur für die Gesellschaft und ihre Ansprüche, der Zustutzung unseres Gefühlslebens nach den Gesichtspunkten der Convenienz, der Entwöhnung Geist und Seele unmittelbar aus dem frischen Born der Natur zu speisen, der Abhärtung gegen die Lüge u. s. w. zu berücksichtigen und nach diesen und ähnlichen Gesichtspunkten schließlich eine Bilanz aufzustellen haben. Aber die Aufgabe, die ich mir gestellt, hat mit dieser complicirten und schwierigen Berechnung glücklicherweise nichts zu thun. Wenn ich den im Eingang

dieser Schrift angestellten Betrachtungen über die Stufen, die Grenzen, die ethischen Beziehungen u. s. w. der Liebe hier einige Bemerkungen über das Verhältniß derselben zur Gesellschaft anschließe, so ist der Zweck, den ich dabei im Auge habe, immer nur der, die Charakteristik der Liebe noch weiter zu ergänzen, die Zeichnung, die ich zu entwerfen versucht, noch um einige Striche genauer zu machen. Nicht die Kritik der Gesellschaft, die kritische Beleuchtung der Geschlechtsempfindung ist mir die Hauptsache. Dazu bedarf es keiner Untersuchung, die auf's Genaueste jedes einzelne wirkende Moment derjenigen Factoren, welche das Leben in der Gesellschaft auferbauen, abschätzte, sondern es genügt, irgend einen das Ganze charakterisirenden, wesentlichen, durchschlagenden Zug unbefangen und scharf ins Auge zu fassen.

Ein solcher Zug der gegenwärtigen Zeit ist nach meiner Auffassung allerdings vorhanden und er liegt vor Allem darin, daß in ungleich erhöhtem Maße gegen frühere Zeiten ein sehr gesteigerter Begriff des *Wohllebens* als *Ideal des Lebensinhalts* die Gemüther beherrscht. Blicken wir, wohin wir wollen, in die Gesellschaft, untersuchen wir welche Schicht wir wollen, diejenige, deren Beruf das Geld ist wie diejenige, deren Beruf Kunst und Wissenschaft ist, wir finden kein allgemeineres, kein schärferes Gepräge als eine große Verehrung des Wohllebens. Und zwar fast durchgehend in der völlig trivialen Form desselben — prächtige Wohnung, Kleiderstaat, Equipage, Villa's, Diners, Badereisen u. s. w., oder soviel davon erreichbar — vor Allem aber äußerste Bequemlichkeit und in steigendem Maße das Bedürfniß alles sammelnde Thun ablehnen zu dürfen und immer auf's Neue der „Erholung"

leben zu können. Zu anderen Zeiten ist, das gebe ich zu, theilweise viel toller gewirthschaftet, viel excentrischer mit den Mitteln, welche der Reichthum an die Hand giebt, umgesprungen worden. In höherem Grade waren in manchen Perioden Zuchtlosigkeit, Schwelgerei, Raffinement des Genusses unter den bevorzugten Klassen verbreitet, leichtsinniger und rücksichtsloser wurde die Lebenskraft in ihrem Dienste verschleudert. Seit durch den Industrialismus die Verschiebung des Reichthums an die mittleren Klassen begonnen, ist jene andere schwerfälligere, solidere Art des Wohllebens in den Vordergrund getreten. Mehr Ehrbarkeit, weniger Kraft, mehr Materie, weniger Geist, weniger Frivolität, mehr Langeweile. Mit seiner ganzen Schwere lastet dieser Zustand der Dinge vor Allem auf dem weiblichen Geschlecht. Das Weib der mehr oder minder vornehmen Gesellschaftsklassen ist es, welches am ungünstigsten dadurch beeinflußt wird, weil das Wohlleben in der geschilderten Form sich ihm als ein passiv zu erduldender Zustand gegenüberstellt. Der Mann, von dem herrschenden Triebe der Verehrung des höchst gesteigerten Wohllebens erfaßt, hat vielleicht alle Spannkraft seines Geistes, alle Arbeitskraft, welche seine Natur aufzubieten vermag, für die Beschaffung und Vermehrung der materiellen Mittel des Reichthums aufzuwenden. Er macht sich ein Strebensziel aus dieser aufregenden und verzehrenden Jagd, für ihn enthält eine Gymnastik, was seine Frau und die Familie außerhalb des Bereichs aller sittlichen Gymnastik stellt. Es handelt sich daher vor Allem um den weiblichen Nachwuchs, der die Verwöhnung des Daseins in tausendfältigen Formen ruhig von Klein auf über sich ergehen lassen muß und dem die Gewöhnung

an die Verwöhnung vollständig zur anderen Natur wird. So unvermerkt und selbstverständlich macht sich diese Gewöhnung, daß es gar kein zur Wehrsetzen dagegen giebt, selbst wenn die Natur dazu aufgelegt wäre. Aber wie wenige Naturen sind dazu überhaupt aufgelegt, in wie wenigen regt sich der Geist des Widerspruchs, wenn der bequeme Schmeichelbetrug, daß verwöhnte Lebensgewohnheiten und die materielle Möglichkeit dazu ein wirklich vornehmes Lebensprincip repräsentiren, von allen Seiten auf sie eindringt. Rechnen wir dazu noch die Kraft jenes kühlen Rechenexempels, welches jedem Kind unserer Tage, männlichen oder weiblichen Geschlechts, völlig geläufig ist, daß alles dies lediglich vom Geldbesitz abhängt, so ist das Ergebniß keineswegs erstaunlich. Dies Ergebniß aber ist, daß jedes junge Mädchen der höheren Gesellschaftskreise schon sehr früh die Vortrefflichkeit, Schönheit und Unentbehrlichkeit bequemer, äußerst bequemer Lebensverhältnisse als ein wenn nicht höchstes, doch kaum hoch genug zu veranschlagendes Gut schätzen lernt und die völlige Unerläßlichkeit, jedenfalls in dieser Beziehung gedeckt dazustehen, begreift. Diese Lebensweisheit wird unendlich früh erworben, wie sie durch die frühesten Eindrücke geweckt und befestigt wird. Und diese bildet dann, bewußt oder unbewußt, die Grundlage, wonach später der Courszettel der Liebe entworfen wird.

Nun, es giebt kaum ein Moment, welches weniger in das Wesen der Liebe eingeht als diese Art von solidem Materialismus. Wenn irgend etwas unbezweifelt und unbestreitbar ihrer Gefühlsweise eigenthümlich ist, so ist es jener Zug eines aufwallenden Idealismus, der die materiellen Lebensgüter gering achtet, dem sie völlig gleich-

gültig erscheinen gegenüber dem höheren Gut, dem Besitz des Geliebten. Wo dieser Aufschwung verhindert und unmöglich geworden ist oder flügellahm von Statten geht, hat die Liebe von vornherein ihr Heimathsrecht eingebüßt und keine Kunst, keine Geistescultur und keine sonstigen Vorzüge können ihr das Verlorne zurückgeben. Die Liebe ist ein sehr einfaches, aber kraftvolles Gefühl. Sie hat ein Anrecht auf die höchste Verklärung, welche der Geist ertheilen kann und sie wird, geschmückt von ihm, nur um so herrlicher erglänzen, aber sie kann im Nothfall auch dieses Schmucks entrathen, ohne in ihrem Wesen geschädigt zu werden. Aber nicht bestehen kann sie ohne ihre Nahrung zu ziehen aus jener gesunden, einfachen, straffen Seelenstimmung, welche die bequeme Verwöhnung und das ihr folgende innere Erschlaffen in ihrem innersten Bestande angreifen und verändern. Jedes dürftige Kind des Volkes, blaß und müde von seiner Hände Arbeit, das den Ertrag derselben, sein einziges materielles Gut, unbedenklich seinem Liebsten opfert, steht der Substanz der Liebe näher, als die geist- und lebensprühende junge Dame der vornehmen Kreise, die uns mit dem tiefsten Verständniß von Schumann und Franz entzückt, aber von der Liebe nichts weiter begreift, als daß sie die Krönung ihrer gewohnten Genüsse und die Erfüllung ihres Wohllebens sein müsse, jedenfalls nicht ohne dieselben gedacht werden könne. Die Liebe ist aber die *Poesie* des Weibes. Jede Einbuße an der ersteren ist eine Einbuße an der letzteren bis zur völligen Vernichtung. Im tiefsten Grunde ihres Wesens ist daher das Kind des Reichthums, die Tochter unserer durch materielle Glücksgüter ausgezeichneten Stände, auf die das

Gesagte Anwendung findet — und auf wie wenige findet es nicht wenigstens theilweise Anwendung — eine *unpoetische Erscheinung und Wesenheit*. Wie sehr sie auch über Geist und Witz und Phantasie verfügen und äußere Vorzüge und Talente von allerlei Art zu einem blendenden Gesammtbilde vereinigen mag, das Alles wird nur einen sehr dürftigen Beobachter und ein sehr bestechliches Urtheil über ihren Hauptmangel hinwegtäuschen. Diesen unersetzlichen Mangel aber faßt das eine Wort zusammen: die Tochter der verwöhnten Stände *kann nicht lieben*. Ist damit auch kein absolutes Maß ausgedrückt, das überall volle Anwendung findet, so bezeichnet es doch die *Richtung*, die mit gradweisen Unterschieden durchweg gültig ist.

Ich komme hier noch einmal — um nicht mißverstanden zu werden — darauf zurück, daß das weibliche Geschlecht in den hier erörterten Beziehungen eine ausnahmsweise Stellung einnimmt, die sich mit der des Mannes nicht vergleichen läßt. Eben dieser Punkt ist wohl ins Auge zu fassen. Nehmen wir zwei Kinder, Knabe und Mädchen, aus einem reichen Hause. Beide wachsen in einer wesentlich gleichartigen Umgebung auf, beide umgiebt derselbe Zuschnitt der Verhältnisse, beide erlangen ungefähr denselben Grad von Verwöhnung innerhalb eines sehr gepflegten, vor allen Stößen und Herbigkeiten sorglich behüteten Lebens. Zollweise Unterschiede, die sich daraus ergeben, daß Erziehung und Lebensgewohnheiten des Knaben sich schließlich immer etwas rauher wie beim Mädchen gestalten, wollen wir gar nicht einmal in Anschlag bringen, sondern gleich den ungünstigsten Fall nehmen, daß auch bei ihm das Wohlleben sich in

der festesten Form als Begriff und Gefühl des unumgänglich Nothwendigen und völlig Unentbehrlichen etablirt habe. Die Folge für beide Geschlechter, sobald das Liebesgefühl sich geltend zu machen beginnt und in die Gestaltung der Verhältnisse eingreift, ist gleichwohl keine gleichartige. Der Mann *erwirbt*. Begeistert ihn eine Liebesneigung so weit, daß er ein völlig mittelloses Mädchen an seine Seite zu ziehen versucht ist, so kann er sich sagen: „ich werde eifriger wie vorher arbeiten, das Glück wird meinen Unternehmungen hold sein, ich werde allen Glanz des Lebens besitzen und sie dazu.“ Das Mädchen besitzt nicht die Möglichkeit, ein solches Raisonnement anzustellen, die Passivität ihrer Lage kommt hier zu dem schärfsten Ausdruck. Bindet ihr Gefühl sie an einen völlig mittellosen Mann, so spricht sie damit ihre Trennung von dem bisherigen Glanz ihres Lebens aus. Die Trennung braucht allerdings nicht unwiderruflich zu sein, die Jahre mögen einen Wechsel bringen, aber sie ist vorläufig eine Thatsache, deren Aufhebung unsicher ist. Dies gilt für alle Fälle, den einzigen etwa ausgenommen, in welchem das verfügbare Vermögen des jungen Mädchens auf der Stelle alle Schwierigkeiten ebnet. Der Unterschied ist also in die Augen springend. Der junge Mann *kann* doch jenem aufwallenden Idealismus, von dem oben die Rede war, nachkommen, seine Verhältnisse und Mittel erlauben ihm das, er stellt einen Wechsel auf seine Zukunft aus und schlägt sich einstweilen die Sache aus dem Sinn, um seinem Liebestrieb zu leben. Ihn belastet, da er solchergestalt ein Auskunftsmittel besitzt, der Materialismus der Verhältnisse bei weitem nicht so schlimm und so entscheidend wie das Weib.

Und ferner erinnere ich daran, daß ich nur von diesem Materialismus des Wohllebens und von nichts Anderem an dieser Stelle spreche. Wenn das Burgfräulein vergangener Zeiten den niedrig geborenen Knecht verschmähte, für dessen Wohlgestalt sie innerlich gleichwohl erglühte, so gestattete sie zwar auch der Liebe, die den Standesunterschied nicht kennt, keinen freien Spielraum, aber zwischen dem Moment, welches dort der Liebe hinderlich in den Weg trat und dem, welches aus einer bloßen Gewöhnung des Wohllebens heraus das Gleiche bewirkt, ist gleichwohl der erheblichste Unterschied. Dort vernichtete das Standesvorurtheil, das so engherzig und grausam es sein kann, doch eine Menge ethischer Beziehungen in sich aufnimmt, eben durch diese die Möglichkeit, daß der Knecht der Herrin als Ideal in vollem Sinn des Worts erschien. Sie mochte ihn bewundern und gewissermaßen eine Sehnsucht empfinden ihn als Geliebten anschauen zu können, aber sie vermochte eben nicht ihn so zu erblicken. Seiner Männlichkeit fehlte ein Wesentlichstes, das ihr befangener Sinn nicht von demselben zu trennen im Stande war, er war entstellt in ihren Augen, wie sehr sie ihm auch den Preis zuerkannte. Mit diesem seelischen Vorgang, der in allen ähnlichen, auch den modernsten Verhältnissen wiederkehrt, wo ein wirkliches Standesbewußtsein die Schranke errichtet, hat selbstverständlich jener andere, den ich berührt, nichts gemein. Er haftet als ein eigenthümlicher an unserer Zeit und an Zuständen der Gesellschaft und Personen, die ebenso leicht an Vorurtheilen und leider häufig auch an Ueberzeugungen als schwer am Materialismus der Genußsucht zu tragen haben.

Es existirt ein psychologischer Zusammenhang, der sich meines Erachtens gar nicht verkennen läßt, obwohl er wenig beachtet wird, zwischen den hier erörterten Beziehungen und der Cameliendamen-Literatur, deren Blüthe wir in unseren Tagen erlebt haben. Diese Literatur, so specifisch französisch sie ist, so individuell sie außerdem ihrem geistigen Vater angehört, ist doch gleichzeitig eine signatura temporis und muß in diesem Lichte betrachtet werden. Sie enthält von allen Redensarten abgesehen, welche der herkömmlichen Moral, dem Anstand, gewissen Schicklichkeitsrücksichten u. s. w. zu Liebe gemacht werden und die eben nur Redensarten sind — nur Eins, was ihr specifisch eigenthümlich ist und ihren Kern bildet: die Apotheose des gesunkenen Weibes. Und der langen Reden, welche bei Gelegenheit solcher Apotheosen gehalten werden, kurzer Sinn ist immer der: „Dies Weib, es ist wahr, ist gesunken, sie hat zügellos ausgeschweift, sie hat alle Sitte beleidigt und mit Füßen getreten, sie hat excentrisch geschwelgt, aber sie liebt gleichwohl, sie kann lieben. Berührt von der Liebe, an die sie nicht mehr glaubte, stößt sie die Pracht, von der sie umgeben, weit von sich . . . sie ist eine poetische Erscheinung.“ Und grade hier liegt das Verbindungsglied mit dem Materialismus der Gesellschaft. Ich vermeide über dies Thema weitläufig zu werden und in Untersuchungen über die Verzerrung, welche das Poetisch-Reine durch seine Einsenkung in unreine Lebensverhältnisse erleidet, einzugehen. Aber zu bestreiten scheint mir nicht, worauf es mir zunächst nur ankam, daß je unpoetischer das Weib in der Gesellschaft wird, desto mehr dem verzerrt-Poetischen eine Folie erwächst, welche dasselbe emporhebt. Dieser Hebel wird

nicht zu übersehen sein, wenn wir verstehen wollen, warum grade jetzt mehr wie in früheren Zeiten ein literarischer und Bühnenerfolg der gedachten Art möglich war. Daß andere Momente außerdem bedingend eingreifen, wird damit natürlich nicht in Abrede gestellt. Aber unsere Untersuchung hat sich auf diese nicht einzulassen.

Treten wir aus diesem niederen Dunstkreis heraus und richten wir unseren geistigen Blick noch einmal auf die Lichterscheinung, deren unveränderliches, wenn auch oft nur in schwachen Linien angedeutetes Wesen wir zu erkennen uns bemühten. Geboren vom Drang des organischen Werdens tritt die Liebe als sehnendes Verlangen in des Menschen Leben, sie erschafft sich ein Ideal, mit dem in Eins verbunden zu werden, der Traum ihrer Träume ist, sie erhält in der Gegenliebe die äußerste Beseligung des Selbstgefühls und des sinnlichen Triebes, sie schaut, reiner Empfindung höchsten Entzückens voll, in das Himmelreich eines Glückes, in dessen Anschauen ihr alle irdische Umgebung verwandelt erscheint und das eigenste Wesen des Menschen den flammenden Liebesopfertod ersehnt. Die Liebe ist ungelehrt und ungelehrig. Sie kennt nur den einen Artikel ihres kurzen Glaubensbekenntnisses und weiß und begreift nichts von einer Pflichtenlehre. Bei dem leisesten Versuch des Zwanges entflieht sie, aber freiwillig gewährt sie ohne Rückhalt Alles, so viel sie besitzt. Die Liebe ist heroisch, wo ihre Kraft herausgefordert wird und sie wohnt nicht in einer Seele, welcher durch Naturanlage solche Kraft nicht eigen oder der sie im Wohlleben versiegte, aber ihr eigenstes Wesen ist doch: selige Ruhe, seliges Selbstgenüge, tiefste Befriedigung, die wie ein kraftvoller Athemzug in reiner

Luft den ganzen Menschen, Leib und Seele, im innersten Seinsgrunde speist und erquickt. Auf ihr, die immer erneuert unsterbliches Wesen im Leben der Menschheit hat, liegt ein Verklärungsglanz wie auf den Worten der Botschaft, die an die Hirten erging: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Anmerkungen.

1) Das Buch des berühmten englischen Denkers ist mir immer halb als problematische Curiosität, halb als curioses Problem erschienen und wenn eine Bemerkung, die er in seiner Schrift irgendwo vorbringt, nicht etwa die Entstehung derselben erklärt, so gestehe ich, daß mir des Räthsels Lösung schwer fällt. In dieser Bemerkung sagt St. M.: „Wer vermag anzugeben, wie viele der eigenartigsten Gedanken, welche männliche Schriftsteller veröffentlicht haben, eigentlich der Eingebung eines Weibes zu verdanken sind, während der Mann den Gedanken nur ausgearbeitet, geprüft und bestätigt hat? Wenn ich nach mir selbst urtheilen soll, so trifft dies wirklich für sehr viele Fälle zu." Eines solchen Eindruckes wird sich mancher aufmerksame Leser des Mill'schen Buches in der That nicht ganz erwehren können, auf mich wenigstens hat es denselben ganz entschieden gemacht. Das logische Gerüste der Argumentation, vorsichtig errichtet und mit vielen Haken und Klammern befestigt, verräth die Manneshand, während der eigentliche Gedankeninhalt mit seinen vielfachen Uebertreibungen, Entstellungen und geistreichen Einseitigkeiten auf Frauen-Eingebung hinzudeuten scheint. Welche Uebertreibung liegt nicht z. B. in der Behauptung, die einen Hauptsatz von Mill enthält, daß wir von der eigentlichen Natur des Weibes so gut wie gar nichts

wissen könnten, weil dieselbe gegenwärtig ein durchaus künstliches Ergebniß von lange bestandenen Verhältnissen und lange Zeit wirkenden Einflüssen sei. „Das einzige Mittel", sagt Mill, „um sich einen theilweisen Einblick in die äußerst schwierige Frage, welches die natürlichen Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern sind, zu verschaffen, ist ein analytisches Studium jener wichtigsten Abtheilung der Psychologie, welche über die Gesetze handelt, wonach Umstände und Verhältnisse den Charakter des Menschen beeinflussen." Die in der That vorhandene Schwierigkeit ist hier ins Ungeheuerliche gesteigert. Der Forscher auf diesem Gebiet wird jenen Punkt, auf dem St. M. alles Gewicht verlegt, daß lange wirkende Einflüsse den Charakter allmälig umzubilden vermögen, wohl ins Auge zu fassen, aber er wird sich auch zu erinnern haben, daß wesentliche Charakterzüge durch Jahrhunderte hindurch allen Einflüssen den zähesten Widerstand leisten und von Geschlecht zu Geschlecht unverloren forterben, er wird ferner, indem er untersucht, immer vergleichend untersuchen und das Weib nicht allein in den verschiedensten Individualitäten, den verschiedensten Lebensstellungen, den verschiedensten Zeitaltern, sondern auch da aufsuchen, wo von künstlich wirkenden Einflüssen sehr wenig oder gar nicht die Rede sein kann. Wenn ihm Europa, welches übrigens auch für diesen Zweck ein kaum zu erschöpfendes Material aufzuweisen hat, nicht genügt, so richtet er seine Blicke nach Amerika, nach Australien und er findet dort — wie ich noch ausdrücklich als Zeuge hervorheben möchte, da es mir in früheren Jahren beschieden war, jenes Land und seine Ureinwohner in jahrelanger Anschauung kennen zu lernen — eine wesentliche Uebereinstimmung mit denjenigen Charakter- und Wesenszügen, die wir überall und zu allen Zeiten und bis auf den heutigen Tag als charakteristisch für das Wesen des Weibes im Unterschied von dem des Mannes aufzufassen uns gewöhnt haben. Selbst die äußerst niedrige Lebensstufe jener Race vermag das zu Grunde liegende Gemeinsame nicht aufzuheben oder völlig unkenntlich zu machen.

Wie dem übrigens auch sei, die Behauptung Mill's, daß wir eigentlich gar nicht wissen können, wie die Anlagen und das natürliche Wesen des Weibes beschaffen seien (denn von dem, was die Psychologie zur Aufhellung dieser Thatfrage leisten soll, ist, wie M. zugiebt, bisher kaum ein Anfang gemacht), diese Behauptung, ob begründet oder nicht, ist ganz danach angethan, eine beträchtliche Verwirrung in manchen Köpfen anzurichten. Es ist manchmal kaum mehr erforderlich als das Gefühl oder die Einbildung einer solchen endlosen, unbestimmten Bestimmbarkeit, womit sich dann immer das zweite einer mehr oder minder verfehlten Bestimmung verbindet, um einen früher besonnenen Menschen auf phantastische Bahnen hinauszutreiben. Und wenn dies für den einzelnen Menschen gilt, so gilt es auch für das Geschlecht im Ganzen, soweit dasselbe solchen ausgestreuten Samen aufnimmt und verarbeitet. Dabei kommen denn allerlei wunderliche Geisteszustände heraus und es kann an sehr ernsthaft gemeinten Rechtsansprüchen, Beschwerden und Anklagen natürlich nicht fehlen. Wem fällt nicht bei manchen übereifrigen Anstrengungen, welche das Weib unserer Tage macht, um sich dem Manne gleichzustellen, jene unvergleichliche Stelle aus einem Brief der biederen, schreiblustigen Herzogin von Orléans ein, welche sich „den Mannsmenschen er-

springen" zu können vermeinte. „Ich bin mein Lebtag" (sagt diese pfälzische Prinzessin — Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Gemahlin Philipps I., Bruder Louis XIV. † 1701 — in einem ihrer unzähligen Briefe) „lieber mit Flinten und Degen umgegangen als mit Puppen, wäre gar zu gern ein Junge gewesen und das hätte mir schier das Leben gekostet; denn ich hatte erzählen gehört, daß Maria Germain vom Springen zum Mannsmenschen geworden, das hat mich so erschrecklich springen machen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen habe." Die Herzogin von Orléans war also ebenfalls sehr erpicht darauf, männliche Rechte ausüben zu dürfen, aber als ihr der „Mannsmensch" trotz aller Capriolen, die sie seinetwegen verübte, nicht gelingen wollte, war sie verständig genug, nicht Gott und die Welt ob dieses Fehlschlags anzuklagen, sondern sich vielmehr zu freuen, „daß sie nicht den Hals gebrochen habe", und dies Verhalten kann gewiß noch jetzt für alle ähnlichen Fälle als Muster aufgestellt werden.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich den Umstand, daß das Weib Nährstoff erzeugt, der Mann aber nicht, um deßwillen mit besonderem Nachdruck erwähnt und als einen so specifischen, Mark und Bein durchdringenden bezeichnet habe, daß sich ihm kein zweiter an die Seite stellen lasse, weil nach meiner Auffassung demselben eine größere ethische, das Gemüthsleben direct angehende Bedeutung zukommt, als allen anderen functionellen Geschlechtsverschiedenheiten, die wir ins Auge fassen mögen. Und dem gegenüber erscheint es mir auch von verhältnißmäßig geringer Bedeutung, daß einzelne constatirte Fälle berichtet werden, in denen auch von der männlichen Brustdrüse

Milch abgesondert und selbst von Männern gesäugt worden ist, ebenso wie daß im Allgemeinen die Brüste bei Kindern, auch bei nicht schwangeren Frauen und selbst bei Männern eine milchartige Feuchtigkeit enthalten (den Brustsaft), welche gewöhnlich wieder eingesogen wird, zuweilen aber auch ausgedrückt werden kann. Wenn solche Momente als Belege dafür aufgeführt werden, daß von einem „polaren Gegensatz der Geschlechter" nicht geredet werden dürfe, so wird man dies gelten lassen können, ohne dadurch das Recht aufzugeben in der normalen und regelmäßigen Sonderung der Functionen und zumal in einer so schwerwiegenden wie die unmittelbare Bereitung ernährender Substanz mittelst des Lebensprocesses einen Riß anzuerkennen, der Männliches und Weibliches sondernd durch das Geschlecht geht.

2) Es giebt vielleicht nichts Unfruchtbareres, Sinnverwirrenderes und für einen logischen Kopf Ermüdenderes als die große Debatte, ob die Frauen für befähigt zu erachten sind am politischen Leben in einem activeren und ausgedehnteren Sinne als es bisher üblich war, Theil zu nehmen. Nichts Unfruchtbareres und nichts Ermüdenderes, denn selbst die zugegebene Befähigung entscheidet nichts für die Hauptfrage, der sie doch eigentlich zu Gute kommen soll: ob nämlich eine solche Antheilnahme der Frauen zu erstreben ist und ob wir die dahin zielenden Bestrebungen zu secundiren, ihnen mindestens unsere moralische Unterstützung zu leihen haben. Sie entscheidet für diese Hauptfrage nichts, wenn sie nicht gleichzeitig die andere Frage, bei der aber gänzlich veränderte Gesichtspunkte zur Geltung kommen, entscheidet, ob die Begünstigung einer etwa vorhandenen und also

als thatsächlich anzuerkennenden Befähigung des Weibes für das öffentliche Leben nicht ihre unzweifelhaft vorhandene und außer aller Debatte stehende Befähigung als Mutter, d. h. als Ernährerin des Menschengeschlechts zu wirken, beeinträchtigen, schmälern und also ganz oder theilweise aufheben würde. Kommen wir aus irgend welchen Gründen dazu, diese Frage zu bejahen, so hilft es uns nichts, daß wir vorher die Befähigung des Weibes für das politische Leben nicht in Abrede gestellt haben, da die Wagschale in solchem Fall entschieden zu Gunsten des Bestehenden zu Boden zu sinken scheint. Es dürften sich wohl nur wenige vorgeschrittenste Geister finden, welche den Verlust, den die gesammte Menschheit erleiden würde, wenn der ernährende und erziehende Beruf des Weibes als Mutter eine ernsthafte und unvermeidliche Schädigung erlitte, durch den Gewinn, den das politische Leben etwa erfahren könnte, genügend compensirt finden würden oder welche die Frage mit der Sentenz für erledigt und abgethan erachten, daß es sich um ein Frauenrecht handele und daß das Recht stets allen anderen Rücksichten vorauszugehen habe. Das angebliche Recht läßt sich ohnehin auf den Nachweis der Befähigung allein unmöglich gründen. Jede Befähigung ist nicht ohne Weiteres und durch sich selbst schon ein Rechtstitel für die Ausübung und Bethätigung der in der Befähigung liegenden Anlage und Kraft, sondern sie ist es jedenfalls nur dann, wenn dadurch unzweifelhaft bestehende, allgemeinere Pflichten nicht geopfert werden. Das politische Leben besteht doch und kann zur Noth bestehen auch ohne die Heranziehung der Frauen zum Staatsdienst und zur Ausübung öffentlicher Pflichten, die öffentlichen Angelegenheiten werden verwaltet auch ohne die begehrte Ausübung des politischen Stimmrechts, wie aber die Pflege und gedeihliche Entwickelung des heranwachsenden Menschengeschlechts zu Stande kommen sollte, ohne die auf diese größte Aufgabe unverbrüchlich geleitete und an ihr beharrlich ausdauernde mütterliche Fürsorge des gesammten weiblichen Geschlechts, entzieht sich all' und jeder Berechnung, ja all' und jeder Vorstellung. Solange aber eine solche Vorstellung nicht besteht, solange uns nicht Jemand anzugeben vermag, wie ein Ersatz für das, was das Weib in dieser Richtung gegenwärtig leistet, zu beschaffen, wie ein Ausfall zu decken wäre, so lange dürfen wir von einer Pflicht des Weibes auf diesem Posten auszuharren reden, so lange müssen wir alle vorgeschlagenen und angestrebten Aenderungen in seiner Stellung hauptsächlich unter diesem Gesichtspunkt betrachten und entscheiden. Wir halten uns auch — mit Erlaubniß von Frau Dohm und ihresgleichen, welche proclamiren, daß es „überhaupt gar keinen weiblichen Geschlechtsberuf giebt, sondern nur einen allgemein menschlichen und einen individuellen" — für berechtigt hierbei von einem Beruf des Weibes als Weib zu reden, weil der Beruf eines größeren Ganzen, eines Stamms, eines Volks, einer Nation, einer Abtheilung der Menschheit — und also auch der weiblichen Abtheilung — immer dann entsteht und vorhanden ist, wenn dieselben zu einer bestimmten Leistung befähigt und ausgerüstet sind, wenn solche Leistung von Niemand anders übernommen werden kann und wenn dieselbe für die Erhaltung und Entwicklung des Ganzen wesentlich und unentbehrlich ist. Diese drei Indicien treffen, bis der Gegenbeweis, daß

ein Ersatz möglich ist, erbracht ist, auf die ernährende Qualität des Weibes in der weiteren Bedeutung des Wortes zu und deshalb wird hier mit durchaus richtiger Anwendung des Sinns von einem Geschlechtsberuf des Weibes stets geredet werden müssen. Daß es individuelle Ausnahmen, gewissermaßen falsch construirte Frauennaturen giebt, braucht nicht erst bewiesen zu werden, da dieselben selbst dafür sorgen, daß sie nicht in Vergessenheit gerathen, aber es ist doch eine starke Zumuthung, daß wir uns grade durch sie über das Nichtvorhandensein des weiblichen Geschlechtsberufs sollen unterrichten lassen.

Die Frage: müßte und würde eine lebhaftere Betheiligung des weiblichen Geschlechts an den Pflichten und ausübenden Thätigkeiten des öffentlichen Lebens nicht ihre Befähigung, Ernährerin des Menschengeschlechts zu sein, mehr oder minder in Frage stellen und beeinträchtigen — eine Frage, an der Stuart Mill kaum im Vorübergehen streift — ist also in der That die allerwichtigste und erste und jedenfalls kommt ihr, wenn man den Gegenstand principiell und umfassend behandeln will, keine geringere Bedeutung zu, als der nach der Befähigung des Weibes für das öffentliche Leben. Sehr beherzigenswerthe Worte über diese Seite der Frage enthält die Schrift eines der besonnensten französischen Schriftsteller, des 1872 verstorbenen Grafen Agenor von Gasparin. Die aus seinem Nachlaß veröffentlichte, von R. Lutz übersetzte Broschüre: „Was die Frauen fordern" (Bremen, Heyse 1873) faßt zunächst die Einführung der allgemeinen Abstimmung ins Auge. G. bezweifelt das Gelingen. „Die echten Frauen", sagt er, „werden von diesem Rechte keinen Gebrauch machen; sie werden weder dem Tumulte noch den unsanften Berührungen des öffentlichen Lebens die Stirne bieten; selbst angenommen, sie hätten es auch nur einen Tag lang versucht, so würden sie voll Bestürzung und Schamgefühl eilends ihre Heimstätte wieder aufsuchen, um sich daselbst zu verbergen und sie nicht zum zweitenmale zu verlassen. Statt der allgemeinen Abstimmung würdet ihr erreichen, was das Schlimmste wäre: die Abstimmung einer Minderzahl, einer Minorität irregeleiteter Geister, fraglicher Existenzen von Frauen, die nichts mehr zu verlieren haben. Um eine solche Minorität politischer Frauen zu befriedigen, hättet ihr den holdseligen Einfluß und den edeln Beruf des Weibes überhaupt in Frage gestellt." Der Verfasser erwägt alsdann die allgemeinen Folgen, wenn es zur Einführung der Abstimmung käme und wenn er hierbei auch zunächst an französische Zustände und an den Charakter seiner Nation denkt, so läßt sich seinen Bemerkungen doch eine gewisse Allgemeingültigkeit nicht absprechen. „Man vergesse nicht", sagt G., „daß wenn in sturmbewegten Zeiten die Frauen mit abstimmen, die Leidenschaft es sein wird, welche die Stimmen abgiebt. Es handle sich um Krieg und man sieht die Frauen noch kriegerischer sich gebärden als wir: denkt an die Weiber der Griechen, Römer, Germanen, Gallier; erinnert euch der Spinnrocken, mit denen sie die friedliebenden Jünglinge beschenkten; und werfen wir — ohne soweit zurückzugreifen — nur einen Blick auf die jüngsten Ereignisse, welche Pulver-Trunkenheit, welche Gier nach Aufregung, welchen Epauletten-Cultus und was für ohnmächtige, unter dem Anstrich des Patriotismus verborgene Wuthausbrüche gewahren wir da! Handelt es sich um Revolution, so sehen wir

die schrecklichen Gestalten wüthender, blutgieriger Weiber mit schäumendem Munde, das Messer in der Hand, stets bereit Reden zu halten, abzustimmen, zu morden und den Männern ihre Feigheit und Weichlichkeit vorzuwerfen. Wir dürfen uns ferner nicht verhehlen, daß die Abstimmung der Frauen in sämmtlichen katholischen Ländern vor Allem von der Geistlichkeit würde unterschrieben werden. Es ist der Mühe werth, darüber nachzudenken. Diese Abstimmung abgerechnet — was verdanken wir der Geistlichkeit nicht allbereits? Die Expedition von Mexico, von China, von Rom, die Kriegserklärung an Preußen. Mit dieser Abstimmung hätten wir ihr die Erweckung eines lateinischen Europa's im Kampfe mit dem protestantischen zu verdanken, vielleicht die vermittelnde Sendung unserer Truppen in den Orient zur Förderung der katholischen Mission, vielleicht sähen wir unsere Truppen in Italien, um die weltliche Macht des Papstes wiederaufzurichten, vielleicht in Spanien, wenn dieses seine Pforten dem Evangelium allzuweit öffnen würde. Fügen wir hinzu, daß die politisch-religiösen Fragen allein im Stande sind, die große Mehrheit der Frauen trotz ihrem innerlichen Widerstreben gegen die Abstimmung dahin zu drängen und daß die Geistlichkeit sie dahin treiben möchte."

G. untersucht ferner, welche Bedeutung es für das Leben der Frau haben müßte, wenn ihr gewisse öffentliche Aemter übertragen würden. Er sagt hierüber u. A.: „In den Ver. Staaten haben Hunderte von Mädchen das Diplom als Aerzte erhalten. In Frankreich fangen einige Frauen an die „Ecole de Médecine" zu besuchen und mehrere haben die Prüfung mit Auszeichnung bestanden. Wenn es sich, wie es heißt, nur darum handelt, den Frauen überhaupt Aerzte ihres eigenen Geschlechts zu geben, um dadurch ein berechtigtes Zartgefühl zu schonen, so ist Alles recht und haben wir nichts dawider einzuwenden; und wenn Amerika beabsichtigt, einen Theil seiner weiblichen Aerzte nach China und dem Orient zu schicken, um ihnen mittelst ihrer medicinischen Kenntnisse den Zutritt in die Harems zu verschaffen, so können wir diese Ausdehnung des Feldes weiblicher Thätigkeit nur willkommen heißen. Man spreche aber nicht von Frauen als Advokaten und Pfarrern: alsdann wächst die Unverträglichkeit, denn hierbei verschwindet die Frau, um nur noch einen Mann im Weiberrocke übrig zu lassen.

Man versuche, sich ein junges Mädchen als Pfarrer vorzustellen! — die Frau als Pfarrer, während der Mann unter den einfältigen Gläubigen Platz nimmt! —

Es gilt: zu wählen. Selbst bei völliger Gleichheit der Fähigkeiten kann man nicht alles zumal sein. Die Frau wie auch wir, wir müssen uns mit einer von zwei Rollen begnügen.

Wohlbemerkt, das öffentliche Leben läßt sich mit dem weiblichen Beruf um so weniger vereinigen, als dasselbe immer größere Anforderungen an uns stellt. Mit den freien Einrichtungen wachsen auch die Bürger-Pflichten. Bald ist es eine Wahl mit ihren vorausgehenden Versammlungen und Vorbereitungen, bald eine Stadtraths-, Gemeinderaths- oder andere Sitzung; bald sind es Untersuchungscommissionen oder Zusammenkünfte, wo gewisse Fragen verhandelt, vertheidigt oder angegriffen werden; bald sind es die Zeitungen, die politische Literatur, Rundschreiben an die Wähler und anderes mehr, das

uns beschäftigt. Und diesem allem soll sich die Wohnung, sollen sich die Kinder, vom Manne zu schweigen, anbequemen? Es sei denn, daß der Mann durch einen gerechten Umschlag der Dinge, nachdem er ja lange genug die Staatsangelegenheiten besorgt hat, dazu verdammt werde, den Küchenlöffel zu führen und die Kinder zu wiegen!

Geben wir uns keiner Täuschung hin. Die politische Emancipation braucht nicht in ihrer ganzen Ausdehnung zur Anwendung zu kommen, um viel Unheil anzurichten. Schon die Idee reicht hin, die Familie zu erschüttern. Das falsche Ideal verrückt die Stellungen, verfälscht die gegenseitigen Beziehungen und stört das liebende Vertrauen.

Die Frauen, welche die politische Gleichheit fordern, versichern zwar laut und meinen es zweifelsohne ganz treuherzig: sie würden weder ihre Pflichten als Ehefrauen versäumen, noch ihre Pflichten als Mütter; sie würden im Gegentheil, indem sie sich mehr Wissen und Lebensernst aneigneten, ihre Verpflichtungen um so besser erfüllen können! Wir bestreiten diesen Punkt keineswegs. Die geistige und sittliche Ausbildung könnte nur ein willkommener Vortheil sein. Allein es handelt sich nicht um die Ausbildung, sondern um die dem einem Geschlechte gehörigen Rechte und Pflichten, welche das andere beanspruchen will, es handelt sich um die ganze Umgestaltung des Berufes, der Gedanken, der Arbeiten, der Individualität, und man wird uns schwerlich überreden können zu glauben, daß, während es den Männern so schwer wird, Männer zu sein, die Frauen ohne ihren Frauen-Charakter aufzugeben, ebenfalls Männer werden, d. h. zwei Rollen auf einmal übernehmen, den zwiefachen Beruf ausüben, die Menschheit in ihrer doppelten Erscheinung darstellen

könnten! Die Frau ginge uns dabei verloren, ohne ein Mann zu werden. Dafür würden wir dieses mißgestaltene Etwas, dieses abstoßende Wesen erhalten, welches bereits in unserem Gesichtskreise auftaucht. Das Erscheinen des Mann-Weibs ist mehr als eine Drohung, es ist beinahe eine vollendete Thatsache. Sein Vorläufer ist die burschenhaft auftretende Jungfrau; sie wird Zeitungen redigiren, Reden einstudiren, Wahlumtriebe machen; zum Streite in Wort und Schrift stets gerüstet, ebensosehr Pedant als Politiker wird sie durch unsanfte Berührungen bald die schamhafte Zurückhaltung, welche zugleich die Anmuth und den Schutz ihres Geschlechtes ausmacht, abgestreift haben; mit dem weiblichen Reize wird unsere Achtung verschwinden und da wir es nur noch mit Männern zu thun haben, werden wir roh und lümmelhaft werden. Wer sollte uns die feine Gesittung lehren, gegen wen brauchten wir Rücksichten zu üben, wozu unserem Wohlbehagen das geringste Opfer auferlegen? Die Sitten werden sich ihrer Geschmeidigkeit entkleiden, der Verkehr wird kalt und schroff werden, der wahre Anstand, die echte Feinheit, die gute Sitte, — lauter Dinge, die unter dem Auge der Frau gepflegt wurden, werden verschwinden, sobald es keine Frauen mehr giebt. Der Schutzengel senkt seine Flügel, das Haus steht öde, jedem Winde preisgegeben, ein Gegenstand ohne Namen, den man mit Entsetzen flieht."

So weit Gasparin. Daß der vortreffliche Verfasser des Buches La famille auch hierbei seinen Blick vor Allem auf die Familie gerichtet hält, wird seinen Auseinandersetzungen nicht zum Schaden gereichen. Das Weib in der Familie ist ihm eben das Weib in seiner ernährenden Eigenschaft und selbst wenn wir die Möglichkeit zugeben

wollten, daß die Familie nichts Unvergängliches wäre, daß eine spätere Zeit eine andere Form des geschlechtlichen Zusammenlebens schaffen könnte, so würde doch eben nur die Form geändert sein. Das Princip bleibt unverändert und es ist der zu Grunde liegenden Bedeutung nach gleichgültig, ob ich sage: legt nicht Hand an die Familie oder legt nicht Hand an das Weib in seiner ernährenden Eigenschaft. Dieser letztere Ausdruck hebt nur das Verhältniß, auf das es meines Erachtens vor Allem ankommt, am schärfsten und bezeichnendsten hervor, er läßt weniger Unklarheit aufkommen als wenn ich die Vorstellung der Familie erst dazwischen schiebe und bezeichnet einfacher die Richtung, der sich unsere Betrachtung vor Allem zuwenden sollte.

Am ehesten ist wohl hinsichtlich der beanspruchten Antheilnahme am politischen Leben zu der Einsicht und Ueberzeugung zu gelangen, daß dieselbe in der That mit dem natürlichen Beruf des Weibes in der hier immer festgehaltenen Bedeutung des Wortes unverträglich ist, daß dieselbe die unentbehrliche Leistungsfähigkeit desselben in dieser Richtung schmälern und mehr oder minder aufheben müßte und daß die Oekonomie im Welthaushaltungsplan, wie wir sie vorläufig noch begreifen und verstehen, ein solches gefährliches Experiment nicht verträgt. Aber der gleiche Gesichtspunkt findet natürlich, da es sich hierbei um ein Grundverhältniß in der Stellung des Weibes handelt, Anwendung auf die unendlich viel ernsthaftere, verwickeltere und schwierigere Seite der Frage, welche einerseits die Arbeit der Frau, andrerseits die Erziehung der Frau betrifft. Die Schwierigkeit ist deshalb so ganz anderer und so viel ernsthafterer Art, weil sich den hier entstehenden Forderungen kein radicales Veto

wie auf politischem Gebiet entgegensetzen läßt, sondern es sich hierbei um die Untersuchung von Fall zu Fall handelt. Wir können und müssen, wenn wir den Blick auf das Ganze gerichtet halten, wozu wir als Gesetzgeber verpflichtet sind, die politischen Forderungen der Frauen a limine abweisend behandeln, aber wir haben bei der Frage der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts resp. der Erweiterung derselben die socialen Nothstände, welche dahin drängen, zu berücksichtigen und bei der Frage der Betheiligung des weiblichen Geschlechts an den höheren Bildungsmitteln, die thatsächlich vorhandenen Gebrechen in der Erziehung des Weibes in's Auge zu fassen, die uns ebenfalls jederzeit geneigt machen müssen, Verbesserungsvorschlägen ein offenes Ohr zu leihen. Je mehr wir den politischen Ansprüchen, nachdem wir ihre Unzulässigkeit begriffen, unsere Unterstützung versagen, desto mehr kann es als Pflicht erscheinen, sie nach der anderen Seite mit vollen Händen zu spenden. Meistens steht die öffentliche Meinung auf diesem Standpunkt und gerade die wohlmeinendsten Geister lassen sich hierin nicht gerne Einschränkungen auferlegen. Einschränkung gilt als Conservatismus und zopfige Engherzigkeit. Werden etliche Vorbehalte überhaupt noch gemacht, so beziehen sich diese, wie namentlich bei der Zulässigkeit des Erwerbs höherer Bildung für das weibliche Geschlecht, hauptsächlich doch nur auf die Durchführbarkeit. Daß es nicht mehr wie recht und billig sei, dem weiblichen Geschlecht das volle Bildungsmaterial in demselben Umfang wie dem männlichen zur Disposition zu stellen, wird meistens ohne viel Bedenken zugegeben. Kenntnisse und Aneignung von Bildung ist ja etwas so Vortreffliches, das Verlangen

wollten, daß die Familie nichts Unvergängliches wäre, daß eine spätere Zeit eine andere Form des geschlechtlichen Zusammenlebens schaffen könnte, so würde doch eben nur die Form geändert sein. Das Princip bleibt unverändert und es ist der zu Grunde liegenden Bedeutung nach gleichgültig, ob ich sage: legt nicht Hand an die Familie oder legt nicht Hand an das Weib in seiner ernährenden Eigenschaft. Dieser letztere Ausdruck hebt nur das Verhältniß, auf das es meines Erachtens vor Allem ankommt, am schärfsten und bezeichnendsten hervor, er läßt weniger Unklarheit aufkommen als wenn ich die Vorstellung der Familie erst dazwischen schiebe und bezeichnet einfacher die Richtung, der sich unsere Betrachtung vor Allem zuwenden sollte.

Am ehesten ist wohl hinsichtlich der beanspruchten Antheilnahme am politischen Leben zu der Einsicht und Ueberzeugung zu gelangen, daß dieselbe in der That mit dem natürlichen Beruf des Weibes in der hier immer festgehaltenen Bedeutung des Wortes unverträglich ist, daß dieselbe die unentbehrliche Leistungsfähigkeit desselben in dieser Richtung schmälern und mehr oder minder aufheben müßte und daß die Oekonomie im Welthaushaltungsplan, wie wir sie vorläufig noch begreifen und verstehen, ein solches gefährliches Experiment nicht verträgt. Aber der gleiche Gesichtspunkt findet natürlich, da es sich hierbei um ein Grundverhältniß in der Stellung des Weibes handelt, Anwendung auf die unendlich viel ernsthaftere, verwickeltere und schwierigere Seite der Frage, welche einerseits die Arbeit der Frau, andrerseits die Erziehung der Frau betrifft. Die Schwierigkeit ist deshalb so ganz anderer und so viel ernsthafterer Art, weil sich den hier entstehenden Forderungen kein radicales Veto

wie auf politischem Gebiet entgegensetzen läßt, sondern es sich hierbei um die Untersuchung von Fall zu Fall handelt. Wir können und müssen, wenn wir den Blick auf das Ganze gerichtet halten, wozu wir als Gesetzgeber verpflichtet sind, die politischen Forderungen der Frauen a limine abweisend behandeln, aber wir haben bei der Frage der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts resp. der Erweiterung derselben die socialen Nothstände, welche dahin drängen, zu berücksichtigen und bei der Frage der Betheiligung des weiblichen Geschlechts an den höheren Bildungsmitteln, die thatsächlich vorhandenen Gebrechen in der Erziehung des Weibes in's Auge zu fassen, die uns ebenfalls jederzeit geneigt machen müssen, Verbesserungsvorschlägen ein offenes Ohr zu leihen. Je mehr wir den politischen Ansprüchen, nachdem wir ihre Unzulässigkeit begriffen, unsere Unterstützung versagen, desto mehr kann es als Pflicht erscheinen, sie nach der anderen Seite mit vollen Händen zu spenden. Meistens steht die öffentliche Meinung auf diesem Standpunkt und gerade die wohlmeinendsten Geister lassen sich hierin nicht gerne Einschränkungen auferlegen. Einschränkung gilt als Conservatismus und zopfige Engherzigkeit. Werden etliche Vorbehalte überhaupt noch gemacht, so beziehen sich diese, wie namentlich bei der Zulässigkeit des Erwerbs höherer Bildung für das weibliche Geschlecht, hauptsächlich doch nur auf die Durchführbarkeit. Daß es nicht mehr wie recht und billig sei, dem weiblichen Geschlecht das volle Bildungsmaterial in demselben Umfang wie dem männlichen zur Disposition zu stellen, wird meistens ohne viel Bedenken zugegeben. Kenntnisse und Aneignung von Bildung ist ja etwas so Vortreffliches, das Verlangen

danach ist etwas so Anzuerkennendes — wie sollte es angehen, das weibliche Geschlecht außerhalb der vollen Strömung derselben halten zu wollen? In diese Richtung geht ein außerordentlicher starker Zug der Zeit, und derselbe würde, unterstützt von der rührigen Propaganda der eigentlichen Frauen-Pioniere, noch viel fühlbarer sein, wenn die materiellen Hindernisse nicht sehr erhebliche wären, wenn der Kostenpunkt, die Gewöhnung unserer Sitten und andere Momente nicht zusammenwirkten, um beispielsweise der Benutzung der vorhandenen höheren Lehranstalten von Seiten des weiblichen Geschlechts, der Schaffung von Mädchengymnasien u. dgl. m. erschwerend entgegenzuwirken. Allein diese Hindernisse können überwunden werden und wenn Amerika, welches auf diesem ganzen Gebiete tonangebend ist, uns das Experiment vormacht und uns den Beweis der Fruchtbarkeit der weiblichen gelehrten Bildung durch Ernennung einer Anzahl von weiblichen Professoren auf allen möglichen Gebieten des Wissens liefert, so wird für Unzählige, welche die Frage nur von dieser Seite betrachten, dieselbe gelöst erscheinen. Der Zweifel verstummt. „Es geht in der That, es würde kleinlich sein, sich den glänzenden Resultaten ungläubig verschließen zu wollen, die Thatsachen reden laut und deutlich." Allein was reden denn die Thatsachen in solchem Fall? Doch höchstens nur, daß die Anlagen des weiblichen Geistes in individuellen Fällen einen weiteren Wissenshorizont zu umspannen vermögen, als ihnen bei den gegenwärtig ihnen gewährten Bildungsmitteln meistens erreichbar ist. Nun, wer sollte das bezweifeln? Schon die zu Nero's Zeit lebende Epidauererin Pamphile, die 33 Bücher geschichtlicher Denkwürdigkeiten

verfaßte, lieferte das merkwürdige Beispiel einer weiblichen Gelehrsamkeit, die eine staunenswerthe Belesenheit mit gründlicher Kritik vereinigte. Und wenn Pamphile nicht Professor war, so verdiente sie es jedenfalls zu sein. Aehnliche Beispiele finden sich durch alle Zeiten bis in die neueste. Wo eine besondere Gunst der Verhältnisse sich wirksam erweist, — wie das auch in dem erwähnten Fall zutrifft, da Pamphile einer Gelehrtenfamilie angehörte — steigen die Leistungen der Frauen und erreichen in einzelnen Fällen eine sehr bemerkenswerthe Höhe, welche das Durchschnittsmaß weit übersteigt. Man kann vielleicht so weit gehen zu sagen, daß sich die bisherigen, sehr vereinzelt vorkommenden Ausnahmefälle zu einer Regel erheben lassen würden, wenn der geistigen Cultur der Frau alle jene Hülfsmittel, alle jene höheren Bildungsanstalten u. s. w., welche die männliche Abtheilung der Menschheit hauptsächlich für sich geschaffen und in Benutzung genommen hat, verfügbar gemacht würden, man kann die Aussicht eröffnen auf eine erhebliche Förderung der Wissenschaft, auf einen erheblichen Zuwachs an allgemeiner Bildung, auf Erhöhung des ganzen Culturzustandes der Menschheit durch einen solchen Umschwung im Leben der Frau. Derartiges *kann* gedacht werden, die *Möglichkeit* ist nicht zu bestreiten, ein stricter Gegenbeweis läßt sich nicht führen, weder aus dem, was wir über die geistigen Kräfte der Frau im Allgemeinen zu wissen glauben, noch aus ihren bisherigen Leistungen, wie dies St. Mill in ermüdender Umständlichkeit dargethan hat und wie sich dies auch ohne alle Umstände sehr leicht einsehen läßt. Allein diese Möglichkeit eröffnet doch auch andere Möglichkeiten, die gleich-

zeitig berücksichtigt sein wollen und die bei einer solchen einseitigen Rechnung viel zu leicht bei Seite geschoben werden. Wenn es möglich ist, der Frau einen viel weiteren Wissenshorizont zu eröffnen und dadurch auch für die strenge Wissenschaft selbst oder für die Gebiete höherer geistiger Thätigkeit überhaupt einen Gewinn zu erobern, der ja allerdings dem Ganzen der Menschheit alsdann unverloren sein würde, ist es möglich, daß dies sich vollziehen sollte ohne die tiefste Rückwirkung auf das Gemüthsleben des Weibes? Ist es unwahrscheinlich anzunehmen, daß das Weib, welches rivalisirend mit der männlichen Intelligenz in die Schranken tritt, deren Erziehung systematisch in diese Bahnen gelenkt wird, jede Störung in der darauf zu verwendenden Arbeit als eine lästige Abziehung empfinden würde? Muß dies nicht von vornherein dem Gemüthsleben des Weibes den Impuls ertheilen sich zu der großen Aufgabe, welche die Natur ihm zuertheilt, deren geheiligtes Werkzeug es ist, unsympathisch zu stellen? Würde das Ergebniß nicht die Frau sein, die uns ohnehin ja schon oft genug entgegentritt, welche die eigene Kinderlosigkeit mit Wohlgefallen betrachtete, da Kinder „eine zu arge Last sind"? Heute noch Ausnahmen, da das Motiv, daß Kinder allzusehr belästigen, um Gegenstand des Wunsches zu sein, einen gewissen Cynismus der Auffassung bekundet, zu dem man sich nicht gerne bekennt, könnten diese Frauen sehr leicht die Regel werden, wenn die ganze Ausbildung sich den Wissenszwecken zuwendete und die Abneigung vor dem Belästigtwerden sich demnach aus einem höheren Gesichtspunkt als dem der bloßen abwehrenden Bequemlichkeit rechtfertigen ließe. Statt der primitiven Empfindung,

die ja auch heute zum Glück noch nicht erstorben ist, daß die fruchtbare Frau sich vor Vielen geehrt und ausgezeichnet, die unfruchtbare sich gedemüthigt und einer ihr zukommenden Auszeichnung beraubt erscheint, würde alsdann die umgekehrte Empfindung Raum gewinnen, daß die kinderlose Frau, weil sie an den „höheren Zwecken des Lebens" am wenigsten Einbuße erlitte, zu beneiden, die mit Kindern reich gesegnete zu beklagen sei. Der mächtige Hebel, der von jener primitiven Empfindung aus das Seelenleben des Weibes, seine Gefühle, Vorstellungen, Ideale, sein Fürchten und Hoffen beherrscht oder wenigstens in der Ausübung des natürlichen Berufs aufs Wesentlichste unterstützt, wäre zerbrochen und kein Zuwachs an Wissen, kein noch so gehobenes Geistesleben vermöchte in der Richtung dessen, was verloren gegangen, irgend einen Ersatz zu schaffen.

Diesen Gesichtspunkt sollten u. A. doch auch grade diejenigen Frauen endlich einmal beherzigen, die das treibende Grundmotiv ihres Verhaltens innerhalb der Frauenfrage der *idealen* Noth des Weibes, um mich so auszudrücken, entnehmen. Es walten dabei verhängnißvolle Fehlschlüsse ob, mit denen um so schwerer fertig zu werden ist, je gerechtfertigter das zu Grunde liegende Gefühl eines wahren Nothstandes ist.

Die ideale Noth des Weibes findet sich vielleicht in dem Kern ihres Wesens am prägnantesten in einem Kinkel'schen Verse ausgesprochen, und es ist gewiß sehr charakteristisch, daß gerade dieser Vers:

Ihr sollt euch selber rühren,
Aus eurem Nichts befrei'n;
Dann sollt ihr uns Walküren
Und sollt Velleden sein!

das Motto von L. Büchner's vielgelesener erster Schrift „Die Frauen und ihr Beruf" bildet. Niemand fühlte diese Noth innerlicher und machte sie, aber im besten Sinne, zum Programm ihres Lebensinhalts als diese höchst verdienstvolle Vorkämpferin.

Dieser Nothschrei eines Bewußtseins der Nichtigkeit oder Geringfügigkeit des Lebensinhaltes, gerade von den tüchtigsten, strebsamsten, idealsten Frauennaturen am schärfsten empfunden, dieser Drang, mehr sein und bedeuten zu wollen, als der bloße „Amüsirvogel" des Mannes (um einen Ausdruck von Professor van der Wyk hier zu gebrauchen) bildet den Ausgangspunkt aller jener Tendenzen in der Frauenfrage, die, ohne unbedingt von materieller Noth erzwungen zu sein oder sich ihrer Abhülfe dienstbar machen zu wollen, gleichwohl die bisher sanktionirt gewesenen Beschränkungen in der Existenz der Frau zu durchbrechen bemüht sind, um eben zu einem höheren Lebensinhalt zu gelangen, um die ideale Noth zu erleichtern, oder womöglich gänzlich hinwegzuräumen. Hierher gehört also der ganze, seit geraumer Zeit nicht ohne Schärfe und Erbitterung geführte Kampf um das Recht auf höhere Ausbildung, um die Zulassung zu den gelehrten Anstalten, um Frauen-Universitäten, u. s. w. In dem vielen wirren Hin- und Hergerede hierüber, das mit um so weniger Aussicht auf Erfolg geführt wird, je weniger gerade in diesen Dingen der Mann den Ausspruch der Frau oder umgekehrt, die Frau den Ausspruch des Mannes als kompetent anzuerkennen geneigt ist, wird, wie mir scheint, der Haupteinwand nie ganz scharf formulirt. Bei allen diesen Versuchen, dem Weib einen erhöheten Lebensinhalt zu verschaffen, es aus dem „Nichts

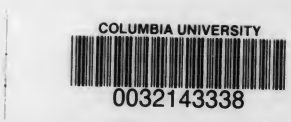
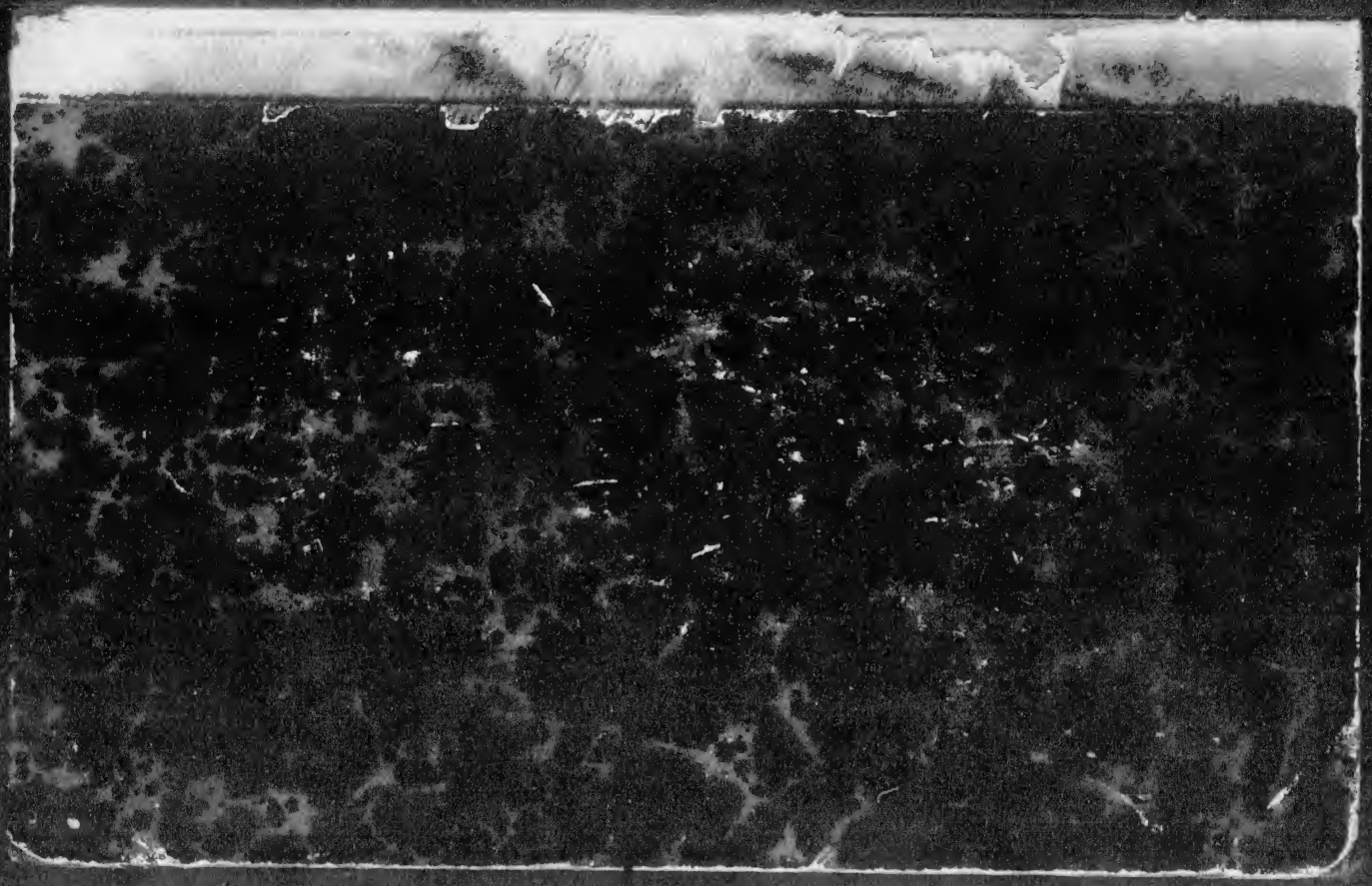
zu befreien" — und das ist, wie wir sahen, der Ausgangspunkt aller Bestrebungen auf dem Gebiet der idealen Noth — übersieht man, daß das Weib seinem ganzen Lebensbegriff, seiner ganzen lebendigen Bedeutung zufolge, doch nur als *Mutter* ihre Vollendung erreicht und daß das auch in *geistigem* Sinn zu verstehen ist. Nicht jedes Weib kann thatsächlich Mutter werden, aber sie bleibt es gleichwohl in einem gewissen und zwar in dem hier entscheidenden Sinn der Weiblichkeit, so lange sie der Mutterschaft innerlich der Tendenz und der Stimmung, der Sympathie und dem Interesse nach nicht abstirbt. Die Mutterschaft umfaßt die Keimpflege mit ihren Freuden und Wonnen, aber auch mit ihrer großen, die ausdauerndste Kraft und Liebesgeduld erheischenden Bürde und nur die ist als Mutter wahrhaft zu rechnen, die sich dieser Keimpflege, soweit eben ihre Kraft reicht, aktiv unterzieht oder die den Drang, dies zu thun, empfindet. Indem man dem Weib nun ganz andere Zielpunkte des Lebens eröffnet, ihm die Hörsäle und Universitäten aufschließt, es zur Konkurrenz auf allen Bahnen geistigen Strebens gewissermaßen einlädt, indem man sich nicht scheut, den darin belegenen Stachel des Eifers und Ehrgeizes ihm tief und tiefer einzudrücken, übersieht man ganz die drohende Gefahr, daß es seine mütterlichen Instinkte in demselben Maße schwinden fühlt, als Instinkte anderer Art in ihm erwachen. Man fragt sich viel zu wenig, ob die Keimpflege der Menschheit, die ihm bisher anvertraut war und in der es seine höchste ideale Vollendung erlebte, und die Pflege gelehrter Wissenskeime und Anpflanzungen nicht nach Stimmung, Richtung und Neigung unvereinbar mit einander sind und nur in Aus-

nahmefällen, die aber eben nicht als Regel aufgestellt werden dürfen, sich gegenseitig nicht ausschließen. Es könnte denn doch noch ganz anders kommen, als wie die wohlmeinenden Geister meinen, die das Weib der höheren Stände durch die systematische Zuführung und Aufschließung gelehrter Wissensquellen und neuer Bahnen unendlich zu bereichern und zu erhöhen glauben, ohne das „ewig Weibliche“ in ihnen zu schädigen, nämlich so, daß diese geistige Bereicherung allerdings stattfände aber für Geist und Gemüth eine Lahmlegung und Erschlaffung nach der Seite der Mutterschaft in naturnothwendigem Gefolge nach sich zöge. Dann wäre das Weib der höheren Stände ein verkrüppeltes Wesen, wie glänzend sein geistiger Blüthenkelch auch leuchte und dufte. Der „höhere Lebensinhalt“, dem dies ganze Ringen galt, wäre für das Weib selbst nicht erreicht, er ist eben auf diesem Wege nicht zu erreichen. Für die Menschheit aber wäre ein großer, tiefgehender Schade erwachsen. Denn wenn diese Folgen einträten, würde ohne Frage die ernährende Qualität des Weibes eine ganz wesentliche Beeinträchtigung erlitten haben, d. h. das Weib würde durch Aenderung seiner Stimmung, seiner Geschmacksrichtung, seines Sehnsuchtsdrangs, seiner Interessen, seines ganzen inneren Menschen minder befähigt, weil minder geneigt geworden sein, seinen mit so unendlich schweren Lasten verknüpften mütterlich ernährenden und erziehenden Beruf zu erfüllen. Die Keimpflege der Menschheit würde unersetzlichen Schaden erlitten haben und damit eine Folge eingetreten sein, gegen welche aller Vortheil, der auf der Seite des geistigen Erwerbs liegen könnte, federleicht wiegt.

Ich handle hier allerdings nur von Möglichkeiten, aber von Möglichkeiten, die sehr nahe liegen und die außerordentlich schwer wiegen und was sich daraus ergiebt ist, daß bei der Frage der Betheiligung der Frauen an den höheren Bildungsmitteln und den bisher den Männern vorbehalten gebliebenen Formen des Unterrichts die Frage der Durchführbarkeit und des Bedürfnisses, die gewöhnlich in die erste Linie gestellt wird, erst in die zweite Linie gehört, die Frage der Schädigung der weiblichen ernährenden Eigenschaft, die gewöhnlich sehr kurz abgefertigt, höchstens in die zweite Stelle gerückt wird, dagegen in die erste Stelle gehört und der eindringlichsten Erwägung werth ist. Diesen Gesichtspunkt genau feststellen, von seiner principiellen Bedeutung durchdrungen sein und ihn zur obersten Richtschnur der Beurtheilung erheben, scheint mir die erste Vorbedingung, um auf dem hier in Betracht gezogenen Gebiet nicht allen vernünftigen Halt zu verlieren und dem wirklich Wünschenswerthen und Heilsamen sich nirgends verschließend, schließlich auch den Punkt zu finden, wo es heißt: principiis obsta.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Widmung	V
Vorwort zur ersten Auflage	X
Einleitung	1
Die Stufen der Liebe	20
Die Grenzen der Liebe	34
Die ethischen Beziehungen der Liebe	53
Der Don-Juanismus	79
Vom wahren und falschen Ideal	103
Liebe und Freundschaft	146
Die Eifersucht	170
Die Liebe und die Gesellschaft	192
Anmerkungen	217

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

193D845 P
Duboc
Die psychologie der liebe.